

Geschichte Joseph's des Zweiten.

Dritter Band.



Joseph II und Friedrich II im Lager bei Neustadt.

te

olks.

r verzehret

1848.

Joseph II. und Friedrich II. im Lager
bei Neustadt.

Joseph der Zweite

der große Mann des deutschen Volks.

Nach den besten Quellen geschildert

von

C. T. Heyne.

Sieh, schon nahet der Frühling! Das strömende Wasser verzehret
Unten, der sanftere Blick oben der Sonne das Eis.

Göthe.

Dritter Band.

Leipzig,

Verlag von Ernst Schäfer.

1848.

Dritte Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Die Zeit sie mäht so Rosen als Dornen,
Aber das treibt immer wieder von vornen.
Göthe.

Achtundvierzigstes Capitel.

Opposition im Innern. Kämpfe in den Niederlanden.

In Ungarn hatte man sich durch auswärtige Einflüsse bestimmen lassen, in allem, was Joseph verordnete, Eingriffe in die alten Gerechtsame des Landes zu sehen. Er hatte sich nicht krönen lassen, wollte die deutsche Sprache in öffentlichen Geschäften eingeführt wissen und das Steuerwesen reguliren, das alles aber ohne die Stände zu befragen, ja ohne nur eine Miene zu machen, als ob er sie je zusammenrufen wollte. Wenn auch selbst in den deutschen Erblanden ein Murren nicht zu verkennen war, so muß man bei all diesen Erscheinungen bedenken, daß die in Frankreich herrschende Aufregung weit über dessen Grer

zen hinaus ging und daß die Erhebung eines Volks gegen Mißbräuche oder Schlendrian der Regierung, wie wir noch 1830 sahen, überaus ansteckend ist. Wenn nun manche andre Regierungen solche Volksbestrebungen unterdrücken wollen, um die Mißbräuche oder den Schlendrian nicht aufzugeben, so war dies bei Joseph keineswegs der Fall; dieser dachte, seine Völker würden die Wohlthätigkeit der gemachten Reformen durch die nicht ausbleibende Wirkung derselben schon einsehen lernen, und hatte Recht; denn hätte er länger gelebt, so ist der höchste Grad der Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß er, durch die Vorgänge in Frankreich belehrt, mit der Nation reformirt haben würde. Nur so verstehen wir seine Handlungsweise gegen Ungarn und gegen die Niederlande.

In diesem letztern Lande waren die Festlichkeiten, welche man wegen der Zurückgabe der politischen Freiheit anstellte, nicht auch zugleich Verkünderinnen der Eintracht und Ruhe. Noch bevor Joseph in den Türkenkrieg abging, um sich eine Krankheit zu holen von der er nicht völlig genesen sollte, erschienen in den Niederlanden eine Menge von Schmähschriften auf seine Reformen in geistlichen Sachen und auch neue Vorstellungen der Stände. Auf die letztern wurde bloß belehrend geantwortet, die erstern aber, welche von der niederländischen Regierung verboten worden waren, wurden in Wien frei ausgestellt und verkauft.

Da man diese Dinge nur für den Nachhall des bereits entfernten Gewitters hielt, so reis'te die Erzherzogin Christine mit ihrem Gemahl wieder nach Brüssel zurück, wo sie am 13. Jan. 1788 eintrafen. Zwei Tage später ward das Gene=

ralseminarium eröffnet und die vom Monarchen angestellten Lehrer kamen mit ihren Heften, um die Vorlesungen zu beginnen; aber es erschien kein einziger Zuhörer in den Hörsälen; die Zöglinge des erzbischöflichen Seminars zu Mecheln waren weder durch Mahnungen noch durch die Drohungen des Rathes von Brabant dahin zu bringen das neue Generalseminarium in Löwen zu besuchen.

Unterdessen reichte der Cardinal-Erzbischof an den Kaiser und seinen Minister Trautmannsdorf neue Vorstellungen gegen die neu ernannten Lehrer und Vorsteher der theologischen Zöglinge ein, weil die reine Kirchenlehre Gefahr laufe. Am 18. Jan. 1788 erklärte auch die Universität Löwen, sie könne die in ihrem Schoße nach dem Muster der erbländischen Hochschulen vorgenommenen Aenderungen nicht für Verbesserungen halten und müsse „als brabantischer Landstand" dagegen protestiren.

Immer noch suchte die Regierung zu belehren. Zunächst bewies sie der Universität aus ihren eignen Schriften von 1758 und 1784, daß sie ein separirter und vom Souverän abhängiger Stand sei und selbst um die Errichtung eines Generalseminars gebeten habe. Dann ließ sie auch folgende Stelle in die niederländischen Zeitungen einrücken: „Sehr angenehm lauten die Berichte aus Mailand, wo die weisen und wohlthätigen Absichten der Regierung nicht verkannt werden und man davon zu seiner Zeit schöne Früchte hoffen kann. Auf die den dortigen Bischöfen bezeigte allerhöchste Zufriedenheit Sr. Majestät über die beträchtliche Anzahl geistlicher Zöglinge, welche sich in dem *Generalseminar von Pavia* befinden sowie über die gute Aufführung, *den Fleiß* und die Fortschritte derselben hat der Erzbischof

dem Generalgouvernement der Lombardei vor kurzem seinen Dank abgestattet. Dieser würdige Prälat drückt in seinem Schreiben die trostreichen Gefühle der Freude aus, womit er vernommen, daß S. Majestät noch immer an diesem Institut Antheil nehmen, und schmeichelt sich seinen Aeußerungen zufolge, daß unter Höchstdero hohem und unmittelbarem Schutze das Seminar bald zu derjenigen Anzahl tauglicher Zöglinge anwachsen wird, die für die Lombardei zur Seelsorge erforderlich ist.''

Dies zog auch in gewisser Rücksicht; die niederländischen Stände fühlten sich bei der Ehre angegriffen und baten den Kaiser, er möge alle widrigen Vorgänge in den Niederlanden dem Antriebe einiger heftigen Geister zuschreiben, die zugleich Feinde des Landesfürsten, des Vaterlandes und der öffentlichen Ruhe wären. Nebenbei ward um Aufhebung der Zölle für die Ein- und Ausfuhr sowie für den Transitohandel angehalten, dafür aber ein freiwilliges Darlehn von 8 Mill. Gulden angeboten. Letzteres lehnte der Monarch ab und die Aufhebung der Zölle genehmigte er unter der Bedingung, daß der Ausfall auf eine von den Ständen selbst gewählte Weise gedeckt werde.

Wer hätte nun bei einem solchen Stande der Dinge denken sollen, daß die Zeit nicht mehr fern war, wo die Niederlande dem Kaiserhause verloren gehen sollten? Wenn Joseph hierbei eine Schuld hatte, so war es die, daß er die Niederländer für weiter vorgeschritten hielt, als sie der Mehrzahl nach waren, und so seinen Reformen, auch ohne Beirath der Nation, durch Beharrlichkeit Anerkennung verschaffen zu können meinte. Er konnte sich nicht vorstellen, daß ebendieselben Niederländer, welche sich einst gegen Philipp II. empörten, weil er ihre Ver-

nunft und ihr Gewissen in Fesseln legen wollte, jetzt gegen ihn rebelliren würden, weil er ihre wieder unterjochte Vernunft und ihr wieder gebundenes Gewissen zu befreien strebte. Wem es lange verwehrt ist seine Meinung in religiösen und politischen Angelegenheiten offen auszusprechen und die seiner Umgebung aussprechen zu hören, der lernt am Ende oft genug denken wie es die geistliche und weltliche Autorität haben will.

Die Belgier, aufgehetzt durch fanatische Priester, klammerten sich um diese Zeit noch an die Neuerungen in kirchlicher Rücksicht. Man trieb es wieder so arg, daß Trautmannsdorf einmal zur Anwendung der Militärgewalt genöthigt war und die Universität zuletzt zur Einöde wurde. Am 17. Juli wurden drei Facultäten, die philosophische, juristische und medicinische, nach Brüssel versetzt. Löwen hatte nur noch die Theologie in ihren Mauern. Dem Erzbischof von Mecheln, dem Bischof zu Antwerpen und allen seinen mit der Einrichtung des Generalseminariums unzufriedenen Collegen desselben ward aufgegeben den theologischen Vorlesungen zu Löwen beizuwohnen, um sich von der Orthodoxie der Lehrer zu überzeugen oder, falls sie irrten, sie eines Bessern zu belehren. „S. Majestät," hieß es weiter, „glauben den Bischöfen ihr Zutrauen nicht besser beweisen zu können, als wenn Höchstdieselben sie zu Richtern über das auffordern, was dort gelehrt wird, und von ihrer Einsicht die Berichtigung alles dessen erwarten, was etwa den rechten Grundsätzen der Kirche zuwider gelehrt werden möchte." Was der Cardinal Frankenberg dagegen that, wird sich bald zeigen; vorläufig hatte diese kaiserliche Aufforderung doch die Wirkung, daß die theologischen Vorlesungen in Löwen bes-

ser besucht wurden, auch machte sich der Erzbischof von Mecheln zur Reise nach Löwen fertig. Der Bischof von Antwerpen, einer der finstersten Zeloten, hatte sein Privatseminarium beibehalten und erregte Anfangs August einen Tumult, welcher durch Schließung seiner Anstalt bestraft wurde. Daß es aber den Priestern immer wieder auf's neue gelang den Widerstand gegen die Neuerungen zu stacheln und Aufläufe zu veranlassen, war gewiß kein erfreuliches Zeichen der Zeit.

Um einen etwaigen plötzlichen Ausbruch des Unmuths gewisser Classen der Bevölkerung in der Geburt zu ersticken, hatte der Kaiser (schon im Decbr. 1787) den General Alton nach den Niederlanden geschickt, mit welchem er fortwährend in Briefwechsel stand. Bis zur Rückkehr aus dem Türkenkriege hatte ihm Joseph über ein Dutzend Briefe geschrieben*, aus denen wir folgende bemerkenswerthe Stellen ausziehen:

Wien, den 27. Jan. 1788: „Ich billige vollkommen die Anstalten, die Sie Ihrem Schreiben vom 20. Dec. v. J. zufolge getroffen haben: den Truppen bessere Quartiere als sie bisher gehabt zu verschaffen, den Soldaten eine anständige Freiheit zu gestatten und die Bürgerwachen aus den Plätzen zu vertreiben, die ihnen nicht zukommen. Es hat mir auch billig geschienen, daß Sie in Löwen eine Garnison haben einrücken lassen, da diese unruhige Stadt einer solchen bedarf. Sie werden darauf bedacht sein die Truppen möglichst um die Hauptstadt zusammenzuziehen, um sie beim geringsten Vorfall gleich bei der Hand zu haben." — Wien, den 14. Januar: „Ich habe Ihren Brief ohne Datum erhalten, welches ich fernerhin nicht mehr wegzulassen bitte . . . Es ist gewiß sehr heilsam,

daß Sie mit der Regierung einverstanden sind, um die schärfsten Nachsuchungen wegen der in den Provinzen verborgenen Waffen und Vorräthe halten zu lassen und sie alsdann außer Landes zu schicken oder an einen sichern Ort zusammenzubringen und in Verwahrung zu behalten, wenn sie auch Privatpersonen gehören. Es sollen sich selbst, wie man mich versichert, in Klöstern und vernehmlich bei den Dominikanern dergleichen finden und von diesem Orden sogar am berüchtigten 20. Sept. ausgetheilt worden sein." — Wien, den 30. Januar: „Mit vieler Zufriedenheit habe ich aus Ihrem Briefe ersehen, mit wie guter Art Sie am 22. Jan. Ihre Maßregeln genommen haben. Es ist sehr angemessen, daß das Publicum einmal gesehen hat, wie sich das Militär nicht zum Besten haben läßt und mit offenbarer Gewalt behauptet was ich ein Recht zu fordern habe." — Wien, den 7. Februar: „Die Anordnungen, welche Sie beim letzten Vorfall getroffen haben, sind sehr geeignet, solchen Fällen in Zukunft vorzubeugen; es ist besser zuvorgekommen als sich zuvorkommen zu lassen." — Futak, den 9. April: „Es thut mir weh, daß einige übelgesinnte Personen noch immer die gute Ordnung stören. Es gehört hierzu ebenso viel Standhaftigkeit als Geduld, und ich empfehle Ihnen sehr, mein lieber General, die eine mit der andern abwechseln zu lassen ..." Nachschrift: „Linguet ist schon lange als ein Schriftsteller bekannt, der eine freie Feder hat und nur solche Dinge schreibt, wovon er Käufer vermuthet. Dergleichen muß man mit Verachtung strafen und nicht darauf antworten. Treibt er es zu weit, so muß man ihn aus meinen Staaten verbannen." — Semlin, den 1. Juni: „Hätte der Major zu Mons gegen die Freiwilli-

gen, die sich auf's neue versammelten, gleich Gewalt gebraucht, so wäre die Sache, glaube ich, wenigstens auf einige Zeit, wie zu Brüssel beigelegt worden . . . Ich hoffe, daß man das Militär wird agiren lassen, wenn es die Noth erfordert.'' — Semlin, den 1. Juli: ,,Ich habe Ihren Brief vom 16. Juni erhalten und bin vollkommen zufrieden mit der Standhaftigkeit, womit man die Uebermüthigen sowohl zu Löwen als zu Antwerpen zurückgetrieben hat; man muß auf diese Art verfahren, wenn man sich Respect verschaffen will.'' — Semlin, den 18. Juli: ,,Von hier kann ich Ihnen nichts melden, als daß wir täglich den Fliegen den kleinen Krieg ankündigen und jeder sich soviel als möglich gegen Fieber und Diarrhöe zu schützen sucht.'' — Weißkirchen, den 24. August: ,,Ich habe verschiedene Briefe von Ihnen erhalten, worin Sie mir von dem Aufstand Nachricht gaben, der neulich zu Mecheln und Antwerpen entstanden ist. Ich billige vollkommen die Maßregeln, die Sie getroffen haben um den Tumult zu stillen und dem Militär Respect zu verschaffen. Durch die Strenge und nach der Flucht der vornehmsten Rädelsführer wird es zuletzt hoffentlich dahin kommen, daß die gute Ordnung wiederhergestellt und ähnlichen Scenen vorgebeugt wird'' u. s. w.

Aber die Hoffnung des bekümmerten, vielfach beschäftigten und schon körperlich leidenden Kaisers sollte nicht erfüllt werden. Es blieb jetzt nicht mehr beim Widerstande der Geistlichkeit, nein, auch die Provinzialstände begannen ihre Manoeuvres auf's neue. In der Grafschaft Henegau war die Stelle eines Großbaillifs dem Herzog von Ahremberg entzogen und dem General Arberg übertragen worden. Die Stände die-

ser Landschaft hatten darüber geklagt und, als ihre Klagen nichts halfen, im Oct. 1788 die Subsidien verweigert. Die Stände von Brabant, von den Löwenern gestachelt, welche die Verlegung dreier Facultäten nach Brüssel schmerzlich empfanden, schlossen sich den Hennegauern an, beschwerten sich auf's neue über Nicht-Abhülfe ihrer Klagen und zahlten gleichfalls keine Subsidien mehr.

Da ward der Monarch ernstlich bös und beschloß den nimmersatten Belgiern einmal die Energie zu zeigen, worauf er schon in den Briefen an Alton angespielt hatte. Nachdem er diesem jetzt (den 29. Dec. 1788) geschrieben hatte: „Da neue Ungebührlichkeiten in Brabant und Hennegau vorgefallen sind, so werden Sie mit aller dazu erforderlichen Sorgfalt und Standhaftigkeit über die Aufrechthaltung der guten Ordnung wachen," erklärt er unterm 7. Jan. 1789, daß er sich nach Verweigerung der Subsidien seinerseits nicht mehr an die Joyeuse Entrée gebunden erachte und die für die letzten Unruhen bewilligte Amnestie zurücknehme. Am 19. dess. Mon. ward dieses Edict bekannt gemacht.

Dies erschreckte die Stände von Brabant. Eine Woche später versicherten sie den Monarchen, daß sie bereit wären im Bezug auf diejenigen Punkte ihrer Verfassung, die seinen heilsamen Absichten im Wege zu stehen schienen, alle Beweise von Willfährigkeit, Ergebenheit und Eifer zu geben. Mitte Februar antwortete der Kaiser darauf, zunächst müßte die Eintreibung der herkömmlichen Subsidien bewerkstelligt und dann die Verfassung selbst gereinigt werden; erst wenn er sich durch das fernere Benehmen der Stände von der Aufrichtigkeit der zuletzt

gegen ihn ausgesprochenen Gesinnungen überzeugt haben werde, könne er ihre Deputation annehmen. Zugleich ließ er durch Trautmannsdorf alle seit 1787 in die Protocolle des Raths von Brabant eingetragenen eigenmächtigen Verordnungen daraus entfernen und wiederholt vor neuen Unordnungen warnen. Die Brabanter waren erschrocken und sahen mit dumpfem Schweigen der neuen Verfassung entgegen. — Schlimmer machten es der Hennegauer; sie beharrten bei ihrer Weigerung die Subsidien zu zahlen, bis sie ihren Ahremberg wieder hätten. Da ließ Joseph (am 31. Jan. 1789) ihre Versammlung zu Mons durch Commissarien aufheben und ihre Privilegien vernichten, zugleich aber allen übrigen Provinzen seine allerhöchste Zufriedenheit versichern.

Jetzt war auch der Erzbischof von Mecheln mit den Vorbereitungen seiner Reise nach Löwen fertig. Nachdem er sich noch vorher in einem Briefe an Trautmannsdorf eine Hinterthür offen gelassen hatte (indem er nämlich die Behauptung aufstellte, daß selbst die orthodoxeste theologische Schule nicht unter weltlicher Autorität stehen dürfe), ging er nach der genannten Stadt ab, wohnte aber dort keinen Vorlesungen bei, sondern legte den Professoren schriftlich folgende zwei Fragen zur Beantwortung vor: „1) Sind die Bischöfe nach göttlichem Rechte befucht, nicht nur durch Katechisiren und Predigen zu lehren und lehren zu lassen, sondern auch die, welche in den Priesterstand treten wollen, in der Theologie zu unterrichten? 2) Können sie durch die weltliche Macht in diesem Rechte gehindert oder beschränkt werden?" Ehe das Verbot der Regierung, *auf diese Fragen* zu antworten, an Ort und Stelle eintreffen

konnte, hatten die Professoren schon folgende schriftliche Erklärung von sich gegeben: „Wir halten die Bischöfe, denen in der Person der Apostel gesagt worden ist: Gehet hin und lehret! allerdings nach göttlichem Rechte für eben so befugt die unter ihnen stehenden Rechtgläubigen zu unterrichten und zu belehren als der Landesherr aus gerechten Ursachen zu verordnen das Recht hat, daß seine Unterthanen nicht zur Seelsorge und folglich zu den heiligen Weihen zugelassen werden, bevor sie eine Zeitlang auf der öffentlichen Hochschule Theologie studirt haben. Da nun die von Sr. Eminenz vorgelegten Fragen bloß auf das k. k. Edict wegen des Generalseminars zu zielen scheinen, so fügen wir hinzu, daß die Bischöfe nach unsrer innigsten Ueberzeugung nicht allein befugt sondern auch gehalten sind die Candidaten der Theologie in ihren Diöcesen kraft der k. k. Verordnung zum Unterricht auf die hiesige öffentliche theologische Akademie zu senden. Auf der öffentlichen Hochschule zu Löwen, von der man viel bessere Früchte als von einzelnen Privatschulen erwarten kann, werden die Glaubenslehren rein und unversehrt und ganz ohne verderbliche Neuerungen vorgetragen" u. s. w. Jetzt nahm Frankenberg seine Zuflucht zu der Ausrede, nicht eben gerade in den Professoren sondern vielmehr in den eingeführten Lehrbüchern die Lehrorthodoxie zu suchen. Da Joseph einsah, daß ein günstiger Ausspruch des Primas von Belgien zur Beruhigung des Volks viel beitragen müsse, gab er sich die Mühe, ihm die Vorstellung zu machen: „Offenbaren Sie Ihre Meinung über alle zum Unterricht dienende Bücher und zweifeln Sie nicht daran, daß ich alles Tadelhafte, was sich darin finden möchte, sogleich werde verbessern lassen.

Es soll in diesem Lande nichts eingeführt oder geduldet werden, was unsrer heiligen katholischen Religion zuwider sein und Sie beunruhigen könnte. . . . Ich werde mich allezeit bestreben zu vertheidigen und zu beschützen was zur Glaubenslehre gehört und den reinen apostolischen Trieb der Bischöfe durch Wegräumung alles dessen zu unterstützen was denselben nur im geringsten hemmen könnte, ebenso gut als ich darauf bedacht bin alles zu unterdrücken was sie sich unter dem Vorwande der Religion wider meine Gerechtsame, Hoheit und Landesherrlichkeit, wider die Wohlfahrt und Ruhe des Staats herausnehmen möchten." Der Erzbischof wollte die Sache gar nicht erledigt sehen und blieb den Beweis schuldig, daß die eingeführten Lehrbücher jansenistische Grundsätze enthielten. Es mußte ja so herauskommen, als ob der Fürst die Religion verletze, wenn man sich wirksam gegen ihn wollte auflehen können. Die Vermessenheit der weltlichen Macht, allerhand einträgliche Mißbräuche der Kirche abzustellen und dem klerusmästenden Volke eine ärgerliche Aufklärung zu geben, dies schien eine bedeutende Rache zu erheischen.

Die Gemüther des mehr um seine Seligkeit als um sein irdisches Glück besorgten Volks waren durch die geistlichen Umtriebe in gehöriger Aufregung, als Joseph mit der künftigen politischen Verfassung von Brabant hervortrat. Es sollte hier werden wie es 1754 in Flandern geordnet worden war, wo die Abgaben nach dem Maß der Bedürfnisse auf ein Gewisses festgesetzt und der Stand, welcher zu den öffentlichen Lasten das Meiste beiträgt, in der Ständeversammlung besser repräsentirt wurde. Am 18. Juni 1789 erschien folgender Plan des Kai=

sers: Außer Löwen, Brüssel und Antwerpen sollten hinfort auch alle übrigen Städte des Herzogthums Brabant auf dem Landtage repräsentirt werden; beständige fest bestimmte Subsidien sollten zur Deckung der Staatsbedürfnisse dienen; auf den Landtagen hätte zwar jeder Stand für sich Beschlüsse zu fassen, aber die Mehrheit zu entscheiden; der Rath von Brabant, ein kraft der Joyeuse Entrée zur Besiegelung der landesfürstlichen Verordnungen berechtigter Gerichtshof sollte sein Privilegium behalten und wegen etwaiger Bedenklichkeiten sich mit Vorstellungen an die Statthalterschaft wenden.

Diese Vorschläge wären für den dritten Stand recht erfreulich gewesen, wenn man sie — ihm nicht vorenthalten hätte. Dieselben Landstände, welche noch im Januar versprochen hatten sich Abänderungen in der Verfassung gefallen zu lassen, versagten mit kurzen Worten dem vorgelegten Plan ihre Genehmigung, weil er unzulässige Neuerungen bezwecke.

Einer solchen Erklärung der Stände glaubte Trautmannsdorf mit der ihm übrigens zur Pflicht gemachten Energie begegnen zu müssen. Er ließ Truppen anrücken und drohte mit Gewalt. Die unverzagten Stände antworteten: „Cassiren können Sie uns, aber nicht zur Nachgiebigkeit bewegen.“ Nun hatte die Geduld des Ministers ein Ende; er erklärte die Sitzung der Stände mit sammt der Joyeuse Entrée für aufgehoben. In der heftigsten Aufregung eilten dann die Stände nach dem Hofe des Raths von Brabant, um gegen Trautmannsdorf's Gewaltschritt feierlichen Protest einzulegen; als sie indessen an die Thüre kamen, fanden sie dieselbe verschlossen und mit Militär besetzt.

Alton war seinen Instructionen nachgekommen. Am folgenden Tage erließ der Minister folgende Verordnung:

„Die strengen Verfügungen, wozu uns das Betragen der Stände von Brabant vermocht hatte und welche wir ihnen schon durch die Depesche von 7. Januar ankündigten, wurden später (am 15. Febr.) bloß in der Erwartung aufgehoben, daß die Stände ihrem Versprechen vom 26. Januar nachkommen würden. Statt aber unserm gnädigen Zutrauen zu entsprechen, gaben sie dem Ungehorsam gegen so heilsame Absichten den Vorzug. Bei einem solchen Betragen, das unsern Unwillen immer mehr reizen muß, gestattet es unsre Würde nicht die unbeschränkte Wirksamkeit unsrer Depesche länger aufzuschieben. Demzufolge verordnen wir wie folgt: 1) Von diesem Tage an sollen alle in unsrer Provinz Brabant bewilligte und bestätigte Begünstigungen und Privilegien sowie der ganze Inhalt der Joyeuse Entrée widerrufen und für nichtig erklärt sein und bleiben. 2) Gleichfalls von diesem Tage an sollen die unter dem Namen der Ständedeputation bekannte Interimscommission wie auch alle Einnehmer und übrigen Beamten besagter Stände ohne Ausnahme entsetzt sein. 3) Dessenungeachtet erklären wir, daß diese Einnehmer und andere Beamten die Pflichten und Verrichtungen ihrer Stellen wie früher fortsetzen und den nämlichen Gehalt wie bisher genießen können, wenn sie uns vorgängig den Amtseid ablegen wie sie ihn vor den Ständen von Brabant abgelegt haben. 4) Wir werden ungesäumt durch Mittel, welche schicklich gefunden und öffentlich bekannt gemacht werden, für die Einhebung der Auflagen und öffentlichen Lasten sorgen; man wird davon die Zinsen der darauf fundirten Vorschüsse lei-

sten und alles genau quittiren; mit gleicher Genauigkeit wird auch für die Abtragung der Capitalien nach den mit den Darleihern eingegangenen Verbindungen und den sich ergebenden Ueberschüssen Sorge getragen werden. 5) Da der Rath unsrer Provinz Brabant den schändlichen Ausschweifungen, die er sich im Jahre 1787 erlaubte, auch noch den ausgezeichnetsten Undank hinzugefügt hat, so erklären wir denselben durch unser Diplom vom 6. d. Mon. für cassirt und aufgehoben, mit dem ausdrücklichen Verbote an jedes seiner Mitglieder, nach Empfangnahme dieses unsres Diploms auch nur die mindeste obrigkeitliche Gewalt, Gerichtsbarkeit oder Verrichtung ihres vorigen Amtes auszuüben, unter Strafe ewiger Verbannung aus dem Gebiete unsrer Niederlande. 6) Da die Aufhebung dieses Gerichtshofes es nöthig macht, daß wir unsre Provinz Brabant mit einem höhern Richter versehen, so weisen wir unsern zu Mecheln Sitzung haltenden großen Rath an, was wir durch ein andres Diplom vom 6. d. Mon. angeordnet haben, in besagter Provinz allein Gerichtsbarkeit auszuüben wie solche der nun aufgehobene Rath ausübte. 7) Wir versichern allen unsern getreuen Unterthanen jedes Standes und jeder Würde ihre alten Freiheits- und persönlichen Eigenthumsrechte, wie auch daß sie sowohl in Civil- als Criminalsachen nicht anders als bei der ordentlichen Behörde durch Recht und Urtel und vor ihrem gehörigen Richter behandelt werden sollen, welcher in letzter Instanz und für alle Personen, Fälle und privilegirten Sachen, die ehedem vor den Rath von Brabant gehörten, der zu Mecheln sitzende große Rath sein wird. Hiervon sind jedoch diejenigen ausgenommen, welche sich durch vergangene oder zu-

künftige Ereignisse gegen uns schuldig gemacht haben. 8) Es ist unser höchster Wille, daß diese Schuldigen nach dem Ausschlage der wider sie angestellten oder noch anzustellenden Untersuchungen zufolge der in unsrer obenerwähnten Depesche vom 7. Januar enthaltenen Befehle sogleich ohne weitere Rechtsvorsorge arretirt werden sollen, um den Umständen gemäß und durch einen von uns dazu anzuweisenden Richter verhört und verurtheilt zu werden. — Gegenwärtige Verordnung soll zum Druck befördert, verkündigt und an den gewöhnlichen Orten angeschlagen werden, damit sich niemand mit Unwissenheit entschuldigen könne."

An diese strenge Verordnung schlossen sich noch zwei andre in Bezug auf die Verwaltung der Gerechtigkeit und die Einhebung der Steuern, sowie zwei Tage später auch noch eine Erklärung über die reinen Absichten des Monarchen und die Abolition einiger lästigen Steuern auf Lebensmittel folgte. Wenn nun auch die Provinzen Luxemburg und Limburg sogleich die Subsidien auf immer verwilligten und von den Beamten nur ein einziger dem Souverän den Amtseid verweigerte, so grollten doch die Stände von Brabant fort und lauerten nur auf eine passende Gelegenheit ihrem Ingrimm Luft zu machen.

Joseph durchschaute das alles recht gut. Da die Niederländer die ihnen zugedachten Wohlthaten nicht gutwillig annehmen wollten, so gedachte er sie ihnen auch wider ihren Willen zu geben, in der Hoffnung daß sie bald auf andre Gedanken kommen würden, wenn sie nur erst die heilsamen Wirkungen seiner Reformen empfänden. Wie er über die Dämpfung der Unruhen in den Niederlanden dachte, das geht aus einigen

Stellen seiner Briefe an Alton hervor: „Luxemburg, den 2. Juni 1789: Sie werden vom Minister hören, daß man damit umgeht die Streitigkeiten in den Niederlanden mit Güte oder Strenge beizulegen. Da mir ihre lange Dauer höchst zuwider ist und ich sehe, daß sich das Uebel nur vermehrt, wenn man es noch länger wirken läßt, so bin ich entschlossen den gemachten Schwierigkeiten auf einmal ein Ende zu machen. Muß Gewalt gebraucht werden, so geschehe es mit Nachdruck und Standhaftigkeit und ohne sich lange zu besinnen ... Ob eine solche Operation mehr oder weniger Blut koste, darf nicht erwogen werden, wenn es darauf ankommt das Ganze zu erhalten und diesen ewigen Neckereien ein Ende zu machen ... Luxemburg, den 27. Juni: Den glücklichen Fortgang der standhaften Unternehmungen der Regierung hat man größtentheils den von Ihnen zur rechten Zeit gemachten Vorkehrungen zu danken. Ich hoffe, daß die Stille anhalten wird, wenn man nur den betheiligten Personen zeigt, daß sie bei dieser Veränderung mehr gewinnen als verlieren, und wenn man nicht die geringste Animosität blicken läßt. — Luxemburg, den 15. Juli: Da der große Schlag in Brabant und Hennegau geschehen ist und sich die Ruhe überall erhält, so halte ich es für sehr zweckmäßig das Volk zu überzeugen, daß es von der verhaßten Veränderung, die man mit Gewalt einführen mußte, nichts zu besorgen hat ..." u. s. w.

Sowohl Trautmannsdorf als Alton suchten im Sinne des Monarchen zu handeln und erhielten die Ruhe bis über die Mitte des Monats Juli hinaus, was um so mehr anzuerkennen ist, da die französische Nationalversammlung alle

Nachbarlande enthusiasmirte und die Volksbewegungen neben derselben so sehr zur Nachahmung reizten. Jetzt war aber in jenem Lande die Bastille gefallen und der Triumph des französischen Volks schallten über ganz Europa. Am 23. Juli verhaftete die Polizei zu Tirlemont einen unruhigen Kopf und setzte ihn gefangen. Um ihn zu befreien, lief das Volk zusammen. Bald stampften und schrien 5000 Menschen den wenigen Soldaten entgegen, welche nicht durchdringen konnten. Nach Befreiung des Unruhstifters überfiel der einmal aufgeregte Haufen die Häuser der Vornehmen, plünderte siebenundzwanzig derselben nebst den landesfürstlichen Kassen und konnte erst durch neuanrückendes Militär überwältigt werden. Der Kaiser schrieb nachher (am 4. Aug.) an Alton: „In Tirlemont hat man sich übel benommen, daß man den Menschen so auf öffentlicher Straße arretirte, ohne hinlängliche Mannschaft bei der Hand zu haben, da die Excesse hernach so weit getrieben wurden.“ — Drei Tage später gab es einen ähnlichen Tumult in Löwen. Der Pöbel plünderte gerade wie in Tirlemont „die Häuser der Royalisten,“ welchen Ausdruck er den Franzosen abgeborgt hatte. Um dem Skandal ein Ende zu machen, schossen die Soldaten zuletzt scharf und tödteten 5 Tumultuanten. Hierauf entstand ein fürchterliches Wuthgeschrei. Die Sturmglocken ertönten und es drängte sich ein ungeheurer Haufen Landvolk nach der Stadt. Das Militär wollte die fanatischen Bauern nicht einlassen, mußte abermals von den Schußwaffen Gebrauch machen und tödtete bei dieser Gelegenheit 150 derselben. Ueber den Aufstand in Löwen schrieb der Monarch an Alton: „Da es bei diesem Aufstande nur auf Rauben und Stehlen abgesehen

ist, so kann man nicht streng genug verfahren, mag es nun in gerichtlicher Form geschehen, wenn man die Bösewichter auffängt, oder indem man ihnen bewaffnet entgegengeht... Ich hoffe, daß die Tollheit, welche in Frankreich herrscht, nicht von Dauer sein und daß alsdann auch bei uns die Ruhe zurückkehren wird.'' — Gleichzeitig revoltirte man auch in Antwerpen, Mons, Brüssel und Diest und nirgends ging es ohne Verlust von Menschenleben ab. In der letztern Stadt plünderte man die landesfürstlichen Beamten. Als Rädelsführer wurden hier Mönche gesehen. Das nicht zahlreiche Militär suchte dem Unfug zu steuern, konnte aber nicht durchdringen, ja als es sich beigehen ließ die Schußwaffen zu gebrauchen, fiel der überlegene Haufe mit der höchsten Erbitterung darüber her und nöthigte es nach kurzem Handgemenge zur Flucht. Von jetzt an verbreitete sich das Feuer des Aufruhrs über das ganze Land. Ueberall ertönte das Geschrei: Ici comme à Paris! (Hier muß es gehen wie in Paris!)

Wie oft und eindringlich nun auch der arme kranke Kaiser von Wien und Laxenburg aus seinem Minister und seinem General eine harmonische Handlungsweise an's Herz gelegt hatte, immer war Trautmannsdorf mehr zur Milde und Alton mehr zur Strenge geneigt. Auch jetzt ward letzterer durch jenen in seiner Thätigkeit gehemmt, indem Trautmannsdorf durch abermalige Nachgiebigkeit die höhere Geistlichkeit und durch sie das Volk gewinnen zu können wähnte. Die bischöflichen Seminarien wurden wieder hergestellt und der Universität Löwen alle ihre alten Privilegien zurückgeben. Aber das Volk antwortete mit aufrührerischen Schriften; einige Stände von Brabant,

die sich nach dem holländischen Breda geflüchtet hatten, stellten sich als gesetzgebende Versammlung dar und forderten unter Androhung der Gewalt nichts Geringeres als die Vernichtung aller und jeder Neuerungen; andre ausgewanderte Brabanter bildeten an der belgischen Grenze in Holland Freicorps, die einstweilen mit Stöcken exercirten, bis ihnen die holländische Regierung die Bewaffnung gestatten würde. Es ging ein wahrer Heerzug von Emigranten nach diesem Punkte.

Hierauf sah sich das Generalgouvernement genöthigt die Auswanderung bei Todesstrafe und Güterconfiscation zu verbieten, auch den Aebten, welche jene Schaaren besoldeten, ihre Güter zu nehmen; als aber die landesfürstlichen Commissarien die Schätze derselben in Beschlag nehmen wollten, waren auch diese bereits über die Grenze geflüchtet. Zugleich ward bekannt gemacht, daß jeder Ort, wo eine Insurrection ausbrechen würde, sofort niedergebrannt werden sollte.

Alles dies war nun zu spät. Zu Hoogstraaten hatte sich bereits ein kleines Heer in den Waffen geübt, das immer mehr Mannschaft an sich zog. Diese Leute wurden gut besoldet und der schon erwähnte Van der Noot, welcher sehr thätig agirte, schien nicht umsonst in Berlin, im Haag und in London gewesen zu sein. Dieses Insurgentenheer, die patriotische Armee genannt, ließ ein Manifest vor sich hergehen, worin jedermann aufgefordert wurde dem Kaiser den Gehorsam zu versagen, und marschirte unter der Anführung des Van der Mersch beherzt auf Turnhout los, das es einnahm. Am 25. Oct. überfielen die Rebellen die Forts Lillo und Liefkenshoek und nahmen deren Besatzung gefangen. Am 27. ging der

General Schröder mit den Regimentern Bender, Clairfait und Arberg auf Turnhout los, um es den Insurgenten zu entreißen. Van der Mersch hatte diese im Dorfe geschickt vertheilt und den Kirchhof besetzen lassen. Sowie nun die 3000 Oestreicher im Orte einrückten, wurden sie aus allen Häusern mit einem Kugelregen begrüßt, der sie zur Umkehr zwang. Da zugleich mehrere umliegende Dörfer revoltirten, so wurden sie in Brand gesteckt. Da kamen die Bauern zum General Schröder und beschuldigten ihre Geistlichen, daß dieselben sie zum Aufstande überredet hätten. Mehrere dieser saubern Priester wurden mit nach Brüssel genommen und vor Gericht gestellt. Van der Mersch behauptete sich aber auf seinem Posten.

Da die Insurgenten sahen, daß sie sich nicht umsonst bemühten, wuchs ihnen der Muth. Van der Noot erklärte sich für den bevollmächtigten Agenten des brabanter Volks und erließ im Namen der Stände eine fulminante Proclamation, worin es unter andern heißt: „Die Bewohner der östreichischen Niederlande haben ihrem respectiven Oberherrn nur eine begrenzte Gewalt übertragen. Dies beweisen ihre Constitutionen, deren Beobachtung und Aufrechterhaltung der Souverän beschwören muß bevor er den Thron besteigt, ehe die Nation ihn für ihren Fürsten und gesetzmäßigen Oberherrn erkennt. — Der letzte Souverän der Niederlande, Joseph II., versprach den Ständen, daß er sich vorzüglich werde angelegen sein lassen, sie im Genuß ihrer Rechte, Privilegien und Constitutionen *zu schützen*. Kaum aber hatte die Nation mit *ihrem Fürsten diesen* Thronbesteigungsvertrag errichtet, als

schnell auf einander folgende traurige Vorboten von dem Entschlusse erschienen diese Nationalgesetze zu verletzen: Die Religionstoleranz wurde eingeführt, die so weit ging daß sie bald in eine Art Intoleranz gegen die römisch-katholische Religion ausartete, welche doch die herrschende, die einzig angenommene Religion ist. Bald darauf erschien das Edict der Aufhebung mehrerer angeblich (!) unnützer Klöster, man trieb Mönche und Nonnen aus ihren Ruhestätten, versetzte sie in die Unmöglichkeit ihre Gelübde zu erfüllen, nahm ihnen alles, raubte heilige Gefäße. Alles das verschlang ein Abgrund, spöttisch und heuchlerisch Religionscasse genannt, in die der Fürst nach Gutdünken greifen kann. — Es war schon längst beschlossen die Rechte der Abteien, der Stände und der Nation zu vernichten. Man schritt zu Thätlichkeiten und Gewalt gegen die Bürger, die Erfahrung bewies der Welt, daß es dem Fürsten ebenso leicht fiel sein Wort zu brechen, als es ihm leicht gewesen war sich über die eingegangenen Verbindlichkeiten wegzusetzen und seinem Eid zuwiderzuhandeln. — Man bedrückte, quälte, tyrannisirte die Bürger, um sie zum Aufruhr zu bewegen (!), damit man einen Vorwand zur Gewalt gegen sie hätten (!) und die Nation als erobert behandeln könnte. — Um aller dieser Ursachen willen finden wir uns in die harte Nothwendigkeit versetzt uns der Tyrannei und Herrschaft besagten Kaisers und Souveräns zu entziehen, und thun kund und zu wissen, daß wir ihn ipso jure der landesherrlichen Würde, Domänen, Rechte und Prärogativen in besagtem Herzogthum Brabant und in den davon abhängigen Ländern verlustig er-

klärt haben und hiermit erklären und daß wir ihn auf keine Art und Weise mehr für unsern Oberherrn erkennen wollen."

Frühere aufrührerische Proclamationen hatte die Regierung dadurch unwirksam machen wollen, daß sie in besondern anonymen Flugschriften die guten Absichten des Monarchen hervorhob und diejenigen anklagte, welche die Religion zum Deckmantel ihrer Rebellion gebrauchten. Dies hatte nichts geholfen. Daher ließ sie jetzt die Proclamation des Van der Noot (am 3. Nov.) zu Brüssel durch Henkershand verbrennen und diese ihre Maßregel durch die ganzen Niederlande bekannt machen. Neben dieser Demonstration gegen die Aufrührer wurden auch wirksamere Maßregeln ergriffen; der Stadt Antwerpen drohte man bei der ersten unruhigen Bewegung mit einer Beschießung aus der Citadelle, in Mons hieben die Dragoner auf die bewegten Massen der Bürger ein etc.

Van der Mersch hatte Nachricht erhalten, daß Arberg mit einem Corps von 7000 M. unterwegs wäre, ein Mann, welcher schon mehrere „patriotische" Ortschaften unbarmherzig gezüchtigt hatte. Daher bemächtigten sich die Insurgenten schnell noch des Kanzlers Krumpipen auf seinem Gute, nahmen ihn mit nach Turnhout und von da nach Hougstraaten, wo sie sicher zu sein glaubten und in ihrer Meinung auch durch die zu ihnen geflüchteten Kirchenhäupter von Mecheln und Antwerpen bestärkt wurden. Aber Arberg erschien auch dort und verscheuchte „die Patrioten" nach Breda.

Trautmannsdorf hatte deshalb eine Note im Haag überreichen lassen, der es wohl zuzuschreiben war, daß die In-

surgenten in Breda keine Waffen tragen durften. Auch verlangte er von der holländischen Regierung die Auslieferung Krumpipen's, aber nicht die „des Volksfreundes" Van der Noot.

Wenn die Patrioten in Brabant noch keine übermäßig bedenklichen Fortschritte gemacht hatten, so war dies doch anders in Flandern. Am 13. Nov. 1789 rückten sie gegen die Hauptstadt Gent vor und die Besatzung machte einen Ausfall gegen sie; allein jetzt erregten die vom Militär befreiten Bürger einen Aufstand und ließen während des Gefechts vor der Stadt einen Insurgentenhaufen hinein. Die Besatzung hatte Noth sich in ihre Kasernen zurückzuziehen, Arberg's baldige Ankunft ersehnend. Er kam mit 4000 Mann, aber zu spät; denn schon hatte sich auch Brügge empört und den Gentern ein Hülfsheer zugesandt; Arberg mußte unverrichteter Sache wieder abziehen und konnte es also nicht verhindern, daß die flandrischen Stände (am 23. Nov.) in einem Athem beschlossen, „die Hoheitsrechte des Kaisers als aufgehoben zu betrachten, die Verbindung mit Brabant zu erneuern, allen niederländischen Provinzen eine Vereinigung vorzuschlagen, den Rath von Flandern für ein souveränes Tribunal zu erklären, Commissarien zum Ankauf von Kriegsbedürfnissen zu ernennen und Deputirte zu einem permanenten Comité zu wählen. Zugleich ließen sie der Regierung zu Brüssel sagen, daß für jede etwa noch ferner ausgeübte Gewaltthätigkeit gegen Bürger von Gent an den Soldaten und Personen der Regierung Repressalien genommen werden würden. Der Aufschwung, welchen die ganze Gegend genommen hatte, war so gewaltig, daß sich selbst Ostende nicht hal-

ten konnte, indem die Besatzung kurz nach den Vorgängen zu Gent und Brügge abziehen mußte. Während Rouvroy, welcher mit den genannten Volkshäuptern nicht verglichen werden kann, einen mißlungenen Versuch auf Namur machte, war der energische Van der Mersch (den 20. Nov.) zu Lüttich und nahm gleich darauf Diest und Tirlemont.

Der kaiserliche Feldherr war in der äußersten Verlegenheit und der Kaiser selbst, mit dem er unablässig correspondirte, konnte ihm auch keinen bessern Rath geben als je nach den Umständen zu handeln, jedenfalls aber nie den großen Zweck der Regierung aus den Augen zu verlieren. Die Umstände waren aber so, daß der General (am 2. Dec.) einen Waffenstillstand auf 10 Tage schließen mußte, der dann mit Genehmigung der Stände auf 2 Monate verlängert werden sollte, damit binnen dieser Zeit die Irrungen beigelegt werden könnten. Zu letzterm Zwecke machte die Regierung den Anfang mit dem Anerbieten, eine Amnestie zu ertheilen und die Verfassung wieder herzustellen; die Stände antworteten mit einer Unabhängigkeitserklärung. Das heißt freilich auch Irrungen beilegen, aber auf alleinige Kosten des einen Theils. Um ihre Souveränität nicht bloß durch Worte zu zeigen, bethätigten sie die Stände auch durch Abberufung aller Personen im Dienste des Kaisers, dessen Regimenter sich gewaltig lichteten.

Schon kurz nach den Vorgängen in Gent und Brügge (am 18. Nov.) hatten die Generalgouverneurs mit mehrern vornehmen Adlichen die Hauptstadt Brüssel verlassen und die Revolution war auch dort völlig gereift. Es fehlte dem vollen Gefäß nur noch ein zufälliger Regentropfen um es zum Ueberlauf

zu bringen. Er fand sich. Am 13. Dec. 1789 war das gläubige Volk zahlreich in der Kirche versammelt gewesen und trat eben auf den freien Platz heraus, als irgend ein unbekannter Mensch unter dem Geschrei: „Es leben die Patrioten!" eine Cocarde auf den Hut steckte. Gleich hatte der ganze Volkshaufen Cocarden, die Manche schon in der Tasche führten und Andre von mitleidigen Nachbarn erhielten. Alles schrie: „Es leben die Patrioten! Es lebe Van der Noot!" Die enthusiasmirten „Vaterlandsfreunde" fraternisirten mit dem Militär und bald gingen außer zwei Thorwachen auch zwei Compagnien des Regiments Murray zu den Insurgenten über.

Dies war der Nagel zum Sarge. Trautmannsdorf wußte das sehr wohl und beeilte sich dem Unheil zu steuern, wenn es irgend noch Zeit wäre. Um den Bürgern sein Vertrauen zu beweisen, ließ er ihnen ihre Waffen wieder einhändigen. Darüber hatten sie auch in der That große Freude und begaben sich ruhig nach Hause. Schon gratulirte sich der Minister im Stillen, als am folgenden Tage der General Alton den Riß für immer unheilbar machte. Es ging nämlich ein schlichter Bürger auf der Straße hin, der keines andern Verbrechens schuldig war, als daß er eine Cocarde an der Mütze trug. Ein Officier näherte sich ihm, um ihm dieses verbotene Zeichen „des bloß niederländischen Patriotismus" abzunehmen. Der Bürger will es nicht hergeben, der Officier Gewalt brauchen. Bald sammelt sich ein Volkshaufen um die beiden Männer und ruft wie gewöhnlich: „Es leben die Patrioten! Es lebe Van der Noot!" Alton kommt mit einem Haufen Soldaten angestürmt und will das Volk auseinandertreiben;

aber 500 Mann gehen zum Volk über. Der General läßt auf die Ausreißer feuern. Hilf Himmel welch ein Lärm erhebt sich nun! Die Deserteurs haben sich gegen die noch treu gebliebene Mannschaft gekehrt und schießen, die Bürger thun dasselbe auf den Straßen und aus den Fenstern aller Häuser. Das Militär muß entfliehen und rettet sich zum Theil in die Wache am großen Markte. Auf diese Wache stürmt man nun wie auf eine zweite Bastille, erobert sie um 11 Uhr und treibt die Besatzung nach der obern Stadt, wo sie sich einstweilen in großer Bedrängniß zur Vertheidigung rüstet. Da sich das Volk noch nicht stark genug glaubt gegen Alton's Feuerschlünde zu operiren, so rüstet es sich seinerseits auch nach Möglichkeit und verschiebt den Angriff auf den andern Tag. Kaum ist es Tag geworden, als der Sturm beginnt. Alton läßt seine Kanonen abfeuern und drängt dadurch die Angreifer ein paarmal zurück. Aber auf die Gefallenen springen immer neue patriotische Streiter und ehe der Mittag kommt, sieht sich der gestrenge Alton genöthigt zu capituliren. So gerieth Brüssel in die Hände der Patrioten, welche Kanonen und Kriegskassen in Empfang nahmen, von denen wenigstens die letztern, wie sie meinten, ihnen noch recht gut zu Statten kommen könnten. Alton aber nahm nur sein eignes Gepäck auf 4 Wagen mit und rächte sich für sein Mißgeschick an dem armen Landmanne, welchen er durch seine Grausamkeit den Patrioten mit Gewalt in die Arme trieb. Eine Stunde nach dem kaiserlichen Feldherrn zog auch der kaiserliche Minister von Brüssel ab und wendete sich nach Aachen, während Alton nach Luxemburg ging. Wegen verschiedner Pflichtverletzungen ward dieser vor ein Kriegsgericht gestellt,

starb aber vor Beendigung der Untersuchung. An seine Stelle kam der greise Bender.

Am 13. Dec. 1789 erklärte man feierlich die Unabhängigkeit der Niederlande. Am 14. Dec. hielt Van der Mersch mit 15,000 Mann seinen Einzug in der befreiten Hauptstadt, drei Tage später ward Van der Noot in Breda durch ein Commando Dragoner abgeholt, am 19. ward auch schon die Ständeversammlung eröffnet, am 28. trat Limburg der Union bei und am 31. ward die Constitution beschworen.

Außer der festen Citadelle von Antwerpen, worin Caveau commandirte, hielt nur noch Luxemburg zum Kaiser, weil — Alton mit dem Reste der kaiserlichen Armee dort stand. Es war leicht einzusehen, daß nun bei den freiheitsbegierigen Nachahmern der Franzosen nichts mehr fruchten würde. So machte der General Ferraris Friedensanträge, ward aber damit abgewiesen. Es kam demnach auf die Entscheidung der Waffen an. Bender stand mit einer immer noch respectabeln Macht bei Messogne und auf ihn hatte es Van der Mersch abgesehen. Am 1. Jan. 1790 machte er einen Angriff auf die Kaiserlichen, ward aber von dem alten Bender mit einem so argen Kartätschenfeuer empfangen, daß er nicht lange Stand zu halten vermochte, sondern sich mit den Seinigen nach Namur werfen mußte. Während er hier Verstärkungen sammelte, eröffnete Frankenberg (am 7. Jan.) in Brüssel eine Generalversammlung der vereinigten Provinzen Brabant, Flandern, Hennegau, Namur, Mecheln, Antwerpen, Dornik, Geldern und Limburg. Staatsminister war der bekannte Van der Noot, Secretär aber der Antwerpner Domherr Van

Eupen, der sich wenigstens durch einige Rednergabe auszeichnete.

Während Van der Mersch sein Heer auf 30,000 M. brachte, war auch Bender verstärkt worden. Daher unterließ Ersterer vorläufig einen Angriff. Aber Kaiser Joseph, schon dem Tode nahe, hatte den Vicekanzler Kobentzl nach den Niederlanden geschickt, um wo möglich eine Versöhnung zu stiften. Dieser war freilich erschrocken, bei seiner Ankunft an der deutschen Grenze alles bis auf Luxemburg in den Händen der Insurgenten zu sehen. Während er in Luxemburg mit Bender die weitern Maßregeln zur Vertheidigung dieser Provinz besprach, sicherte er auch zugleich den Niederländern Erfüllung aller ihrer Wünsche zu, wenn sie zum Gehorsam zurückkehren würden. Diese aber hatten zu viele Beweise in Händen, daß man sich in Wien je nach den Umständen geberdete, als daß sie hätten trauen sollen. Auch waren die Sachen viel zu weit vorgeschritten und die Unabhängigkeitsgedanken schon allzu sehr eingewurzelt, als daß Kobentzl's Bemühungen nicht vergeblich sein mußten.

Auch noch einen andern Versuch machte der Kaiser das Verlorne wieder zu gewinnen. Er ließ den Papst ersuchen die niederländische Geistlichkeit zur Treue gegen ihren Landesfürsten zu ermahnen. Pius erließ ein Breve, das aber von dem unveränderlichen Frankenberg so beantwortet ward: „Alles was geschehen ist, konnte und mußte die Nation von Rechtswegen thun. Man hat sich nothgedrungen in die neue Gestalt der Dinge zu fügen. Wir müssen den Wolf vom Schafstalle vertreiben und die uns drohende tödtliche Seuche weit von uns

verbannen. Möchten also Ew. Heiligkeit unsre Angelegenheit bei allen auswärtigen Souveräns, Republiken und Höfen unterstützen, die mit uns zum Theil schon wirkliche Bündnisse geschlossen haben und zum Theil bald schließen werden."

Während dieser vergeblichen Unterhandlungen fiel auch noch die Citadelle von Antwerpen. Caveau beschloß (am 4. Febr.) mit einigen seiner Unterbefehlshaber dieses gewaltige Werk zu räumen, wenn binnen einer gewissen Zeit kein Entsatz erschiene. Dieser erschien nicht und so fiel dieses wichtige Bollwerk in die Hände der Insurgenten.

Nach dieser Erzählung vom Abfall der Niederlande mag sich der Leser die Frage vorlegen, warum doch Joseph II. nicht energischer auftrat, als es noch Zeit war, und warum er, wenn er selbst in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, nicht einen andern Hof um Hülfe bat um wenigstens eine leidliche Vermittelung in's Leben zu rufen. Die Antwort ist kurz: An Energie hatte es zuweilen nicht gefehlt, nur daß sie Alton nicht immer am rechten Platze anbrachte. Dabei machte Kaunitz auf das zweideutige Benehmen Preußens aufmerksam, so daß sich der Kaiser gedrungen fühlte die preußische und polnische Grenze zu besetzen. An Rußland war wegen seiner Entfernung und wegen seines Kriegs gegen die Türken nicht zu denken. Die Generalstaaten sahen schadenfroh einem Kampfe gegen einen Nachbar zu, der sie gedemüthigt hatte. England hielt sich früher für zurückgesetzt und legte dafür nun auch die Hände in den Schoß. An die französische Nationalversammlung hatten sich die Niederländer selbst gewendet, um von ihr Beistand und Garantie ihrer Verfassung zu erhalten. Weil sie mit Frankreich

genug zu thun hatte und am Ende auch um nicht vorschnell sich mit dem deutschen Kaiser zu entzweien, war das Schreiben der Belgier uneröffnet zurückgeschickt worden. Aber ebenso wenig konnte unter den obwaltenden Umständen Joseph auf den französischen Hof geben. Vergeblich sah er sich nach Beistand um. Seine Niederlande waren unwiederbringlich verloren — denn was unter seinen Nachfolgern Leopold und Franz geschehen konnte, war nicht geeignet das Verlorne wieder zu gewinnen — und wie die Nachrichten aus diesem Lande seine letzten Stunden verbitterten, das wollen wir bei der Geschichte seines Leidens weiter erwähnen.

Neunundvierzigstes Capitel.

Zweiter Krieg gegen die Türkei.

Während den Unruhen in den Niederlanden war unausgesetzt gegen den Halbmond gekämpft worden. Freilich wurden nach Beendigung des ersten Feldzuges mancherlei Versuche gemacht den Frieden herzustellen; z. B. ließen sich Joseph und Katharina die Vermittelung der bourbonischen Höfe (Frankreich und Spanien) gefallen und durch diese ihre Bedingungen dem Großherrn überreichen. Allein der Divan erklärte mit Bestimmtheit, nur dann unterhandeln zu wollen, wenn man die Rückgabe der Krimm zur Grundlage des Friedens machte; auch ließ er merken, daß er die Polen in ihren Forderungen an Rußland und Oestreich zu unterstützen gedenke, indem sich erstere Macht neue Uebergriffe erlaubt und letztere auf türkischem

Boden (bei Braha) Batterien errichtet habe und von den polnischen Gutsbesitzern in Galizien eine doppelte Steuer beziehe. Joseph ging auf Abstellung der zuletzt erwähnten Abgabe schon des Grundsatzes wegen nicht ein, leistete indessen für die militärische Beschreitung des polnischen Gebiets eine Entschädigung von 28,680 Gulden. Trotz dem beruhigte sich die Pforte keineswegs. Der Krieg mußte fortgesetzt werden.

Da der vorige Feldzug eine Menge Geld gekostet hatte, so wurde für den nächsten eine Kriegssteuer ausgeschrieben, die 20 Mill. einbrachte und wozu auch Mailand 1 Mill. beitrug. Das Uebrige ward durch Anleihen gedeckt. Die gelichteten Reihen wurden bald wieder vollzählig gemacht. Nachdem Lascy den Oberbefehl abgelehnt hatte, wurde er den Generalen Haddik, Laudon und Coburg übertragen. Das Hauptheer unter Haddik ward unterstützt durch eine Flotille auf der Donau, welche aus 1 Fregatte, 4 Schaluppen, 10 Bombardierschiffen, 32 Tschaiken und 4 schwimmenden Batterien bestand und 328 Kanonen führte.*) Joseph selbst ward durch

---

*) Schweighofer sagt über die Kriegsmittel der verschiedenen Mächte für das Jahr 1789 Folgendes: „Es stehen einander 800,000 M. Türken, Oestreicher, Russen, Schweden und Dänen gegenüber, wozu noch ein Troß von 200,000 M. kommt. Gegen 1000 große und kleine Schiffe, worunter man über 100 Linienschiffe zählt, sind in Bewegung. Die Land- und Seetruppen dieser Mächte führen 17,000 große Feuerschlünde mit sich, worunter Oestreich allein 3000 zugehören. Und dieser Feldzug erfordert eine Geldauslage von 160,000,000 fl., wozu Oestreich 40 — 45, Schweden 10 — 15 und Dänemark ungefähr 10 Mill. bereit halten müssen.

Krankheit und mancherlei Regierungssorgen in der Heimath zurückgehalten.

Am 17. April 1789 war Abdul-Hamid gestorben; sein kriegslustiger Nachfolger Selim III. bot alle waffenfähige Männer von 16—60 Jahren zum Kampf gegen die Giaurs auf und wollte anfangs selbst zu Felde ziehen, übertrug aber zuletzt doch das Obercommando dem Hassan Pascha von Widdin*). Dieser sollte mit dem Hauptheere in der Moldau kämpfen, der Kapudan-Pascha aber die Krimm überfallen; außerdem sollten noch zwei Corps agiren, eins aus der Wallachei gegen die Päffe von Siebenbürgen und ein andres (durch den Pascha von Scutari unterstützt) aus Bosnien her Kroatien und Inneröstreich bedrohen.

Nachdem in den beiden ersten Monaten des Jahres 1789 nur leichte Scharmützel in der Moldau vorgefallen, im März Coburg gegen die Wallachei und die Russen gegen Bender aufgebrochen waren, begannen im April ernstere Unternehmungen. Der Großvezier kam bald nach Rustschuk und setzte einen Theil seiner Armee dort über die Donau. Am Terzburger Paß verloren die Türken 250 Mann und mußten (am 19. April) eine rückgängige Bewegung machen. Unterdessen war auch der Russe Derfelden am Sereth glücklich und Lamenskoi

*) Dies war gar kein verächtlicher Gegner der Kaiserlichen. Er verstand die vorzüglichsten Sprachen Europa's und besaß echt wissenschaftliche Bildung. Zeigte sich irgend ein genialer Ausländer, den nahm er gewiß in türkische *Dienste, so daß sich* Heer und Flotte des Großherrn *beinahe ganz umgestalteten.* Seine Gesichtszüge waren männlich schön *und einnehmend.*

hatte Bender schon fast erreicht. Am 27. April waren die Osmanen wieder bis an den Terzburger Paß vorgerückt, wo sie Hohenlohe empfing, welcher statt des verstorbenen Fabris jetzt in Siebenbürgen commandirte. Zwar konnte er ihnen noch nichts anhaben, überfiel sie aber am 1. Mai auf der Höhe von Jana und trieb sie in die Flucht. Es war derselbe Tag, wo sich die Russen der Stadt Galacz an der Donau bemächtigten und 1000 Gefangene machten.

In Bosnien begannen die Operationen erst im Juni, wie nämlich Vater Laudon, von dem es im Liede heißt:

„Laudon ist da!
Jauchzt ihm entgegen, Kroaten!“ ,

als Oberfeldherr in Slavonien und Kroatien eingetroffen war und das Heer mit allem Nöthigen versehen hatte. Wir übergehen daher die öfter wiederholten Kanonaden zwischen den beiden nur durch die Sau getrennten Festungen Alt-Gradiska und Berbir *), den Einfall und die Zurücktreibung von 3000 Muselmännern, die Eroberung einer von 900 Oestreichern besetzten Schanze bei Klemacz (am 23. Mai) durch 16,000 Türken und das zehnstündige Gefecht bei Urbrosello, wo die Oestreicher 189 und ihre Feinde 600 Todte verloren; wir sprechen von dem allen nicht weitläuftiger, um den Helden gleich vor Berbir zu begleiten. Am 22. Juni ging er über die Sau und am 28. wurden die Laufgräben eröffnet. Er warf 400 Bomben in die Festung

*) Wobei die Türken zeigten, daß sie Menschen sein können. Es war in Gradiska eine Feuersbrunst entstanden. Sogleich schwieg das türkische Geschütz und ließ die Oestreicher ganz ruhig Wasser aus der Sau schöpfen.

und bald war eine feindliche Batterie und das Banyaluker Thor zerstört. Bis zum 9. Juli hielt die Besatzung aus, dann entrann sie auf einer weniger angegriffenen Seite in voller Hast. Sogleich besetzte Laudon das feste Berbir (Türkisch-Gradiska) und erbeutete dort 39 Kanonen und einen reichen Vorrath von Lebensmitteln.

Mit mehr Muße als Coburg in Siebenbürgen und Laudon in Kroatien konnte Haddik im Banat für die Bedürfnisse des Heeres sorgen, weil der mit dem Pascha von Belgrad abgeschlossene Waffenstillstand von der Mündung der Sau bis zu der des Timek Ruhe verschaffte. Vom 10. Mai an berührte das östreichische Hauptheer Lugos und Weißkirchen. Haddik ließ den Berg Allion und die von den Türken längst wieder verlassene Veterani'sche Höhle besetzen, dabei aber auch durch den Prinzen von Ligne bei Semlin die Belgrader Besatzung beobachten und durch Clairfait bei Karansebes das Banat decken. Als nun eben der Kampf des Hauptheeres beginnen konnte, ward der 78jährige Feldherr zu Weißkirchen von einer Krankheit befallen, die ihn dem Tode nahe brachte. So wie dies dem Kaiser durch einen Eilboten gemeldet wurde, schrieb er dem braven Haddik einen Brief, worin er ihn freundschaftlich mahnte seiner Gesundheit und seines Lebens zu schonen und ihn zur Rückkehr nach Wien einlud. Für ihn übernahm provisorisch den Oberbefehl der Feldzeugmeister Colloredo, welchem bald Laudon selbst folgen sollte.

Bevor dieser Held noch bei der Hauptarmee einträfe und etwa Belgrad belagerte, hofften die Türken in der Moldau vor-

zubringen, Bender zu sichern, Choczim wiederzunehmen und in Siebenbürgen einzubrechen, kurz durch Ueberwindung des linken Flügels das Hauptheer zu lähmen. Wirklich beunruhigten sie unablässig die Gebirgspässe und gaben dem wachsamen Hohenlohe gerade genug zu thun; so mußte er sich mit geringen Mannschaften am 3. August gegen 12,000 Türken wehren, trug aber endlich doch den Sieg davon. Coburg selbst beobachtete bei Abschud die Bewegungen des Mehemed-Pascha und lauerte auf russische Verstärkung. Da dieser Pascha von drei Roßschweifen schon bei Fokschan stand, so marschirte Suwarow mit seinen 7000 Russen binnen 24 Stunden 10 Meilen weit und vereinigte sich am 28. Juli mit dem östreichischen Feldherrn. Gleich am folgenden Tage recognoscirten die Verbündeten das feindliche Heer und fanden es in drei weit von einander entfernte Lager vertheilt. Am 30. Juli früh um 3 Uhr brachen die Oestreicher und Russen von Abschud auf, gingen über den Trotus und stellten sich in Schlachtordnung. Zur Rechten hielt Spleny, zur Linken Levenohr und noch weiter links Suwarow. Jedes Bataillon bildete ein Viereck und hatte 5 Kanonen bei sich. Abends um 6 Uhr kamen 3000 Türken um zu recognosciren und hinter ihnen erschien auch noch Osman-Pascha mit 7000 Mann. Auf diese stießen zunächst 1500 Kosaken, welche nach einigen Verlusten auf ihren kleinen Pferden davonjagten und den Vorgang beim Hauptheere meldeten. Da rückten die östreichischen Carré's vor, jagten den Feind über die Putna und ließen ihn durch Husaren und Kosaken verfolgen. Osman-Pascha konnte sich nicht

in seinem Lager halten, hatte auch nicht Zeit es abzubrechen; er verließ es mit den Seinigen in aller Eile und die nachrückenden Verbündeten ließen es in Flammen aufgehen.

Am 31. Juli früh um 9 Uhr ging das ganze östreichisch-russische Heer über die Putna und hatte nun einen Wald vor sich. Aus diesem machten die Türken mit Allahgeschrei einen Ausfall, um die Avantgarde ihrer Feinde zurückzuwerfen. Es gelang ihnen nicht; Suwarow trieb sie mit seiner Artillerie und Infanterie wieder in den Wald hinein. Auch Spleny kam heran. Es war aber ein solches Dorngestrüpp zu passiren, daß die Kanonen von den Pferden nicht fortgebracht werden konnten. Daher spannte sich die Mannschaft vor. Diesen Augenblick suchten die Türken zu benutzen, wurden aber von Coburg und Suwarow zugleich empfangen und nach Fokschan getrieben. Dort waren Verschanzungen zu ersteigen. Der Oberstwachtmeister Auersperg drang durch und war schon bis an das Kloster der Stadt vorgedrungen, als er von einer feindlichen Kugel getroffen zu Boden sank. Wie dies Coburg sieht, ruft er aus: „Freiwillige vor!“ und alles drängt sich herbei. Das Kloster wird tüchtig beschossen und ein Thurm, worin man Pulver aufbewahrte, fliegt in die Luft; sogleich stürmen die Freiwilligen und nehmen das Kloster ein. Dieser Umstand entscheidet den Sieg bei Fokschan. Die Flucht der Türken ist allgemein, 1500 von ihnen liegen todt auf den Plätzen und 10 Kanonen sind ihnen verloren gegangen. Diese Affaire kann man die Schlacht auf dem Marsche nennen, da es in der That nur ein beständiges Vordringen und Zurückziehen gewesen war. Den Verlust der Sieger giebt man auf 25

Todte und 70 Verwundete an. Das Resultat der Schlacht war daß Coburg in der Wallachei festen Fuß fassen konnte und Laudon kein Corps zu detaschiren brauchte. Ersterer erhielt vom Kaiser das Theresienkreuz zugesandt*), hing es gleich um, trat vor die Fronte seiner Streiter und sprach: „Meine Kinder, das habe ich Euch zu verdanken!"

---

*) Der Brief womit dieses begleitet war, lautete so:

„Herr Vetter!

Ich überlasse es Ewr. Liebden selbst zu beurtheilen, mit welchem Vergnügen ich Ihre beiden Schreiben (durch den Cadet Petz und den Oberlieutenant Vermaty, welche zusammen eingetroffen sind) empfangen habe, da sie mir von dem glorreichen über die Türken erfochtenen Siege Kunde gaben.

Ich kann Ew. Liebden meine Zufriedenheit darüber nicht genug zu erkennen geben, da ich Ihnen allein die Einleitung und Ausführung dieser Unternehmung und besonders dem guten Geist zu verdanken habe, welchen Sie den Ihnen untergebenen Truppen einzuflößen gewußt haben.

Empfangen Sie demnach als öffentliches Zeichen meiner Erkenntlichkeit für diesen wichtigen dem Staate geleisteten Dienst das Großkreuz des militärischen Maria-Theresien-Ordens, das ich Ihnen hierdurch mit ausnehmendem Vergnügen übersende.

Ich ersuche Sie, auch inliegendes Schreiben sammt der beifolgenden Tabatière dem russischen General Suwarow sowie den darin befindlichen Ring seinem Aide-Major zu überschicken und sämmtlichen Generalen, Stabs- und Ober-Officieren sowie der ganzen Truppe nicht allein meine Zufriedenheit sondern auch meinen Dank für die treu geleisteten Dienste und den meinen Waffen erworbenen neuen Ruf zu bezeigen, weil man den Bericht von dem tapfern Benehmen der Truppen nicht ohne Rührung lesen kann; es thut mir nur leid, daß ich nicht selbst Augenzeuge und Theilnehmer ihrer Strapazen und Gefahren sein konnte.

Laxenburg, am 31. August. Joseph."

Dieser Vorfall schmerzte die Türken über die Maßen. Die Scharte mußte ausgewetzt werden. Der Großvezier war selbst entschlossen, Coburg und Suwarow mit ihrer Handvoll Leute geradezu aufzuheben. Er machte sich mit nicht weniger als 80,000 M. auf den Weg und befahl dem Hospodar der Wallachei Mauregenyi mit 20,000 Leuten zu ihm zu stoßen. Der Eilbote, welcher diesen Befehl dem Hospodar bringen sollte, ward aufgefangen und Coburg wußte, woran er war. Gleich zog er den wilden Suwarow mit etwa 7000 Russen wieder an sich und hatte so mit seinen eignen 18,000 Mann gegen 25,000 Streiter beisammen, mit denen er es wagen wollte der ungeheuern Uebermacht Trotz zu bieten. Am 21. Sept. gingen die beiden Feldherren der Verbündeten über die Rimna. Die Kampfbegier unter ihren Leuten war so groß, daß man die Kranken nur mit Gewalt in den Hospitälern zurückhalten konnte. Sie wußten daß der Großvezier bei Brailow die Donau passirt hatte, und sahen nun, daß er ein paar große Haufen Fußvolk und Reiterei bei Martinestie und Tirku-Kukuli hatte lagern lassen. Am letztern Punkte wurde die Masse der Russen und Oestreicher den Türken zu arg; sie brachen am Morgen des 22. Sept. ihr Lager ab, allein Suwarow ließ ihnen keine Zeit dazu. Er hatte ein Corps „deutsche Tartaren," wie der Türke die östreichischen Husaren nannte, bei sich und rückte mit diesem und seinen Carré's schnell vor. Ueber 5000 Türken hieben gewaltig auf die Husaren und die sich unwiderstehlich vorwärts wälzenden Vierecke der Russen ein, wurden aber stets mit blutigen Köpfen zurückgejagt. Ein tiefer Graben wurde unter dem *heftigen Angriff* der Türken und unter dem Gelächter

der Russen überschritten. Ganz zur Unzeit für das Glück des Halbmondes fiel den Türken jetzt der Major Matissowski mit einer Abtheilung östreichischer Husaren in den Rücken und verjagte die Türken.

Als im großen türkischen Lager die Kunde von dem geschehenen Unheil erscholl, marschirten 18,000 Muselmänner den Verbündeten entgegen, um sie für ihre Verwegenheit zu züchtigen. Allein alle Hitze der Türken scheiterte an den eisernen Vierecken. Sie wurden zweimal mit bedeutendem Verlust zurückgeworfen und ließen den Siegern ein halbes Stündchen Zeit sich zu erholen.

Zwischen beiden türkischen Lagern streckte sich ein großer Wald aus, vor dem sich jetzt das feindliche Fußvolk in Schlachtordnung gestellt hatte. Es war wohl 40,000 M. stark und das Geschütz auch nicht übel verschanzt. Aber Coburg und Suwarow, welche die Streitlust der Ihrigen kaum länger zügeln konnten, ließen zum Angriff blasen, stürzten auf die Türken los und durchbrachen sie an verschiedenen Stellen. Kienmayer warf sich an der Spitze seiner Husaren mit dem Pferde in eine Batterie und bald waren auch die Verschanzungen erstiegen und die Kanonen genommen. Die Türken flohen und suchten die Verfolger dadurch aufzuhalten, daß sie auf ihrem Wege überall Pulverfässer mit Lunten auslegten und in die Luft springen ließen, sich aber dann allemal wieder zu setzen suchten; es half alles nichts, und zuletzt waren die Türken gar nicht mehr zum Stehen zu bringen. Sie wurden aus ihrem Lager und selbst zum Theil über den Rimnik hinüber gejagt. In der höchsten Entrüstung ließ der Großvezier mit Kartätschen

unter die Flüchtlinge feuern; aber die Furcht vor dem Feinde war größer als vor den einheimischen Kartätschenkugeln: alles lös'te sich in der wildesten Flucht auf. Was unglaublich scheint ist verbürgt, nämlich daß die Sieger noch nicht 600 Todte zu beklagen hatten, während von den Ueberwundenen 5000 nur auf dem Schlachtfelde lagen und sie mehr als 10,000 auf der Flucht verloren. Die Oestreicher und Russen erbeuteten in dieser Schlacht bei Martinestie 100 Fahnen, 6 Mörser, 7 große Kanonen und 64 Feldstücke, ja am folgenden Tage fiel das ganze Hauptquartier in die Hände der Sieger.

Die Nachricht von diesem wichtigen Triumphe der östreichischen Waffen brachte der Rittmeister Hertelmüller (von Erdödy Husaren) nach Wien. Auf Befehl des Monarchen mußten ihm 24 blasende Postillons vorausreiten und sowohl zu Wien als in den andern Hauptstädten der Erblande Dankfeste gefeiert werden. Coburg ward zum Feldmarschall und Suwarow zum deutschen Reichsgrafen ernannt; auch manches andre Avancement fand statt; die heldenmüthigen Gemeinen und Unterofficiere erhielten die neu eingeführten mit einer Gehaltszulage verknüpften Ehrenpfennige.

Der Zweck des Großveziers, die östreichische Hauptarmee durch Vernichtung des linken Flügels von Belgrad abzuziehen, war vollständig mißlungen. Auch vor Laudon's Ankunft im Banat war der Waffenstillstand nicht allzu gewissenhaft beobachtet worden. Schon im Juni hatte ein Corps Türken bei Kladowa die Donau überschritten und auf die östreichischen Vorposten gefeuert, bei Schupanot Posto gefaßt und später selbst die Veterani'sche Höhle wieder besetzt. Auf die Frage an

den türkischen Befehlshaber, wie sich sein Benehmen mit dem Waffenstillstand vertrüge, antwortete er, dieser sei nur mit dem Pascha von Belgrad abgeschlossen worden, von dem er nicht abhänge. Dafür begannen auch die Oestreicher sich zu rühren. So schlug am 4. Aug. der General Becsey den Feind in einem hitzigen Treffen und am 17. vertrieb ihn Clairfait von Mehadia. Letzterer erhielt den Auftrag das Banat völlig zu säubern und that dies noch im Laufe des August. Nachdem nun Laudon (am 24. Aug.) beim Hauptheere eingetroffen war, wurde sogleich der Waffenstillstand in aller Form aufgekündigt und größere Operationen begannen. Am 1. Sept. brach er von Weißkirchen auf und lagerte sich 5 Tage später bei Banofze in Syrmien. Der Seraskier Abdy-Pascha merkte Laudon's Absicht, die in der möglichst raschen Eroberung von Belgrad bestand, und machte mit einem bedeutenden Heere Eilmärsche, um vor dem deutschen Teufel bei der Festung einzutreffen. Aber es gelang ihm nicht. Laudon ging ganz unvermuthet über die Sau und schloß (am 13. Sept.) Belgrad ein. Der Erzherzog Franz, welcher seit dem 17. Aug. „als ein Unterpfand der Liebe Joseph's" bei der Armee war, soll mit eigner Hand die erste Kanone gegen Belgrad abgefeuert haben.

Man muß es dem Pascha von Belgrad Osman-Pascha nachsagen, daß er gut zu schießen wußte; er unterhielt Tag und Nacht auf die Arbeiter der Belagerer ein so lebhaftes Feuer, daß er ihre Vollendung bis Ende September aufhielt. Erst am 30. d. M. konnte ein Sturm auf die Palissaden und *und Vorstädte* von Belgrad unternommen werden. Lascy's

Neffe der Generalfeldzeugmeister Browne leitete ihn. Mit einem Verlust von 400 M. drang man in die Vorstädte ein und jagte den Feind hinauf in die Bergfestung oder die obere Stadt. Zur Beobachtung Abdy=Pascha's schob der Feldherr den Prinzen von Waldeck mit 10,000 M. vor, er selbst aber rüstete sich zum Bombardement der Bergfeste. Es begann am 5. October, und zwar so unausgesetzt und mit so furchtbarer Heftigkeit, daß der Pascha schon am andern Morgen einen Parlementär hinunterschickte und um einen vierzehntägigen Waffenstillstand anhalten ließ. Statt aller Antwort verstärkte Laudon das Feuer wo möglich noch, so daß vor dem Donner der Kanonen niemand zu Worte kommen konnte. Die ganze Nacht vom 6—7. Oct. ging es so fort; am Morgen des 7. schickte Osman=Pascha abermals herunter und ließ sagen, daß er zur Uebergabe bereit sei, wenn ihm und den Seinigen freier Abzug gestattet würde. Das Feuer schwieg und am 8. Oct. ward die Capitulation unterzeichnet, welche des Pascha's Wunsch gewährte. Dieser sagte zu Laudon: „Schon Dein Name erfüllte meine Leute mit Schrecken. Dein Feuer (so etwas sah man nie) zertrümmerte meine Felsen. Und die schrecklichen Feuerwachteln liefen den Leuten nach wie die Hunde."

Als Curiosum ist anzumerken: Franz I. war 1739 bei der Armee, als Belgrad an die Türken verloren ging: sein Enkel Franz war bei dessen Wiedereroberung; General Wallis commandirte 1739 die Armee bei Belgrad und übergab die Festung an die Türken: sein Sohn, der Feldmarschall Wallis ward jetzt der erste Commandant von Belgrad; Os=

man-Pascha, welcher jetzt die Festung räumte, war ein Sohn desjenigen Pascha's, welcher sie 1739 den Kaiserlichen abgenommen hatte.

Nachdem die Besatzung nach Orsowa hin abgezogen war, besichtigte man die ansehnliche Beute, welche man in Belgrad machte. Außer verschiedenen Vorräthen fand man 2500 Centner Blei, 6000 Centner Pulver und gegen 400 Kanonen jeden Calibers.

Die Nachricht dieser wichtigen Eroberung brachte Laudon's Verwandter der Feldmarschall-Lieutenant Klebeck nach Wien. War die Freude über den Sieg bei Marinestie groß gewesen, so kannte jetzt der Jubel keine Grenzen. Joseph selbst wohnte dem feierlichen Te-Deum bei und verordnete dreitägige Freudenfeste. Laudon „der Städtebezwinger" erhielt durch den Erzherzog Franz ein Ordenskreuz von 36,000 Ducaten an Werth und dieser bekam in demselben Augenblicke von Laudon (im Auftrage des Monarchen) den Maria-Theresienorden.

Nach Belgrads Fall war kein großer Aufenthalt mehr. Kurz darauf fielen Semendria und Passarowitz. Hohenlohe hatte am Abend vor der Einnahme von Belgrad den Pascha Kara-Mustapha bei Porcseni in der kleinen Wallachei geschlagen und dadurch die linke Flanke des Hauptheeres gesichert. Der Seraskier Abdy-Pascha, welcher nicht einmal vor Uebergabe von Belgrad losgeschlagen hatte, mußte sich jetzt eiligst zurückziehen; er that es (am 21. Oct.) mit Zurücklassung von Proviant und 11 Kanonen. Neu-Orsowa, wegen seiner Lage auf einer Donauinsel der Donauriegel ge-

nannt, wurde wegen der vorgerückten Jahreszeit vorläufig von Auersperg bloß eingeschlossen. Auch die Russen waren glücklich gewesen; Akermann hatte sich ergeben und Bender mußte fallen, wenn nicht bald ein Entsatz erschien. Nach einigen Gefechten Devins' gegen den berüchtigten Pascha von Scutari, welcher die kroatische Grenze bedrohte, sowie Coburg's und Hohenlohe's gegen den Großvezier, welcher es auf Siebenbürgen gemünzt zu haben schien, fiel Bukarest in Coburg's, Krajowa in Hohenlohe's Hände, nahm Fabry am rechten Donau-Ufer das feste Schloß Kladowa und am 15. Nov. ergab sich das wichtige Bender an Potemkin.

Unter solchen Umständen hielt es der Divan für angemessen, etwas weniger trotzig aufzutreten. Am 22. Nov. ward der so oft und bitter reclamirte russische Minister Bulgakow aus den sieben Thürmen entlassen und landete am 3. Dec. in Triest. Weiter aber wollte der Türke auch noch nichts thun, indem er gar sehr auf Gustav's Diversion im Norden von Rußland, auf die von ihr mit unterhaltene Rebellion in den Niederlanden und auf die französische Staatsumwälzung baute. In Bezug auf letztere war es den Türken bekannt, daß die Rechte deutscher Fürsten im Elsaß gekränkt worden waren, wodurch Kaiser Joseph zum Einschreiten veranlaßt werden konnte, nicht aber daß er bei den ersten Nachrichten von den Mißhandlungen seiner königlichen Schwester in Versailles auf die Mahnungen einiger Aristokraten geäußert hatte: „Der östreichische Staat hat keine Schwester." Daher gab der Divan auch den Vorstellungen der Mächte kein Ge-

hör. Da jedoch die schlechte Jahreszeit da war, so bezogen die Heere die Winterquartiere, die Entscheidung einem dritten Feldzuge — welchen der Kaiser nicht mehr erlebte — aufsparend.

Funfzigstes Capitel.

Steuerwesen.

Bei allen Sorgen, welche der kranke Kaiser in Bezug auf die Niederlande und die Türkei hatte, vergaß er seine eignen Staaten nicht einen Augenblick. Er hatte in der That nicht Zeit den Rath seiner Aerzte zu befolgen, welche ihm Schonung anempfahlen. Es war bereits oben davon die Rede, daß Joseph nichts sehnlicher wünschte als eine Gleichheit der Abgaben herbeizuführen. Das beste Mittel zum Zweck war ihm das physiokratische System, wonach bekanntlich das landwirthschaftliche Interesse dem Manufactur- und Handelsinteresse vorgezogen wird. Dieses System war erst 1757 durch Quesnoy bekannt gemacht worden, obwohl sich dessen Grundlagen bereits in Locke und mehrern andern brittischen Schriftstellern finden. Mirabeau d. Ae. hing ihm an, Turgot erklärte sich für dasselbe und die Nationalversammlung brachte es dann zur Blüthe. Nach diesem System ist die Erde die einzige Quelle des Nationaleinkommens und öffentlichen Wohlstandes. Alles kommt auf Production aus dem Pflanzen- und Thierreiche an. Daher sind nur die Staatsbürger für wirklich nützlich anzusehen, welche den Boden

bauen und benutzen und so einen Ueberfluß über das liefern, was sie selbst von ihren Erzeugnissen davon brauchen. Durch Künstler, Kaufleute und Handwerker wird der allgemeine Wohlstand unmittelbar ernährt. Nothwendige Bedingung des Wohlbefindens beider Classen ist dabei unbedingte Gewerbe- und Handelsfreiheit. Da aller Reichthum vom Boden ausgeht, so darf auch nur eine Abgabe stattfinden, nämlich die, welche sich auf den Reinertrag des Grundeigenthums stützt. Wie weit sich nun die erwähnten Grundsätze vorläufig auf Oestreich anwenden ließen, das hatte der Kaiser zum Gegenstand seines beharrlichsten Nachdenkens gemacht. Von 1784 bis nach dem ersten Türkenkriege war unausgesetzt an einer völlig neuen Schöpfuug des Steuerwesens gearbeitet worden. Endlich — im Jahre 1789 — konnte die Steuerregulirung im Ganzen und Großen ausgeführt werden. Es erschien das berühmte Steuerpatent, welches hier um so mehr unverkürzt gegeben werden muß, weil es besser als jede Beschreibung Joseph's väterlichen Sinn beurkundet. Es lautet so:

Das Steuerpatent.

Wir Joseph II. rc. Da die nach Vorschrift des Patents vom 20. April 1785 in Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich ob und unter der Ens, in Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz und Gradisca unternommene Ausmessung der Gründe und die Erhebung ihres Ertrags nunmehr vollendet ist, so finden wir uns in den Stand gesetzt, den Betrag zu dem Aufwande sowohl für den einzelnen Grundbesitzer als ganze Gemeinden, Kreise und Provinzen nach einem durch die

erlangte möglichst genaue Kenntniß der wahren Kräfte an die Hand gegebenen Maßstab bestimmen zu lassen und dadurch die in einem bisherigen Contributionsfuße so sehr vermißte Gleichheit herzustellen. Und da auch sonst alle zu diesem Ende erforderlichen Anstalten bereits getroffen worden, so kommt es nur darauf an, dasjenige vorzuschreiben was zur Erreichung eines so wichtigen Zweckes zur Richtschnur genommen und befolgt werden muß.

1. Von der landesfürstlichen Grundsteuer.

§ 1. Wie die Bedürfnisse des Staats, welche durch die Belegung des fruchtbringenden Bodens ihre Bedeckung erhalten sollen, verhältnißmäßig gemein sind, ebenso müssen auch die Beiträge hierzu nach diesem Maßstabe überall gleich und ohne Rücksicht auf die bisherige Länderproportion bestimmt werden, welche, da sie für fehlerhaft erkannt worden, hiermit gänzlich aufgehoben wird.

§ 2. Die bisherige Contribution kann wegen des unentbehrlichen Bedürfnisses und der Sicherheit des Staates nicht vermindert, jedoch soll dieselbe bei der gegenwärtigen neuen Untertheilung auch keineswegs erhöht werden, und ist derselben zum Besten der allgemeinen Landwirthschaft der Ertrag derjenigen Zwischenmäuthe zugeschlagen worden, die dem freien wechselseitigen Absatze der landwirthschaftlichen Erzeugnisse zwischen den an dem neuen Contributionsfuße theinehnehmenden Provinzen hinderlich sind, folglich neben der überall gleichen Versteuerung des Grundertrags nicht mehr bestehen können und daher in dem nämlichen Zeitpunkte aufzuhö-

ren haben, in welchem mit der Entrichtung nach der neuern Untertheilung der Anfang gemacht werden wird.

§. 3. Die ganze bisher unter der Benennung Contribution erhobene Entrichtung mit Zuschlag dessen, was bisher von den Häusern des Bürgerstandes, des Adels und der Geistlichkeit gezahlt worden, und des Ertrags der in dem vorhergehenden §. erwähnten Zwischenmäuthe hat künftig einzig und allein als Grundsteuer auf Grund und Boden zu ruhen.

Bei diesem Gegenstande der Belegung würde es wider die Billigkeit und unverkennbaren bessern Grundsätze streiten, auf Stand und Eigenschaft des Besitzers Rücksicht zu nehmen und nach derselben einen Unterschied einzuführen oder beizubehalten; daher hierin eine durchgängige Gleichheit zu beobachten ist. Dagegen werden die Urbarialeinkünfte der Obrigkeiten und die Gewerbe freigelassen werden.

§. 4. Die übrigen neben der Contribution bestandenen Abgaben bleiben indessen ohne einige Abänderung. Jedoch werden wir Bedacht nehmen, auch hierin zwischen den Ländern die nöthige Gleichheit einzuführen.

§ 5. Zur Bedeckung der Contributionshauptsumme sind der gemachten Berechnung gemäß in Böhmen, Mähren, Schlesien, Oestreich ob und unter der Ens, in Steyermark, Kärnthen, Krain, Görz und Gradisca von 100 fl. des daselbst angegebenen (fatirten) und controlirten Grundertrags im Durchschnitt 12 fl. 13 1/3 Kr. zu entrichten. Um jedoch den durch Verschiedenheit der Culturauslagen auch verschieden fallenden Ertrag zwischen Aeckern, Weingärten, Wiesen, Waldungen, und Hutweiden in ein angemessenes Verhältniß zu setzen und

dadurch die auf verschiedene Art benutzten Gründe gegeneinander auszugleichen, wird die auf 12 fl. 13 ⅓ Kr. im Durchschnitt bestimmte Anlage nach Unterschied der Gattungen und Anwendung des Grundes folgendermaßen untergetheilt:

Von ordentlich baubaren Aeckern, Trischfeldern, von Teichen, die nach ihrer Eigenschaft mit Aeckern verglichen sind, von Weingärten wie auch von Seen und Flüssen sind zu entrichten 10 fl. 37 ½ Kr. vom Hundert; von Wiesen und den mit Wiesen verglichenen Gärten und Teichen 17 fl. 55 Kr. vom Hundert.

Von Hutweiden, Gestrüppen und Waldungen, bei welchen letztern nach Abzug des Schlägerlohnes der erhobene Anwerth oder Holzpreis zum Gegenstande der Belegung genommen wird, 21 fl. 15 Kr. vom Hundert.

§. 6. Es ist die Einleitung bereits geschehen, daß jedem Besitzer die Auslieferung zugestellt werde, wieviel die Steuerschuldigkeit von seinem verschiedenen Grundertrage ausmache. Binnen 4 Wochen nach dieser Zustellung hat derjenige, dem vielleicht bei dem eignen Anschlage oder auch bei den Anschlägen andrer Steuerpflichtigen (Contribuenten), welche einzusehen jedermann das Recht gegeben wird, Zweifel und Bedenken aufstoßen, solche zu erklären, der Gemeinde zur öffentlichen Beurtheilung vorzutragen und bei derselben erledigen zu lassen, damit die Steuereinhebung mit voller Beruhigung angefangen werden kann. Indessen bleibt auch nach der über die empfangenen Steueranschläge erfolgten Erklärung und nach geschehener wirklichen Belegung sowohl einzelner Steuerpflichtigen als wo es um einen alle Mitglieder betreffenden Umstand zu thun ist,

ganzen Gemeinden unbenommen, sich der Ordnung nach zuerst bei der leitenden Obrigkeit zu melden, welche die Sache mit Beizeichnung des Gemeinderathes und der Ausschußmänner zu erörtern und darüber den Bescheid zu geben hat. Wäre das Bedenken dadurch nicht gehoben, so ist sich weiter an das Kreisamt, hierauf an die zu diesem Geschäft bestellte Obercommission, so lange als solche besteht, und wenn diese nach geordnetem Geschäft aufgehört haben wird, an die Landesstelle zu wenden. Endlich, wofern es nöthig sein sollte, kann selbst bei unsrer höchsten Behörde um Abhülfe angesucht werden, welche dieselbe nach Billigkeit und Umständen durch Ausgleichung im Innern der Provinzen zu verschaffen bedacht sein wird.

§. 7. Die Aufsicht über die Steuereinhebung haben da, wo die Domänen nicht geschlossen sind, keineswegs alle in eine Gemeinde begilteten Obrigkeiten zu führen, sondern eine einzige, und zwar diejenige, welche dazu eigends bestimmt worden und für eine angemessene Anzahl von Gemeinden zu Bestreitung der mit der aufgetragenen Obsorge verbundenen Arbeiten, mit einem Steuereinnehmer auf Kosten der Gemeinden zu versehen sein wird. Die Einsammlung der Steuerbeträge von einzelnen Grundbesitzern geschieht gegen eine mäßige Belohnung aus dem Gemeindevermögen durch die Richter, welche jede Gemeinde sich nach ihrem Gutbefinden zu wählen berechtigt ist.

§. 8. Bei dem neuen Grundsteuerfuße und mit dessen Anfang hat jede Gemeinde für ihre Entrichtung selbst zu haften. Zu diesem Ende wird aber derselben auch zu Erleichterung ihrer nach Umständen zu sehr belegten Contribuenten unter der Auf-

sicht ihrer Obrigkeit das Mittel einer verhältnißmäßigen Untertheilung und bei übeln Haushältern das Recht eingeräumt, die kreisamtliche Eintreibung (Execution) anzusuchen, ehe die Rückstände sich häufen. Diese Haftung der Gemeinden dauert so lange, bis der Richter die Grundsteuer der Gemeinde an den obrigkeitlichen Einnehmer abgeführt hat. Sobald aber der obrigkeitliche Einnehmer die Grundsteuer aus den Händen des Richters übernommen, hat die Obrigkeit bis zur Ablieferung der Baarschaft in die angewiesene landesfürstliche Kasse für den Steuereinnehmer zu haften, da ihr die Auswahl dieses Beamten und die Vorsicht, sich in Ansehung desselben die erforderliche Sicherstellung zu verschaffen, uneingeschränkt überlassen wird.

§. 9. Nach vollendeten Subrepartitionsarbeiten wird die neue Steuer vom 1. Nov. 1789 den Anfang nehmen und daher die Bestimmung der Zahlungstermine von diesem Zeitpunkte auszugehen haben.

Von den herrschaftlichen Urberialforderungen.

Der Endzweck des Staates, durch eine verhältnißmäßige Untertheilung der Grundabgaben die Gleichheit herzustellen und dadurch die Grundbesitzer bei Kräften zu erhalten, daß sie ihre Bürgerpflichten ohne Beschwerlichkeit zu tragen und ihre Emsigkeit nicht bloß fortzusetzen fähig sein, sondern auch zu vermehren angeeifert werden sollen, könnte niemals erreicht werden, wenn nicht zu gleicher Zeit denjenigen Unterthanen, welche die Last der Forderungen ihrer Grund-, Vogt- und Zehntherren zu schwer drückt, Erleichterung verschafft würde.

§. 10. So sehr wir demnach entfernt sind in das Eigenthumsrecht der Obrigkeiten willkührlich einzugreifen oder die-

jenigen Ursachen, Gewohnheiten oder Verträge zu untersuchen, von welchen die bisherigen Frohn-, Geld- und Naturalieneinrichtungen, und die zum Theil in Abgaben bei Sterbe- und Veränderungsfällen bestehenden sogenannten Unterthansgiebigkeiten abgeleitet werden, so fordert doch die Pflicht, durch welche wir über die Erhaltung des Ganzen zu wachen verbunden sind, daß da, wo die bisherigen Giebigkeiten der Obrigkeiten die Vermögenskräfte des Unterthans, die er aus Grund und Boden zieht, übersteigen, ein billiges Ziel und unabweichliche Schranken gesetzt werden. In dieser Absicht und da durch die vorausgegangenen Anstalten der bloße Brutto-Ertrag erhoben, mithin weder Samen noch die baaren Culturkosten abgerechnet werden, überdies der Grundbesitzer noch den eignen und seiner Familie Unterhalt, die Gemeindeauslagen und die Entrichtung an die Seelsorger und Schullehrer besonders zu tragen hat, so setzen wir zum allgemeinen Maßstabe hiermit fest, daß den Unterthanen zur Bestreitung dieser Erforderniße von dem fatirten und controlirten Brutto-Ertrage im Durchschnitte wenigstens 70 fl. vom Hundert freigelassen werden, und nur die übrigen 30 vom Hundert sollen zu Bedeckung der in der ersten Abtheilung dieses Patents bestimmten landesfürstlichen Grundsteuer und Abtragung der obrigkeitlichen Forderungen für die erstere, wie §. 5. bereits bestimmt, mit 12 fl. 13⅓ Kr., für die letztere mit 17 fl. 46⅔ Kr. und zwar auf solche Art gemindert werden, daß unter diesen 17 fl. 46⅔ Kr. alles begriffen sei was der Unterthan seinem Grundvogte und Zehntherrn zu leisten hat, es sei im Baaren oder an den nach Geld berechneten Naturalien, Zug- oder Handfrohnen,

wie auch an den in einigen Provinzen üblichen Taxen-, Sterbe- und Veränderungsgefällen, welche letztere nur in so weit, als sie Realität und Gewerbe betreffen, nach einem Mittel von 20 Jahren anzuschlagen und hiernach in eine bestimmte jährliche Zinsgiebigkeit zu verwandeln sind.

Bei Berechnung der Urbarialschuldigkeiten ist nach Verschiedenheit der Grundgattungen, aus welchen der Besitz eines Unterthans besteht, das nämliche Verhältniß zu beobachten, welches bei Bestimmug der landesfürstlichen Grundsteuer zwischen Aeckern, Wiesenland und Waldungen in §. 5 vorgeschrieben worden, nach welchem Verhältnisse also der höchste Maßstab für die Urbarialschuldigkeiten von Aeckern und Weingärten auf 15 fl. 25 Kreuzer, von Wiesen, Gärten und Teichen auf 26 fl. 2⅔ Kr., von Hutweiden und von Waldungen auf 30 fl. 50 Kr., endlich von Seen und Flüssen auf 15 fl. 25 Kreuzer vom Hundert festgesetzt und dadurch im Ganzen der nie zu übersteigende Hauptdurchschnitt von 17 fl. 46⅔ Kr. erreicht wird.

Es versteht sich jedoch, daß, wo der Unterthan schon gegenwärtig weniger zu leisten hat, derselbe auch künftig bei der geringern Schuldigkeit zu verbleiben haben wird.

§. 11. Nach diesen Grundsätzen ist also künftig bloß das Geld der einzige unabänderliche Maßstab zur Bestimmung aller Urbarialschuldigkeiten, und kann die Obrigkeit der allgemeinen Regel nach von dem Unterthan weiter nichts als Geld fordern. Aber es steht beiden Theilen frei, diese Geldbestimmung nach einem freiwillig unter sich getroffenem Einverständnisse in Naturalgiebigkeiten, Frohnen oder Lohnarbeiten umzugestalten, *nur muß dieses* Einverständniß wenigstens jedesmal auf drei

Jahre festgesetzt und von dem Kreisamte bestätigt werden. In dem Falle, wo über den Werth der bisherigen Frohnen (Roboten), Naturalarbeiten oder Naturalgiebigkeiten zwischen Herren und Unterthanen nicht übereingekommen werden könnte, hat das Kreisamt, unter Anleitung der in dem Geschäfte aufgestellten Obercommission, der Schätzung der Frohnen (Roboten) und Naturalarbeiten nach dem Beispiele des in dem Kreise und in der nämlichen Lage befindlichen Staatsguts, wo die Frohnen (Roboten) bereits in eine billige, verhältnißmäßige Geldentrichtung verwandelt sind, die Naturalgiebigkeiten aber nach dem Localpreise zu bestimmen. Nach diesem Maßstabe und Geldanschlage hat das Kreisamt, unter der Leitung der Steuerregulierungs-Obercommission, auch in jenen Fällen, wo der Unterthan darzuthun im Stande ist, daß seine dermaligen sämmtlichen Urbarialschuldigkeiten die auf das höchste bestimmten 17 fl. 46 Kr. vom Hundert übersteigen, die Abgaben, die er in Zukunft an seinen Grundvogt oder Zehentherrn zu leisten haben wird, herabzusetzen. Diese Beschwerden und Beweise einzubringen wird den Unterthanen die längste Zeitfrist von zwei Jahren bestimmt, nach deren Verlauf keine weitere Klage mehr angenommen werden soll.

§. 12. Wird bei einer solchen, gegen die bisherige Ausübung der obrigkeitlichen Rechte geführten Beschwerde gefunden, daß nach dem allgemeinen Grundsatze des §. 10. der Fall zu einer Mäßigung eintritt und der beschwerdeführende Unterthan ist an verschiedene Grundvögte und Zehentherren zu abgesonderter Entrichtung verbunden, so muß jeder Theilnehmer sich nach Maß seines vorigen Genusses eine Verminderung ge-

fallen lassen. Doch ist die Ausgleichung in diesem Stücke von der Steuerregulirungs-Obercommission nach den vorigen Fassionen und Einlagen, und nach dem hiernach ausfallenden Verhältnisse zu berechnen und zu bestimmen.

§. 13. Die Vorschrift des §. 10. bezieht sich lediglich auf die sogenannten Rusticalgründe, welche von jeher dem Landvolke zur sogenannten Anstiftung und seinem Unterhalte dienten und vermöge der erlassenen Patente zum obrigkeitlichen Genusse unter Strafe nicht mehr eingezogen werden durften. Auch macht es bei diesen keinen Unterschied, ob dieselben käuflich und erbrechtlich oder uneingekauft besessen werden. Bei Dominicalgründen aber wird in das Einverständniß zwischen den Grundherrn und ihren Pächtern oder Emphyteuten keine Einsicht genommen.

Sollte hier und da über die Eigenschaft der Gründe, ob solche Dominical- oder Rusticalgründe sind? eine Frage entstehen, so hat man zur Vermeidung aller verzögernden Weitläuftigkeiten sich an den gegenwärtigen Besitzstand zu halten, und ist den Unterthanen, welche einige Gründe in Händen der Obrigkeit für Rusticalgründe angeben, sowie den Obrigkeiten, welche diese oder jene in den Händen der Unterthanen befindliche Realität als wirklich dominical ansprechen, der Beweis aufzulegen, daß solche in den Normaljahren, welche zur Unterscheidung der Dominical- und Rustical-Realitäten in jeder Provinz festgesetzt worden sind, zu derjenigen Gattung gehört habe, unter welcher gegenwärtig Anspruch darauf gemacht wird; z. B. also, daß dieser oder jener Grund, den jetzt ein Unterthan genießt, von einem obrigkeitlichen Meierhofe herrühre, der

in Normaljahren bestanden, und daß diese Ableitung allgemein bekannt oder wenigstens, daß der in Frage gekommene Grund in der letzten Dominicalfassion zur Besteuerung angezeigt worden sei.

§. 14. Die Häusler ohne Unterschied sowie die Inleute haben in Ansehung des Schutzes bei ihren dermaligen vorschriftsmäßigen Schuldigkeiten zu verbleiben, die sie mit Einverständniß ihrer Herren ebenfalls mit baarem Gelde ablöse (reluiren) können; sowie auch dort, wo ihre Schuldigkeit in gewissen Entrichtungen bei Sterbe- und Veränderungsfällen besteht, welche in eine jährliche Ablösung nach dem Durchschnitte des obrigkeitlichen Genusses in den letzten 20 Jahren zu verwandeln ist.

Wenn Häusler nebst ihrem Hause oder wenn Inleute auch steuerbare Gründe besitzen, so sind sie in Ansehung derselben gleich allen andern Grundbesitzern nach dem allgemeinen Maßstabe zu behandeln.

Dagegen verordnen wir: Müller, Brauer, Schenker und dergleichen Besitzer eines mit einem Gewerbsrechte verbundenen Eigenthums, in so fern sie zugleich Rusticalgründe besitzen, in Beziehung auf diese zwar gleich andern Grundbesitzern nach dem allgemeinen Maßstabe zu behandeln, die Entrichtung jedoch, welche nach dem Grundbesitze ausfällt, soll von derjenigen Last, welche auf der Realität im Ganzen haftet, abgezogen und der Ueberrest, der eigentlich auf dem Gewerbe ruht, da, wo statt jährlicher bestimmter Zinsen oder andrer Schuldigkeiten wandelbare Sterbe-, Veränderungsfälle und Taxen eingehoben werden, nach dem *erweislichen* obrigkeitlichen Genusse, welcher

sich gemeiniglich alle 20 oder 25 Jahre zu ergeben pflegt, in eine bestimmte jährliche Ablösung verändert werden. Es versteht sich jedoch, daß diese in einen jährlichen Zins veränderte Abgabe nur von dem unbeweglichen Vermögen gefordert werden kann.

§. 15. Zu den sämmtlichen auf den Körper einer Gemeinde fallenden öffentlichen Auflagen muß von allen denjenigen, welche in dem Gemeindeumfange Gründe von was immer für Gattung, auch Waldungen nicht ausgenommen, besitzen, sie mögen Obrigkeiten oder Unterthanen und in der Gemeinde selbst wohnhaft sein oder nicht, nach dem Verhältnisse ihrer Grundbesitzungen in gleichem Maße beigetragen werden.

§. 16. Da nun hiermit alles, was die unterthänigen Grundbesitzer betrifft, auf eine solche Art eingeleitet worden, daß sie künftighin ihrer Erwerbung ohne irgend eine Besorgniß obliegen können, so versehen wir uns, daß sie unsre väterliche Absicht mit Dank erkennen, unsre Befehle nicht zum Vorwande einer Widerspenstigkeit oder voreiligen Behelligung mißbrauchen; daß sie den für den Anfang dieser neuen Verfassung bestimmten Zeitpunkt ruhig abwarten und inzwischen durch genaue Erfüllung ihrer bis jetzt noch bestehenden Obliegenheiten als getreue und folgsame Unterthanen sich unsrer Vorsorge würdig machen werden: wie wir denn gegen diejenigen, welche in der Zwischenzeit zu gegründeten Klagen Anlaß geben sollten, mit nachdrücklicher Strenge vorgehen lassen würden.

Gegeben in der Haupt- und Residenzstadt
Wien, den 10. Februar 1789.

Joseph.

Wohl gab es wenig Gutsbesitzer in der östreichischen Monarchie, welche nicht von den Gebrechen des ältern Steuerwesens auf's innigste überzeugt waren. Verbesserungen waren also gewiß nöthig. Daher ließ man sich dieselben auch ruhig gefallen und schrie nicht sonderlich über die Kosten, als der Flächeninhalt der Ländereien vermessen wurde. Doch zeigten sich hierbei von Anfang bis zu Ende immer schon manche Uebelstände.

Zunächst konnte man nicht genug geschickte Feldmesser auftreiben, um das Riesenwerk schnell und sicher zu fördern. Man nahm daher Beamte auf dem Lande dazu, welche in ihrer Jugend einmal durch eine geometrische Schule gelaufen waren, ja man gab den Bauern eine gedruckte Anweisung in die Hände, wonach sie ihre Gründe selbst ausmessen sollten, wenn bei ihnen bis zu einem gewissen Zeitpunkte kein Geometer der Regierung erschiene. Daß sich hierdurch ungeheure Fehler in die Vermessung einschleichen mußten, ist klar. Um sich von der Richtigkeit der bäuerlichen Vermessungen zu überzeugen, maßen hier Mathematiker nach und fanden nicht selten eine Verletzung über oder unter der Hälfte. Aber alles noch einmal zu messen, dazu gebrach die Zeit; nie hatte sich der Kaiser ungeduldiger gezeigt als bei dieser Angelegenheit. Die Sache ward vielfach übereilt.

Wegen der Rectificationen fuhren Steuer-Commissare im Lande umher und die Gutsbesitzer mußten ihre eignen Geschäfte bei Seite setzen, um jenen Rechnungsleuten beizustehen. An allen Orten und Enden wimmelte es von Schreibern und Tabellenmachern. Die östreichische Monarchie schien sich in eine große Rechenmaschiene verwandelt zu haben.

Gleichwohl ward *unter den* obwaltenden Umständen nur

ein unvollkommenes Werk zu Tage gefördert, das aber jedenfalls bei einem längern Leben des Kaisers nach und nach recht wohl verbessert werden konnte. Die gegenwärtige Generation nahm jedoch bei ihrer Beurtheilung des Werks auf eine künftige Verbesserung nicht Rücksicht. Man hat aus dem Patente selbst gesehen, daß jede Art der Grundbesitzer verschieden besteuert ward, daß die Gründe der Herren denselben Abgaben unterworfen wurden wie die der Bauern, daß die Roboten durch wirkliche Arbeit oder durch Geld abgethan werden konnten, daß der Zehent fast überall verschwand und daß die Gemeinden für die richtige Bezahlung ihrer einzelnen Mitglieder im Ganzen haften mußten. Alles dies gab Veranlassung zu Klagen, wie man deren über die ungleichmäßige Vermessung erhob.

Alle Gutsbesitzer fast ohne Ausnahme waren unzufrieden: Die der gebirgigen Provinzen meinten nach Einführung dieser Steuerregulirung ihrem Untergange entgegenzugehen; die höher besteuerten Bauern sprachen von unerträglicher Bedrückung, fast alle Landleute geriethen mit ihren Gutsherren in Streit. Kurz, über den mit der Eile der Einführung dieser neuen Einrichtung nothwendig verknüpften Uebelständen übersah man das viele Gute, welches darin enthalten war. Das ist zu verzeihen; weniger aber das Verfahren von Joseph's Nachfolger Leopold, welcher, das Kind völlig mit dem Bade ausschüttend, sich ein paar Monate nach seinem Regierungsantritte also vernehmen ließ:

„Die durch die neue Steuer- und Urbarialregulirung abgezielte Hauptabsicht der Beförderung des Wohlstandes der Unterthanen ist nicht erreicht worden.

In der Ausmaß herrscht Unrichtigkeit, indem vielen Grundbesitzern mehr und vielen wieder weniger zugemessen wurde als der wahre Flächeninhalt war*). Einige Grundfassionen sind auf eine nicht mögliche Naturalerträgniß hinaufgesteigert, andre dagegen zum Schaden ihrer Mitunterthanen tief unter die wahre Erträgniß gesetzt, und bei Bestimmung der Körnerpreise die Zufuhrkosten auf die Wochenmärkte nicht in Betracht gezogen worden. Die Vergleichung der sogenannten Parificirung aller Erzeugnisse des Unterthans mit den vier Hauptkörnergattungen hat die Fassionen theils unrichtig theils den Fatenten selbst unverständlich gemacht. Die Belegung ist ungleich ausgefallen, da auf die Beurbarungskosten keine Rücksicht genommen, folglich die Erträgniß eines ungleich mehr Arbeit und Kosten in seiner Cultur erfordernden Grundes mit jener, welche ein besserer Grund, der weniger Kosten und Arbeit nöthig hat, abwirft, gleich gehalten und die Nebenfrüchte sowie alle Industrialnutzungen ganz übergangen worden.

Ebenso ist die statt des Naturalzehents eingeführte Urbarialgeldabgabe lästig, weil sie bei Mißwachs wie in fruchtbaren Jahren immer gleich ist, da hingegen bei der Naturalabgabe des Zehents der Zehentinhaber alle ungefähren Fälle mit tragen, bei schlechterer Fechsung sich mit geringerer Einnahme begnü-

*) Allerdings; aber deshalb mußte nicht die Vermessung der k. k. Geometer umgestoßen, sondern vielmehr die Ausmaß der Bauern berichtigt werden. Leopold *konnte doch nicht* wissen, daß er nur noch ein *paar Jahre leben würde.* Dasselbe gilt von allen übrigen Aussetzungen *an der Josephinischen* Steuerregulirung.

gen und bei gänzlichem Mißwachs auf allen Bezug verzichten muß.

Die Bezahlung des Veränderungspfandgeldes, welches vorher nach dem Tode des Unterthans von seinen Erben entrichtet wurde, wird ihm durch das neue System bei Lebzeiten aufgedrungen.

Die Haftung der ganzen Gemeinde für die Contribution fällt besonders dem fleißigen Wirthe zur Last, der für die unfleißigen und sogar für die in Abführung ihrer Steuer saumseligen Grundobrigkeiten zahlen muß*), und bereitet allmählich den Ruin ganzer Ortschaften vor, sowie sie jedem Contribuenten schon deswegen lästig ist, weil keiner im voraus wissen kann, wieviel er über seine eigne Steuer für Andre jedes Jahr beizutragen haben werde, mithin worin eigentlich seine jährliche Schuldigkeit bestehe.

Viele Unterthanen haben statt der gehofften Erleichterung an landesfürstlicher Steuer mehr als vorher zu entrichten**), und selbst diejenigen, die weniger zahlen, müssen da, wo sie keinen Nebenverdienst haben, durch die Verwandlung der Urbarialschuldigkeit in eine Geldabgabe, welche nun die Grundobrigkeiten unnachsichtlich eintreiben müssen, in Rückstände verfallen und daraus häufige Abstiftungen entstehen.

Die Einführung des neuen Systems hat zu der vorher mit keinen Unkosten für den Unterthan verbundenen Einhebung der

*) Hier war ja nur noch ein Schritt bis zur rationalen Gemeindeverwaltung zu thun!

**) Ja wohl, das sind die, welche vorher seit langen Zeiten zu *wenig bezahlt hatten.*

landesfürstlichen Steuer eine Menge Beamten nöthig gemacht, deren Besoldung die Steuer selbst um mehr als ein Zwölftel erhöht.''

So sprach ein Leopold, den man in unserm armen Europa unter die guten Regenten rechnen muß; wie würde erst ein systematischer Reactionsmann gesprochen haben! Wie Leopold nach Joseph's Tode, so sprachen schon bei dessen Lebzeiten die auf ihre alten Gebräuche und Mißbräuche so stolzen Ungarn. Diesen hatte bereits der Verkauf der Kirchengüter gar nicht in den Kopf gewollt; auch waren sie unzufrieden über die Veräußerung der königlichen Krongüter, da das Grundeigenthum dadurch freilich an Werth verlieren mußte; nicht minder gaben die Bevorzugung der deutschen Sprache und die Einführung fremder Gesetze, vor allen Dingen aber die neue Steuerregulirung Grund zu Beschwerden. Es hatte sich auf diese Art in Ungarn eine Menge Brennstoff gehäuft, der nur eines Funkens bedurfte um in eine Lohe aufzuschlagen. Eben waren nun Regierungsbeamte thätig, Getreide und Recruten aus Ungarn zu ziehen. Dies war der Funke. Die vornehmen Ungarn verweigerten den Gehorsam und schienen entschlossen zu sein für den Nothfall das Beispiel der Niederländer nachzuahmen. Die kaiserlichen Beamten ließen sich dadurch nicht sogleich abschrecken, sondern vollzogen die Befehle ihres Herrn mit Gewalt, namentlich ließen sie die verschlossenen Kornspeicher aufbrechen.

Da ging eine Deputation vornehmer Ungarn nach Wien ab, um dem König die Beschwerden des Ungarvolkes kräftig vorzustellen und um deren schleunige Abstellung zu bitten. Ob-

wohl Joseph sehr krank war, so ließ er die Abgeordneten doch vor und hörte sie bis zu Ende ruhig an. Dann versuchte er eine belehrende Widerlegung der Sprecher, die aber mit kurzen Worten bei ihren Anträgen beharrten. Da nun zu gleicher Zeit aus Ungarn Nachrichten von wirklichen Unruhen einliefen und das Beispiel der Niederlande sehr nahe lag, so entschloß sich der kranke Kaiser zu einer Maßregel, wozu sich der gesunde wahrscheinlich nicht so bald bequemt hätte: er hob mit einem Federstriche wieder auf, was er in neun Jahren durch unendliche Mühseligkeiten und Nachtwachen geschaffen hatte. Das lateinische Actenstück, welches er ausstellte und welches die Ungarn eine Revocatio Ordinationum quae sensu communi legibus adversari videbantur nannten (d. h. einen Widerruf der Verordnungen, welche nach dem gemeinen Sinne den Gesetzen zu widerstreiten schienen), lautet unverkürzt so:

„Wir Joseph II. 2c. — Da wir den allgemeinen Reichstag, dessen Abhaltung wir Euch unter des königlichen Wortes Versicherung jüngst, nämlich am 15. Dec. des nun verflossenen Jahres 1789 versprachen, mit unsrer gesetzlichen Krönung und mit Ausstellung des Inaugural-Diploms nach dem Sinne des zweiten Artikels von 1723 zu eröffnen und daher dem besagten königlichen Reichstag persönlich vorzustehen gedenken, so haben wir für gut befunden ihn auf die Friedenszeiten zu verschieben, wo wir frei von Kriegssorgen und nach wiedererlangten Kräften der Gesundheit uns ganz den Geschäften des ungarischen Reichstages widmen können. Um aber keiner Besorgniß Raum zu geben, in welcher Zeit dies geschehen möchte, so haben wir beschlossen, nicht länger als bis zum Jahre 1791

das Ganze zu verschieben; daher versprechen wir Euch mit unserm königlichen Worte, den allgemeinen Reichstag im künftigen Jahre gewiß auszuschreiben und nach Vorschrift der Gesetze abzuhalten. Um aber unsre landesväterliche Liebe gegen das Ungarvolk nicht hierauf zu beschränken, sondern seinen Wünschen auch in dem kleinen Zwischenraume bis zur Abhaltung des Reichstags Genüge zu leisten, so haben wir ferner auf Antrieb unsres eignen Herzens gnädig beschlossen die öffentliche Verwaltung des Reichs und des Rechts vom 1. des kommenden Monats Mai in jenen Stand zurückzusetzen, in welchem sie sich befand als wir i. J. 1780 nach dem Ableben der geheiligten Herrin, der Kaiserin Wittwe, apostolischer Königin, unsrer geliebtesten Mutter, die Regierung des Reichs übernahmen. Wir haben nämlich gleich beim Antritte unsrer Regierung für gut befunden einige Anstalten der öffentlichen Verwaltung abzuändern, bloß in der Absicht das allgemeine Wohl zu befördern, und einzig in der Hoffnung, daß Ihr, durch Erfahrung belehrt, daran Wohlgefallen finden würdet; da wir nun aber vergewissert wurden, daß Ihr die alte Verwaltungsform vorzieht, in ihr allein Euer Glück sucht und findet, so zaudern wir nicht auch in dieser Angelegenheit Euern Wünschen zu entsprechen. Da wir nämlich einzig das Wohl der unsrer Regierung anvertrauten Völker glühend verlangen, so scheint uns jener Weg der vollkommenste, den die Uebereinstimmung der Nation als den sichersten anpreis't. Darum stellen wir die Comitate des Reichs in ihr altes und gesetzliches Ansehen, um die Geschäfte in allgemeiner und besondrer Versammlung abzuhandeln, auch die Magistrate rechtmäßig zu erwählen,

auch geben wir den königlichen Freistädten sowie den Gebieten mit den abgesonderten Freibezirken ihre alte und gesetzliche Wirksamkeit wieder; zugleich erklären wir die übrigen seit dem Anfange unsrer Regierung erlassenen Verfügungen, welche nach der gemeinen Ansicht den Gesetzen zu widersprechen scheinen, für aufgehoben und außer Kraft gesetzt. Um aber die Verwirrung der Staatsverwaltung zu hindern, bis die neuen Befehle wegen Entlassung gewisser Individuen bei Euch angelangt sind, soll nichts eigenmächtig verändert werden; bis der neue Obergespann, welchen wir zur schnellen Wiederaufnahme seiner Geschäftsführung schriftlich aufforderten, seine gesetzliche Macht antritt, sollt Ihr den Verordnungen des bisherigen Obergespannes Folge leisten. Uebrigens ist es unser Wille, daß an der Kraft unsres sogenannten Toleranz-Edicts, auch an der Anordnung der Pfarreien, endlich an unsern Verfügungen über die Behandlung der Unterthanen und ihr Verhältniß zu den Grundherren nichts geändert werde. Dies alles stimmt mit den Gesetzen zusammen und stützt sich auf die natürliche Billigkeit; das Geschäft eines obersten Schirmherrn der Kirche fordert uns zur Regelung der Pfarreien auf und wir sind überzeugt, daß Ihr zu billig denkt, um diesen unsern Verfügungen nicht Euern ganzen Beifall zu schenken. Endlich haben wir, um keinen Eurer Wünsche unerfüllt zu lassen, beschlossen die heilige Krone des Reichs und die übrigen Kleinodien, die nur auf einige Zeit in unsre Schatzkammer gebracht worden sind, baldigst nach Ofen in unser königliches Schloß übertragen und dort nach Vorschrift der Gesetze aufbewahren zu lassen: wir haben auch bereits befohlen, daß hierzu

ein schicklicher Ort bereitet werde. Diese unsre Entschließungen ganz nach Ausweis der Gesetze müssen Euch neue Denkmäler der natürlichen Liebe sein, mit der wir die ungarische Nation umfassen. Auch werden sie Euch als eine unbestrittene und für alle Folgezeiten geltende Urkunde dienen, daß, sowie nach den Grundgesetzen des Königreichs an der gesetzgebenden Gewalt der Landesfürst und alle Stände des Reichs gleichen Antheil haben, wir dieses Recht der Stände aufrecht erhalten und es ebenso ungeschmälert, als es von unsern verewigten Vorfahren an uns gekommen ist, unsern Nachfolgern überliefern wollen. Um so mehr hoffen wir, daß Ihr dem Vaterlande in seinen Bedürfnissen beispringen, das zu dessen Schutz wachende Heer mit den nöthigen Mundvorräthen versehen und zur Ergänzung desselben für den künftigen Feldzug des laufenden Jahres die erforderliche Mannschaft, so wie es Euch am zweckmäßigsten scheinen wird, stellen werdet. Gegeben in unsrer erzherzoglichen Hauptstadt Wien in Oestreich am 28. Januar 1790.

Joseph II. m. p."

Wie schwer es einem Joseph ankommen mußte eine solche Verordnung zu erlassen, bedarf gar keiner Bemerkung. Man darf wohl behaupten, daß auch diese Angelegenheit einen Nagel mit zu seinem Sarge bildete. Dazu kamen nun auch noch beunruhigende Nachrichten aus Tyrol, welches wohl so lange die Welt steht nicht unter die neuerungssüchtigen Länder gehören wird. Den guten Tyrolern war es gar nicht recht, daß ihr Kaiser die Mäntel der Pfaffen beschnitt und daß er auf neumodische Art Recruten ausheben wollte; auch sie wurden unruhig und drohten den Gehorsam zu versagen. Da sandte der Kaiser unter

den heftigsten körperlichen und geistigen Leiden einen Courier nach Inspruck, welcher den Tyrolern die Aufhebung der ihnen mißliebigen militärischen Conscription und mehrerer kirchlichen Neuerungen verkündete. Wie in Ungarn so jubelte man auch in Tyrol. Es war der Jubel des Kindes, welches zum eignen Schaden seinem alten kranken Vater abtrotzt was es vom jugendlich gesunden nie würde erlangt haben, es war das Frohlocken des kindisch gewordenen Greises, welcher durch beharrliche Mißbilligung aus seiner zwar mangelhaften aber ihm durch und durch liebgewordenen Umgebung einige zu seinem eignen Nutzen, zu seiner eignen Bequemlichkeit angebrachte Gegenstände entfernt sieht. Dies gilt wenigstens vom großen Haufen, welcher aus keinem andern Grunde ungehorsam war, als weil man ihn in seinem alten Schlendrian störte. Aber die Großen, die Edeln, die Einsichtsvollen? Sie hatten freilich zum Theil einen sehr haltbaren Grund sich den Josephinischen Reformen zu widersetzen. Diese waren, und das muß man allerdings zugeben, nicht durchgängig auf verfassungsmäßigem Wege in's Leben getreten. Die landständischen Formen waren einem hitzigen Reformator wie Joseph viel zu langsam. Waren aber, so urtheilte er, die Verbesserungen einmal in's Leben getreten, dann mochte sich das Volk leicht von deren Vortrefflichkeit überzeugen und sie liebgewinnen. Auch würde das jedenfalls geschehen sein, wenn er nur noch einige Jahre in Fülle der Gesundheit an der Spitze der Monarchie hätte stehen können. Aber er war krank und bereits durch die Niederlande mürbe gemacht. Die Großen der Nation (besonders in Ungarn und Tyrol) benutzten diese Umstände zur Einreißung des „wider-

rechtlich entstandenen" Baues, blickten mit Sehnsucht auf die Zukunft hin, welche ihnen alle ihre Rechte wiederbringen sollte. Von Joseph konnten sie nicht hoffen, daß er je freiwillig einen Rückschritt thun oder ihnen eine Theilnahme an der Gesetzgebung gestatten werde; denn einmal wußten sie nur zu gut, wie der Kaiser in den Niederlanden, wenn er durch die Umstände zur Nachgiebigkeit genöthigt gewesen war, seine Concessionen sogleich widerrief, sobald die Verhältnisse günstiger geworden waren, und dann hatte er sich auch, wie man in Erfahrung gebracht hatte, gegen Trautmannsdorf brieflich dahin ausgesprochen: „Frankreich gab durch Unterstützung Amerika's dem Freiheitssinne Stoff zum Denken . . . Frankreich verirrte sich so weit, daß es die Notabeln zusammenrief. Es hoffte etwas von den oratorischen Talenten seiner Repräsentanten! Die Menschen verlangen mit Ungestüm eine Freiheit, die ihnen nachtheilig würde, da sie den Gebrauch derselben nicht kennen." Und noch im Januar 1789 hatte Joseph an den Prinzen Karl von Nassau geschrieben: „Im October d. J. verordne ich einen Congreß, nachdem Osman's Volk die Giaurs um Frieden gebeten haben wird . . . Dann ist Universalfrieden in Europa. Bis dorthin hat Frankreich mit den Notabeln der Nation Richtigkeit gemacht" ꝛc. Hierin irrte Joseph aber auf sehr verzeihliche Weise; denn kannte er auch sehr wohl den Einfluß, welchen die Montesquieu, Helvetius, Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten auf das französische Volk gehabt hatten, wußte er auch recht genau, wie zerrüttet Frankreich rücksichtlich seiner Finanzen war, wie sehr durch die ältern Kriege dessen Hav

in's Stocken gerathen, wie unschlüssig und rathlos der König, wie dessen Volk durch die Ideen aus Carolina, Virginien und Florida begeistert worden war, so konnte doch zu Anfange des Jahres 1789 wie der ganzen Menschheit so auch ihm die Möglichkeit einer Revolution wie der französischen gar nicht einfallen, da so etwas in der Weltgeschichte durchaus unerhört war, so konnte doch niemand daran denken, daß die französischen Soldaten nicht zur Unterdrückung sondern vielmehr zur Ausbreitung dieser Revolution mitwirken würden. Im Jahr 1787 hatte Brienne zwar die Parlamente aufgelös't und durch eine Cour plémière ersetzt, war aber bloß durch die Verdrängung von seinem Posten bestraft worden und alles war mit einem Ministerwechsel abgethan gewesen. Zwar ward zwei Jahre später die Bastille geschleift, aber die Hochherzigkeit der Nationalversammlung schien (am 4. Aug.) den Volkssturm beschworen zu haben. Zwar beging man im October allerdings große Excesse, aber die Anwesenheit der königlichen Familie in der Hauptstadt schien die Wiederkehr derselben fern halten zu müssen. Kurz, was auch in Frankreich bis jetzt geschehen war, das konnte man auf Rechnung eines aufgeklärten sanguinischen Volkes setzen, das aller menschlichen Berechnung nach bald wieder zu sich kommen mußte. So urtheilten die scharfsinnigsten Politiker und Philosophen bis zum Hervortreten der Emigration und der intervenirenden Fremdmächte; so urtheilte auch Joseph, wie er es in seinen Briefen an Trautmannsdorf und Karl von Nassau aussprach. Wären übrigens diese seine Worte auch nicht unter das Volk gekommen, so würden die ungarischen Magnaten doch nicht an die Erhaltung ihrer

Vorrechte geglaubt haben, theils weil sie, wie schon gesagt, unablässig an die Niederlande dachten, theils weil sie bei der Einführung von allerhand Neuerungen durchaus nicht zugezogen wurden. Dies war der wahre Grund, weshalb der edle Monarch noch kurz vor seinem Hinscheiden die Kränkung erfuhr, einen Theil seines großen Gebäudes mit eigner Hand wieder einreißen zu müssen.

Als die Ungarn das kaiserliche Rescript (der Revocatio Ordinationum, quae sensu communi legibus adversari videbantur) erhielten, brachen sie in einen maßlosen Jubel aus. Ueberall wurden die neuen Flurbücher zerrissen, die Nummern von den Häusern weggenommen und überhaupt alles auf den alten Zustand zurückgeführt. Als nun gar die alte Reichskrone (am 18. Febr. 1790) von Wien abgeführt und nach Ungarn geschafft worden, kannte das Entzücken der Bewohner dieses Landes gar keine Grenzen mehr. Deputationen gingen dem heiligen Kleinod bis an die Grenze entgegen und geleiteten es unter den größten Feierlichkeiten nach Ofen. Hier ließ der Cardinal Erzbischof das „Herr Gott, dich loben wir" anstimmen, ein Vivat jagte das andre, eine Kanonensalve die andre; des Abends war die ganze Stadt erleuchtet.

Davon erfuhr allerdings Joseph nichts, denn er hatte es schon mehr mit der Ewigkeit als mit irdischen Dingen zu thun. Damit die Arbeiten für das Beste der Monarchie keine Unterbrechung erlitten, ward die bereits unter Maria Theresia aufgehobene Ministerconferenz wieder eingesetzt, deren Mitglieder waren: Kaunitz, Stahrenberg, Lascy und Ro-

senberg; als Referendar war ihnen beigegeben Spielmann und als Secretär Kollenbach.

Einundfunfzigstes Capitel.

Joseph's Krankheit und Tod.

Es ist bereits davon die Rede gewesen, daß der Kaiser nach seiner Rückkehr aus dem ersten Türkenkriege ziemlich bedeutend erkrankt war. Nach dem, was zuletzt erzählt wurde, wird man beurtheilen können, ob seine Aerzte Recht hatten, wenn sie sagten, daß die obschwebenden Verhältnisse zu seiner Genesung nicht geeignet wären. Joseph antwortete freilich, er habe keine Zeit sich zu schonen, sowie er auch schon während des Feldzuges geäußert hatte, daß er nicht an sich denken könne, so lange seine Soldaten Noth litten. Er selbst war auf das Schlimmste gefaßt und sprach dies auch wohl dann und wann unverholen aus. In den Monaten December und Januar (1788 — 1789) trank er ein Gemisch von Esels- und Ziegenmilch, das ihm gute Dienste zu leisten schien, obwohl seine Engbrüstigkeit immer noch arg genug blieb. So befand er sich in dieser Zeit einmal in den kaiserlichen Ställen und ward hier von einem heftigen Husten befallen. Alle Umstehenden gaben auf die verschiedenste Weise ihr Bedauern zu erkennen. Als sich der arme Leidende wieder etwas erholt hatte, sagte er lächelnd zu den Anwesenden: „Ja, ja, ich habe einen hartnäckigen Proceß mit meiner Brust; wer ihn wohl zuletzt gewinnen wird?"

Dennoch sprach er nicht selten davon, daß er möglichst bald

nach dem Kriegsschauplatze aufbrechen möchte. Wenn man ihm deshalb die dringendsten Vorstellungen machte, so hatte er immer eine Entgegnung in Bereitschaft. Einmal sagte er ärgerlich: „Es ist am Ende einerlei, ob ich in Wien oder Semlin huste.“

Zu Anfange des Februars schien er zwar von seiner Krankheit wieder hergestellt zu sein; allein die Aertze trauten doch nicht ganz, mahnten unablässig zur Vorsicht und brachten es auch wirklich zuletzt dahin, daß er dem zweiten türkischen Feldzuge nicht persönlich beiwohnte. Nun wollten sie ihn aber auch von seinen gewöhnlichen Beschäftigungen abhalten. Dieser Versuch schlug ihnen gänzlich fehl; trotz seinem Herzpochen, seinem schweren Athmen und seiner Brustbeklemmung ließ er von seinen Anstrengungen nicht nach und gab sogar Audienzen wie in den gesunden Tagen.

Da man sich immer noch mit der Sage trug, der Kaiser werde sich nicht abhalten lassen persönlich nach der Türkei abzugehen, so wagten selbst schlichte Unterthanen ihn davon abzumahnen. So übersandte ihm der Cadet Crampagna (beim Franz Kinski'schen Infanterieregiment) ein französisches Gedicht, dessen Inhalt folgender war: „Großer Kaiser der Deutschen, mit dem zwei Göttinnen auf dem Throne sitzen, Themis und Bellona, Deine Abwesenheit bewegte, ach bewegte schon so sehr die Herzen der Bewohner Wiens! Erspare Deinen treuen Unterthanen so großen, so bittern Kummer und setze nicht mehr Dein Leben dem Glück der Waffen aus! Schwöre uns heute, uns nicht mehr zu verlassen! Von Ostende bis Hermanstadt, von Prag bis Florenz senden verschiedene Völ-

ker dieselben Wünsche zum Himmel. Schone also Deine Tage, die alle vom Himmel bestimmt sind mit dem Stempel der Gnade gezeichnet zu werden." Dieselben Gesinnungen herrschten in der ganzen Hauptstadt, in den Provinzen und durch die Armeen. Rührend war es z. B., als sich eine Menge obersteiermärkischer Bauern in die Pfarrhöfe zu Gräz und Bruck begaben, um Messen für die Erhaltung ihres geliebten Landesvaters lesen zu lassen. Wo ist der Monarch der ältern oder neuern Zeit, von dem man etwas so Herzerfreuendes erzählen könnte?

Im Frühjahr befand er sich immer noch leidlich, ja am 13. April nahm er in der Gesellschaft Haddick's, Laudon's und Rouvroy's im Augarten sein Mittagsmahl ein; aber schon in der folgenden Nacht ward es ihm so unwohl, daß er häufig Blut auswarf. Sein Leibarzt Störk verschrieb ihm eine Emulsion, erhielt aber nicht die Erlaubniß bei ihm zu wachen. Am andern Morgen fand man seinen Zustand so bedenklich, daß man ihm rieth das heilige Abendmahl zu empfangen. Um jedoch die Hauptstadt nicht zu erschrecken, machte man ihm den Vorschlag, es in der Stille geschehen zu lassen. Joseph indessen, welcher es für seine Pflicht hielt in allen Dingen offen zu sein und welcher nie vor andern Menschen etwas voraus haben wollte, befahl daß man ihm das Sacrament öffentlich reiche. Er stand aus dem Bette auf, ließ sich völlig ankleiden, kniete an den in seinem Zimmer erbauten Altar und verrichtete so in Gegenwart des Cardinal-Erzbischofs und des päpstlichen Nuntius seine Andacht. Zugleich war in der Hofcapelle auf Anordnung des Erzherzogs Franz und seiner Gemahlin das Hochwürdige ausgesetzt und der ganze Hofstaat

wohnte dort einer Betstunde bei. Es ist noch unvergessen, welche Thränen bei dieser Gelegenheit von den Wangen der edlen Elisabeth flossen. Auch in den Pfarrkirchen wurde auf Befehl des Cardinal-Erzbischofs Gottesdienst gehalten und inbrünstige Gebete des Volkes stiegen für die Erhaltung des Menschenfreundes gen Himmel. Wenn alles um den Monarchen her bestürzt war, so behauptete dieser doch seine Fassung so vollkommen, daß er die Aerzte durch seine Bemerkungen leitete und jedermann Muth einsprach.

Am Abend des 15. April kam Störk zum Kaiser, fand ihn zu seinem Erstaunen von den Secretären umgeben und mitten über der anstrengendsten Arbeit. Der Arzt wollte in Gegenwart dieser Leute nichts sagen, warf aber dem Monarchen einen so bedenklichen Blick zu, daß dieser in gleichsam bittendem Tone sagte: „Es ist mir wahrhaftig unmöglich ganz ohne Arbeit zu sein.“

Am folgenden Morgen unterzeichnete er die über verschiedene Vorträge gefaßten Entschlüsse und dictirte daneben auch noch. Diesmal machte ihm der Arzt Vorstellungen, aber er antwortete mit der größten Ruhe: „Ich bin Staatsverwalter, und da ich vielleicht bald meine Rechnung übergeben muß, so ist es nöthig, daß ich sie in Ordnung bringe.“

Einst sprach der Kaiser in Anwesenheit der Aerzte mit einigen seiner Räthe über die Bekämpfung seiner Feinde. Einer der erstern machte die Bemerkung: „Der gefährlichste Feind, den Ew. Majestät zu bekämpfen haben, ist Ihre Krankheit.“ Ihm antwortete der Monarch: „Dieser Feind greift bloß meine Person an und kann mich überall finden, hier wie bei der Armee;

der andre aber greift meine Staaten und meine Unterthanen an — und für deren Sicherheit muß ich sorgen.“ Man wird sich eines Ausspruchs erinnern, den man von Heinrich IV. erzählt: „Ventre St. gris, wer mein Volk angreift, der greift mich an!“

Der Heldenmuth, womit er den Schrecken des Todes trotzte, schien seinen Körper selbst wieder zu stärken; er erholte sich nach und nach von dem gehabten Anfall, so daß er im Monat Mai auf ärztliche Verordnung das Lustschloß Laxenburg beziehen und seine gewöhnlichen Arbeiten wieder vornehmen konnte. Nur ging er in dieser Zeit weniger aus und begnügte sich mit dem Besuch der Abendgesellschaften, woran häufig auch die Minister theilnahmen. Erst als er im August Hetzendorf zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, machte er sich täglich eine Bewegung im Garten des nahen Schönbrunn. Es zweifelte niemand an seiner völligen Wiederherstellung mehr als der Kaiser selbst, welcher sich indessen dadurch keinen Augenblick von der Ausübung aller seiner Pflichten abhalten ließ. Und was hielt dieser große Mann alles für seine Pflicht!

Während Joseph auf eine angemessene Befriedigung der Niederländer, Ungarn und Tyroler, während er auf die Wahl eines römischen Königs, eine glückliche Beilegung der Mißhelligkeiten mit der Pforte und auf eine unter den obwaltenden Umständen thunliche Steuerregulirung dachte, kurz während er es seine Hauptsorge sein ließ die Monarchie nach innen und außen groß und glücklich zu machen, fühlte er den Tod immer mehr herannahen. Es entfuhr ihm jedoch kein Wort der Klage. Als er sich zu Anfange Februars 1790 übler als

je befand, wendete er sich an seinen Leibarzt Quarin mit der Frage:

„Wie steht es um mich?"

„Ew. Majestät, ich . . . es ist . . . man weiß wohl . . ." erwiederte Quarin verlegen.

„Sprechen Sie frei; ich fürchte mich nicht vor dem Tode; aber für meine Staaten wäre es nicht gut mich überraschen zu lassen."

„Ew. Majestät," sagte nun der Arzt zitternd und mit halb erstickter Stimme, „man kann für keinen Augenblick stehen."

„Mein lieber Quarin," sprach der Monarch mit fester Stimme, „ich bin Ihnen für diesen Beweis Ihrer Freundschaft verbunden und werde dankbar sein."

Bald darauf erhielt der Leibarzt ein Geschenk von 10,000 Gulden und ward zum Baron erhoben.

Von nun an hatte der Kaiser nicht die geringste Hoffnung mehr aufzukommen. Als sein Neffe, der Erzherzog Franz, welcher das Schmerzenslager seines gütigen Oheims selten verließ, an seinem Geburstage zu ihm kam, überreichte der Patient dem jungen Manne einen mit Brillanten besezten Degen und sprach:

„Dies ist das Andenken eines Oheims, der bald nicht mehr sein wird."

Kurz darauf besprach er mit einem Minister einige nothwendige Anordnungen. Bevor er ihn wieder entließ, zeigte er ihm das neueste Bulletin und sagte:

„Hier, lesen Sie mein Todesurtheil."

Der Minister konnte sich eines lauten Schluchzens nicht erwehren.

Der Kranke empfand eine große Sehnsucht, vor seinem Ende noch den Großherzog Leopold seinen Nachfolger zu sprechen; er wünschte ihm noch mancherlei Einschläge zu geben, wie er deren selbst von seiner sterbenden Mutter erhalten hatte. Von seinen Brüdern und Schwestern nahm er schriftlich Abschied. Er schrieb selbst. Wie sehr ward doch dieser hinfällige Körper von seinem starken Geiste beherrscht! Als er noch mit Schreiben beschäftigt war, fragte man bei ihm an, ob die öffentlichen Gebete im Kaiserthum angeordnet werden sollten. Er aber antwortete unter den heftigsten Leiden lächelnd:

,,Unterlassen wir das. Wer mich liebt, wird ohnehin für mich beten; wer mich aber nicht liebt, den will ich nicht zum Beten nöthigen.''

Die Aerzte waren übrigens jetzt insgesammt der Ansicht, daß der Tod nicht lange mehr ausbleiben könne, indem sie sein Leiden als eine unheilbare Lungenkrankheit erkannten. Sie erinnerten ihn an den Genuß der Sterbesacramente. Er willigte ein, fügte aber hinzu, daß er dadurch die Lustbarkeiten des Carnevals nicht gestört zu sehen wünschte. Es war am 13. Februar 1799 als er mit Inbrunst, aber ohne Erschütterung das heilige Viaticum empfing. Alle Umstehenden weinten und schluchzten, und selbst über die gefurchten Wangen des grauen Helden Laudon rannen Thränen herab. Nach Vollendung der Ceremonien fanden die Aerzte den Puls des Kranken nicht mehr als gewöhnlich bewegt.

Gleich nach Empfang des Hochwürdigen schickte der Dulder zum französischen und neapolitanischen Gesandten und ließ ihnen sagen, daß er wisse, sie würden nach der feierlichen Handlung, die er so eben vorgenommen habe, ihren Höfen Nachricht von seinem Befinden zu geben beabsichtigen, daß er sie aber bitte, damit noch ein paar Stunden zu warten, weil er den Courieren selbst etwas mitzugeben gedenke. Und nun setzte er sich an sein Bureau und schrieb mit eigner Hand zwei Briefe an seine beiden Schwestern auf den Thronen von Frankreich und Neapel.

Am Abend des 14. Februar hatte der todtkranke Kaiser eben noch mit einigen Conferenzministern gearbeitet und unterhielt sich dann noch ein Weilchen mit ihnen über seinen Zustand. Bei dieser Gelegenheit that er u. a. folgende merkwürdige Aeußerung: „Ich weiß nicht ob der Dichter so ganz Recht hat, wenn er schreibt: Et du trône au cercueil le passage est terrible (ein schrecklicher Schritt ist der vom Throne in's Grab). Ich vermisse den Thron nicht, fühle mich ruhig, wenn auch ein wenig gekränkt, unter so vielen Qualen so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht zu haben; doch," setzte er lächelnd hinzu, „dies ist das Schicksal der Männer auf dem Throne."

Am 15. Februar 1790 empfing er die letzte Oelung und schien seine letzte Lebenszeit noch zu Handlungen der Wohlthätigkeit anwenden zu wollen; Wittwen erhielten Gnadengehalte, entlassene Diener wurden wieder aufgenommen: er vertheilte noch in den letzten Tagen gegen eine halbe Million.

Zwei Tage später ward Elisabeth, nachdem sie noch am

Sterbebett ihres zweiten Vaters den Segen geholt hatte, von einer Tochter entbunden. Sie litt dabei so gewaltig, daß sie am folgenden Tage starb. Die Nachricht von ihrem Hinscheiden brachte Rosenberg dem todtkranken Kaiser.

„Nun, wie geht es der Erzherzogin?“ fragte der Kaiser mit schwacher Stimme.

„Ew. Majestät, sie befindet sich nicht wohl,“ antwortete Rosenberg mit sichtbarer Bewegung.

„Ach,“ rief Joseph, „die Folgen dieser schweren Entbindung . . !“

„Ew. Majestät,“ sagte der Graf, „die Erzherzogin schwebt in großer Gefahr.“

„Man eile, sie mit dem Hochwürdigen zu versehen . . .“

„Es ist zu spät, Ew. Majestät.“

Jetzt ward es dem Kaiser klar, daß er seine so sehr geliebte Nichte verloren habe. Er stützte den Kopf auf die Hände und rief:

„Und ich lebe noch!“

Dann aber setzte er mit rührender Resignation hinzu:

„Des Herrn Wege sind nicht unsre Wege!“

Hierauf befahl er den Leichnam der Erzherzogin in der Hofcapelle beizusetzen. Nachdem er überhaupt die Leichenfeierlichkeiten im Einzelnen angeordnet hatte, sagte er zu den umstehenden Hofherren:

„Ich wünsche jedoch, daß man die Edle bald zur Ruhe bringe, damit in der Hofcapelle für meine eigne Leiche Platz werde.“

Diese Worte erzeugten ein allgemeines Schluchzen, das allen Anwesenden von Herzen ging.

Auch von Haddik und Laudon nahm er Abschied. Zu Letzterem sagte er: „Reichen Sie mir Ihre alte Hand; ich werde nicht wieder das Vergnügen haben sie zu drücken.“

Hierauf ergriff er Haddik's Hand und sprach:

„Gott befohlen, lieber Haddik! Wir sehen uns hienieden zum letzten Male*)!“

Beide Heldengreise entfernten sich mit Thränen in den Augen. Der Hofkriegsrathpräsident Haddik erhielt noch den Auftrag, der Armee folgenden Tagesbefehl zu überbringen:

„Ich würde mich der Undankbarkeit für schuldig halten, wenn ich nicht in dem Augenblicke, wo ich das Leben verlasse, meiner Armee meine völlige Zufriedenheit mit ihrer unwandelbaren Treue, ihrer Tapferkeit und ihrer Zucht bezeigte. Der Ruhm und das Wohlbefinden meiner Truppen sind stets die vorzüglichsten Gegenstände meiner Sorgen gewesen. Der letzte Feldzug hat meine heißesten Wünsche übertroffen und der Ruf meiner Truppen hat sich in ganz Europa verbreitet. Diesen Ruf werden sie erhalten, ich nehme diese Gewißheit mit mir; sie ist mein Trost in meinem letzten Augenblicke.

Ich habe nicht in's Grab steigen wollen, ohne meiner Armee dies öffentliche Zeugniß meiner Liebe zu geben und ohne

---

*) Haddik sollte seinen großen Freund nicht lange überleben; als ihm der Monarch zum letzten Male die Hand reichte, fühlte der Kriegsheld ein Schauern. Bald mußte er sich legen und schon am 12. März desselben Jahres war er eine Leiche.

den lebhaftesten Wunsch auszusprechen, sie möge meinem Nachfolger und dem Staate dieselbe Treue wie mir beweisen."

Auf einen Brief Kaunitzens, worin dieser ihm seine Theilnahme an dem schmerzlichen Verlust bezeigt hatte, von welchem das Kaiserhaus durch den Tod der Erbherzogin Elisabeth betroffen worden war, antwortete Joseph am Vorabend seines Todes:

„Lieber Freund, ich bin von dem Ausdrucke Ihrer Theilnahme innig gerührt. Allein was kann ich bei den Verhängnissen der Vorsehung Andres thun als mich denselben unterwerfen? Was Sie betrifft, so empfangen Sie von mir die unbegrenzte Versicherung der vollkommensten Hochachtung und des aufrichtigsten Zutrauens, das Sie vor allen Andern verdienen, und sein Sie versichert, daß es mich unendlich schmerzt, wenn ich daran denke, daß ich außer Stande bin länger Ihre Einsichten zu benutzen. Ich umarme Sie und empfehle Ihnen in diesem gefährlichen Zeitpunkte mein Vaterland, das mir so sehr am Herzen liegt. Joseph."

Noch sind hier zwei Briefe mitzutheilen, worin der Kaiser einmal von Rosenberg und dann von den fünf Damen Abschied nahm, welche an seinen Abendgesellschaften theilzunehmen pflegten. Der erstere lautete so:

„Mein lieber Graf v. Rosenberg! Die Freundschaft hat gewöhnlich ihre Grenzen; aber die Ihrige giebt sich mir ganz hin. Könnte ich die Welt verlassen, ohne Ihnen vorher meine ganze Erkenntlichkeit für das zu bringen, was Sie für mich gethan, für alles was Sie bei dieser langen Krankheit *gelitten haben*, während welcher Sie sich ganz aufopferten,

um mir meine Last tragen zu helfen und mich zu trösten? Die Weisheit und Vortrefflichkeit Ihrer Rathschläge, die Ergebenheit, welche Sie bei jedem Anlasse bis zum letzten Augenblicke gegen mich bewiesen haben, durchdringen mich mit Erkenntlichkeit und Freundschaft. Empfangen Sie die Versicherung derselben und glauben Sie, daß das Einzige, was ich bei meinem Austritte aus der Welt bedauere, die kleine Anzahl von Freunden ist, die ich verlassen muß und denen ich Ungelegenheit gemacht habe. Leben Sie also wohl. Ich umarme Sie mit freundschaftlichem Herzen. Erinnern Sie sich meiner, Ihres aufrichtigen und empfindungsvollen Freundes

Joseph."

NS. „Nur meine zitternde Hand hat mich verhindert Ihnen diese Zeilen mit eigner Hand zu schreiben."

Der Brief an die fünf ehrenwerthen Damen lautete folgendermaßen:

„Mein Ende naht heran. Es ist Zeit Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Feinheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag; keiner war mir zuwider. Das Vergnügen mit Ihnen umzugehen ist das einzige verdienstliche Opfer das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank erkennen; nur im Vertrauen

auf sie erwarte ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweis't meinen Zustand.

Joseph*)."

Als Joseph am 18. Februar 1790 erfuhr, daß die Gräfin Chanelos, Oberhofmeisterin der verblichenen Erzherzogin Elisabeth, über den Verlust dieser Prinzessin ganz untröstlich sei, schrieb er an sie ein schmeichelhaftes Billet, worin er ihr für die der Erzherzogin seit 8 Jahren bewiesene Sorgfalt auf's verbindlichste dankte und welches er mit einer Anweisung von 100,000 Fl. begleitete. — Die jährlichen Einkünfte von 80,000 Fl., welche der Elisabeth ausgesetzt waren, ließ der Kaiser nun auf die neugeborne Prinzessin übergehen.

Am 19. Februar Morgens um 10 Uhr war der Fürst

---

*) Es waren die verwittweten Fürstinnen Franz Lichtenstein und Karl Lichtenstein, die Fürstinnen Kinsky und Klary nebst der Gräfin Kaunitz. Im Kreise dieser hochgebildeten Damen hatte der Kaiser eine willkommene Erholung von allen Mühseligkeiten des Lebens gefunden. Ernste Besprechungen über Wissenschaften und Künste wechselten hier mit harmlosem Scherz, Vorlesungen interessanter Bücher mit musikalischen Aufführungen. Nur auf die Politik ließ sich Joseph nicht ein. Jeder Versuch, die politischen Tagesneuigkeiten auf's Tapet zu bringen, beseitigte er auf ungezwungene Weise oder führte die Fragerinnen wohl auch zuweilen ab. So fragte einst eine von den Fürstinnen Lichtenstein, um dem Monarchen irgend eine Aeußerung zu entlocken: „Was den Türkenkrieg betrifft, so glaube ich nicht, daß viel dabei zu gewinnen ist . . ." — „Wenigstens die Pest," fiel der Kaiser ein, und dieses Gespräch hatte natürlich ein Ende.

Dietrichstein bei ihm. Lange unterhielt sich der Kaiser mit ihm über Staatsangelegenheiten, als es ihm plötzlich dunkel vor den Augen wurde. „Es ist Zeit," rief er aus, „daß wir abbrechen; wir haben uns zum letzten Male gesprochen." Indessen verging der Anfall wieder und der Patient sprach einige Worte mit den Aerzten. Gegen Mittag wandelte ihn eine Ohnmacht an und alles um ihn her erschrak. Bald jedoch kam er wieder zu sich und begann zu dictiren, zu unterzeichnen und zu expediren. Es war Nachmittags 4 Uhr, als er noch eine Schrift unterzeichnete; aber statt Joseph schrieb er Josepf, obgleich er seinen Namen vorher an demselben Tage öfter und am vorhergehenden Tage achtzigmal richtig unterschrieben hatte. Selbst noch am Abend dieses Tages, als ihn Lascy und Rosenberg besuchten, beschäftigte er sich mit Staatsangelegenheiten. Plötzlich aber hielt er inne, entließ seine Secretäre und sagte zu den Aerzten in lateinischer Sprache, deren er sich zu bedienen pflegte, wenn jemand von der Dienerschaft im Zimmer war: „Es wird nicht lange mehr dauern; ich fühle den Kampf in meinem Innern; leisen Trittes naht sich der Tod."

Nach diesen Worten ließ er den Beichtvater eintreten, welcher die Gebete begann. Der Leibarzt Störk, welcher sich erboten hatte diese Nacht beim Kranken zu wachen, mußte sich auf die Bitten desselben zur Ruhe begeben.

„Ich werde Sie schon rufen lassen," hatte der Kaiser gesagt, „wenn ich Sie brauchen sollte."

Während der Gebete entschlummerte der Kaiser auf kurze Zeit, redete bei seinem Erwachen etwas irre, erholte sich aber doch bald wieder und bezeichnete seinem Beichtvater die Ge-

bete, die er ihm vorlesen sollte. Dies dauerte bis gegen Mitternacht. Dann rief der Monarch: „Herr, der du mein Herz kennst, ich rufe dich zum Zeugen an, daß alle meine Unternehmungen und Befehle einzig und allein auf das Wohl meiner Unterthanen abzielten. Dein Wille geschehe!"

Nach Mitternacht spürte er eine merkliche Abnahme des Gehörs und bald darauf auch des Gefühls. Da sagte er zu seinem Beichtvater:

„Lassen Sie mich ein wenig ruhen. Ich werde Sie wieder rufen lassen."

Früh gegen 5 Uhr am 20. Februar 1790 traten die Aerzte leise wieder in's Zimmer ein. Der Monarch war bei völliger Besinnung. Störk untersuchte seinen Puls und fand ihn beinahe nicht mehr. Er machte den Patienten darauf aufmerksam, daß sein Beichtvater (ein Augustiner) noch im Nebenzimmer harre. Dieser mußte wieder an das Sterbebett kommen und Gebete vorlesen. Einige der eindringlichsten Worte betete der sterbende Joseph leise nach. Endlich sagte er mit schwacher Stimme:

„Jetzt fühle ich die Annäherung des Todes . . . in deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist . . . ich glaube meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben."

Nach dem letzten Worte zuckte er dreimal zusammen und hauchte gleich darauf seine schöne Seele aus.

Sein Todeskampf hatte kaum fünf Minuten gedauert und... der Kampf um die Einführung seiner Ideen dauert noch bis auf den heutigen Tag.

Es lagen jetzt zwei Leichen im erhabenen Kaiserhause, die

Joseph's und die der Elisabeth. Auf des Kaisers ausdrücklichen Befehl fand an keiner von beiden eine Section statt. „Meine Krankheit ist sichtbar genug gewesen," hatte er gesagt, „so daß also die Aerzte durch die Oeffnung meines Leichnams nichts weiter lernen würden."

Während man Abends 7 Uhr desselben Tags die Erzherzogin Elisabeth begrub, lag ihr großer Oheim mit der Marschallsuniform angethan in seinem Audienz-Zimmer auf dem mit schwarzem Tuch bedeckten Paradebette. Neben ihm war ein Crucifix nebst Wachskerzen aufgestellt.

Sonntags den 21. Februar Abends gegen 7 Uhr ward der Leichnam in den prächtigen Sarg gelegt, welcher inwendig mit Goldstoff gefüttert, auswendig aber mit schwarzem Sammt und goldnen Borden überzogen war und sechs massive silberne Handhaben hatte. Zuerst sprach der Hof- und Burgpfarrer den Segen, dann trugen den Sarg die kaiserlichen Kammerdiener unter Begleitung von Edelknaben mit Wachsfackeln, von Leibgarde und Kammerherren in die Hofburg-Pfarrkirche, die schwarz behangen und mit dem kaiserlichen Wappen geziert war. Auf einer mitten in der Kirche errichteten vier Fuß hohen Trauerbühne ward der Verblichene zur öffentlichen Schau ausgestellt. Zu beiden Seiten des Sarges waren auf schwarzsammtnen Polstern die Reichskrone nebst dem Scepter und Reichsapfel, die Krone des Hauses Oestreich, von Ungarn und Böhmen, der erzherzogliche Hut, der St. Stephansorden nebst dem Maria-Theresienorden, der aufgestutzte Hut mit Quasten und Cocarde, sowie Degen, Stock und Handschuhe. Die Feldmarschallsuniform des Monarchen war weiß, an den

Stiefeln hatte er Sporen und auf dem Kopfe eine stark gepuderte Perrücke. Das Gesicht lag nach dem Hochaltar, an welchem (sowie auch noch an zwei Seitenaltären) bis zur Mittagszeit Messen gelesen wurden. Wache ward von der adelichen Leibgarde gehalten. Morgens und Abends ward von der Hofcapelle das Miserere gesungen.

„Montags den 22. Nachmittags um 2 Uhr," heißt es in einer gleichzeitigen Nachricht, „besetzten die Wachen alle Gassen und Zugänge, wo die Leiche vorbei mußte. Um 5 Uhr ging der Leichenzug aus der Pfarrkirche der PP. Augustiner über den Spitalplatz nach der Kapuzinerkirche in folgender Ordnung: Ein Commando von der Cavalerie, dann die sämmtlichen Spitalleute, hierauf alle Ordensgeistliche mit brennenden Wachskerzen, die sämmtlichen Pfarrer der Stadt und der Vorstädte, der Stadtmagistrat und die niederöstreichischen Landstände, die Räthe vom Reichshofrath wie auch von den Hof- und Landesstellen, ohne Beobachtung eines Ranges, alle in Trauerkleidern und schwarzen Mänteln, ferner der hinterlassene Hofstaat in der vorgeschriebenen Trauerkleidung. Dies war die erste Abtheilung des Leichenzuges. — Bis diese an die Kapuzinerkirche kamen, hatten sich mittlerweile die obersten Hofämter, ferner die Ritter des goldnen Vließes, die Großkreuz-Commandeurs und Ritter des Maria-Theresien-Ordens, die geheimen Räthe, die Kammerherren nebst dem übrigen Hofstaat, die Damen, endlich der Rector Magnificus und die vier Dechanten der Universität wie auch das dortige Metropolitan-Capitel in der Kapuzinerkirche versammelt. *Vom Josephsplatze* an bis zu dieser Kirche waren brennende

Pechpfannen aufgestellt und längs derselben zu beiden Seiten machte das Militär eine geschlossene Reihe. Auf dem Neumarkte paradirte ein Bataillon Infanterie und ein Commando Cavalerie. — Um 6 Uhr verkündete das Läuten aller Glocken, daß der Sarg gehoben werden sollte. In der Burg machte die daselbst befindliche Wache mit gesenktem Gewehr Parade und man hörte die gedämpfte Trauermusik, welche die Umstehenden zum Weinen brachte. Der Abend war hell, klar und nicht kalt. — Gleich nach 6 Uhr wurde der Leichnam durch Kammerdiener von dem Trauergerüste herabgenommen, der Sarg verschlossen und von dem Hofburg-Pfarrer unter Beiwohnung des Hofceremonienmeisters und des Hofcaplans, sowie der mit brennenden Fackeln versehenen Edelknaben, der Leibgarde, des obersten Kämmerers und des obersten Stallmeisters eingesegnet, dann aber in den sechsspännigen schwarzdrapirten und ringsum mit Glasfenstern versehenen Hofleichenwagen gebracht. Nun ging der Leichenzug über den Josephsplatz, an den PP. Augustinern vorbei und über den Spitalplatz in folgender Ordnung zur Kapuzinerkirche: Voraus ritt Cavalerie, dann folgten 1) zwei Einspänner, 2) drei viersitzige Hofwagen mit Hofkammerdienern und Kammerfourieren, 3) ein sechsspänniger Hofwagen, worin die drei anwesenden Leibgarden-Capitäns saßen, 4) ein zweiter sechsspänniger Hofwagen mit dem obersten Kämmerer und dem Ober-Stallmeister, 5) der Leichenwagen mit dem auf Polstern erhaben liegenden Sarge — zu jeder Seite des Schlages gingen zwei Hoflakaien, dann rechts und links Edelknaben mit brennenden Kerzen und *weiter* vorn Leibgarden zu Fuß — 6) die

königlich ungarische Leibgarde zu Pferde mit entblößtem Seitengewehr unter dem Spiel der mit Tuch bedeckten Pauken und gedämpften Trommeln, endlich 7) eine Compagnie Grenadiere und ein Commando Cavalerie. — An der Kirchthür wurde der Sarg von den Hofkammerdienern aus dem Wagen gehoben und auf die in der Kirche errichtete mit Goldstoff bedeckte Bühne gestellt, daselbst von dem Wiener Cardinal-Erzbischof Migazzi unter Beiwohnung mehrerer Bischöfe und der niederöstreichischen Prälaten mit Würde und Salbung eingesegnet. Sodann übernahmen die Kammerherren den Sarg und trugen ihn zu der in dieser Kirche befindlichen erzherzoglich östreichischen Gruft. Die PP. Kapuziner Guardiane übernahmen ihn darauf und brachten ihn unter Voraustretung vieler Ordensleute bis an das eiserne Thor, welches (wie das bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist) verschlossen war. Einer von ihnen klopfte an und der Pater Guardian fragte: „Wer ist da?" — „Der Leichnam des durchlauchtigsten Kaisers Joseph's des Zweiten," war die Antwort. Nach dreimaliger Frage und dreimaliger Antwort wurde das Thor geöffnet und der Sarg hineingetragen. Der Oberhofmeister ließ sodann den Sarg durch einen Kammerfourier öffnen und zeigte den anwesenden PP. Kapuzinern den Leichnam, welcher hier vom Cardinal-Erzbischof zum letzten Male eingesegnet worden war. Nach Eröffnung des Sarges verlas der Pater Guardian den auf eine Rolle geschriebenen Titel des Monarchen und legte dieselbe in den Sarg zu den Füßen des Leichnams. Eine andre Rolle mit demselben Titel übernahm der Oberhofmeister, eine dritte wird bei Hofe und eine vierte bei den ehrwürdigen

Augustinern aufbewahrt. Der Pater Guardian gelobte hierauf feierlich die größte Sorgfalt für die Verwahrung des Sarges an, ließ ihn verschließen und erhielt einen der beiden Schlüssel. Dies war das Ende der Ceremonie bei den Kapuzinern, welche sich dem Gebrauche gemäß hatten überzeugen müssen, daß der Leichnam des verstorbenen Kaisers wirklich im Sarge liege.

Am folgenden Tage nahmen in der Hofkirche der Augustiner die Todtenvigilien ihren Anfang, zu welcher Feierlichkeit die Kirche nach Angabe des Hofarchitekten von Hohenberg folgendermaßen eingerichtet war: In der Mitte stand ein 26' hohes Trauergerüst. Darüber hing ein schwarzsammetner Prachthimmel, der mit Gold besetzt und an den vier Enden mit den kaiserlichen Adlern geziert war. Auf dem Trauergerüst stand ein Sarg und auf diesem ein Crucifix sowie die Reichsinsignien und Kleinodien. Auf den acht Stufen des Gerüstes, das reich verziert und ringsum mit den k. k. Wappen behangen war, standen 372 silberne Leuchter, an den vier Ecken aber Pyramiden mit je 72 Wachskerzen. In der schwarz behangenen Kirche brannten 80 Wand- und Spiegelleuchter und 45 Kronleuchter, zusammen überhaupt 1700 Wachslichter."

So erfolgte die feierliche Beisetzung in der kaiserlichen Familiengruft.

Sein Testament war so originell wie alles was er that. Es bestand aus nicht mehr als sechs Zeilen und enthielt nur die Erklärung, daß er seinen Bruder Peter Leopold zum Universalerben einsetzte. Ein ebenso kurzes Codicill bestimmte,

daß seine Secretäre und diejenigen Hofleute, welche unmittelbar seine Person bedient hatten, lebenslang ihren ganzen Gehalt genießen sollten.

Es ging bald die Sage, Joseph sei durch Gift umgekommen, welches ihm die Jesuiten gereicht hätten; allein diese Annahme entbehrt jedes historischen Zeugnisses. Auch lag in seinem Antlitz nach seinem Tode durchaus noch die alte Freundlichkeit.

Es läßt sich denken, daß die Dichter der ganzen Welt wetteiferten Grabschriften auf den großen Abgeschiedenen zu verfertigen. Eine davon, obwohl sie nicht in die Gruft gekommen ist, verdient wegen ihrer Eigenthümlichkeit mitgetheilt zu werden; sie hatte einen Abbé zum Verfasser, dessen Namen man nie erfahren hat, und lautete in der Uebersetzung so:

„Hier ruht Joseph II., Kaiser und Held, der in seinem Leben die Ruhe nicht kannte. Er opferte sein Leben dem Wohl des Vaterlandes. Seinem Volke that er so viel Gutes, als er konnte, ohne Gewalt zu gebrauchen (!), die gegen seine Grundsätze war, und obwohl er wußte, daß das Gute, welches ein Fürst thut, erst nach seinem Tode anerkannt wird. Freundlich gegen jedermann, ging er stets ohne Wache einher. Er war der mächtigste Potentat Europa's. Roms erhabener Prälat kam herbei den Besieger des Fanatismus zu sehen, den Vernichter der Mißbräuche, die der hohe Gast selbst lehrte. Dem Fürsten, welcher nach ihm regiert, muß er zum Muster dienen.“

Der Verstorbene selbst hatte gewünscht, daß man auf sein

Grab setze: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte alle seine Entwürfe scheitern zu sehen." Diese Worte verwandelten sich im Munde seines Nachfolgers in die andern: „Josepho Secundo, qui saluti publicae vixit, non diu, sed totus (Joseph dem Zweiten, welcher dem Wohle seines Volkes lebte, nicht lange, aber ganz)."

Zweiundfunfzigstes Capitel.

Joseph's Aeußeres. Seine Lebensweise.

Schon oben theilten wir bei Erzählung der Strapazen, deren sich Joseph im Türkenkriege ausgesetzt hatte, etwas von seinem Aeußeren mit; hier ist der Ort etwas weitläuftiger darüber zu sprechen, weil es alle Leser, vom bloß neugierigen bis zum echten Physiognomiker hinauf, nothwendigerweise interessiren muß. Das Wichtigste davon theilt sein Zeitgenosse Pezzl in gedrängter Kürze folgendermaßen mit:

„Die Lebensgeschichte sowohl vor als während Joseph's Regierung, seine Beschäftigungen, seine Reisen, Entwürfe, Unternehmungen, Reformen, Gesinnungen ꝛc. sind für den Philosophen und Staatsmann schon an und für sich selbst wesentliche und sprechende Züge zur Charakteristik dieses außerordentlichen Mannes . . . Wer dem Kaiser seit Franzens Tode auf seiner politischen Laufbahn gefolgt ist und ihn daraus nicht kennen gelernt hat, dem werden einzelne Züge aus dem öffentlichen und Privatleben desselben wohl schwerlich Genüge leisten.

Indessen gehören solche Züge auch zur Charakteristik dieses Fürsten; nur erwarte man nicht, daß eine kleinliche Anekdotenjagd daraus werde, die bei der Schilderung eines solchen Fürsten sehr entbehrlich ist.

Joseph II. war von mittelmäßiger Leibesstatur; er mochte etwa 5 Fuß 6 Zoll haben. Sein Körper war sehr gut gebaut, nervicht ohne plump, kernhaft ohne fett, mehr voll als mager. Seine Leibesconstitution zeigte von jener Geistesblüthe, von jenem Feuer, das er mit Franzens und Theresiens Geblüt ererbt hatte. Er besaß eine Gesundheit, Kraft und Stärke, die es allein möglich machten, daß er alle die unaufhörlichen und greulichen Beschwerlichkeiten ertragen konnte, welche jeden Andern würden aufgerieben haben. Er besaß eine schöne gewölbte Stirn, starke Augenbrauen, eine große gebogene Adlernase, Augen von so schönem Blau, daß es in Oestreich eine Zeitlang Mode war Kleider von der Farbe seiner Augen zu tragen, und diese Farbe hieß buchstäblich in allen Kaufmannsläden Kaiseraugenblau. Seine Haare waren lichtbraun. Er trug sie in einen Zopf gebunden nach Art der Officiere mit zwei ganz ungekünstelten Seitenlocken und einem kurz abgeschnittenen Toupet.

Seine Gesichtsmiene war in jüngern Jahren unbeschreiblich angenehm und zugleich majestätisch. Seine unmäßigen körperlichen Beschwerden aller Art zogen ihm einige kleine Gebrechlichkeiten zu: er bekam Aderbrüche in den Füßen, Flüsse in den Augen, die Rose (den sogenannten Rothlauf) am Kopfe. Um die Heilung dieser letztern bequemer zu besorgen, fing er 1783 an Perrücken zu tragen, welche ihn

schon stark entstellten . . . In spätern Jahren war seine Gesichtsfarbe durch die vielen Reisen, durch den Aufenthalt im Felde, wo er weder Frost noch Hitze, weder Schnee noch Regen scheute, stark rothbraun geworden. Auch bekam er allmählich tief herunterhängende Backen, wodurch jene Züge von Anmuth und freundlicher Theilnehmung beinahe verwischt wurden.

Er sprach meistentheils hastig und ernsthaft. Wenn er zornig ward, so zog er die Oberlippe stark aufwärts, daß man die Zähne sah; die Augen wurden starr und feurig; er pflegte in diesem Zustande wohl auch mit den Füßen zu stampfen.

In seiner frühsten Jugend wurde Joseph ungarisch gekleidet. In seinen Jünglingsjahren wechselte er diese Tracht mit der deutschen und im männlichen Alter ging er immer in deutscher Kleidung. Nur am Theresientage 1765 zog er zum ersten Mal die blaue Husarenuniform an von dem Regimente, welches seinen Namen führte; in dieser Uniform stattete er an diesem Tage seiner Mutter den Glückwunsch ab. Auch trug er einige Jahre hindurch bei verschiedenen Anläßen diese Husarenuniform, besonders wenn er bei den jährlichen Manoeuvres in die Gegend kam, wo sein Husarenregiment mit exercirte.

Seit ungefähr 1768 kleidete er sich gewöhnlich in deutsche Uniform, meistens weiß und roth, wie das nach ihm benannte Regiment Chevaulegers. Auch auf der Reise, wenn sie nicht über die Grenzen seines eignen Staats hinausging, trug er beständig Uniform; die grüne stand ihm am besten zu Gesicht.

Ob er diesen *militärischen* Anzug deswegen trug, weil

ihm seine Mutter nach Franzens Tode das ganze Kriegswesen übergeben hätte, ob es aus eignem Geschmack, aus Hang zur Einfachheit, mitunter auch als Nachahmung des Königs Friedrich geschah, den er öfters, mündlich und schriftlich, seinen Meister in der Kriegskunst genannt hatte, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß man ihn außer der Zeit seiner militärischen Beschäftigungen auch lieber ohne Soldatenkleidung gesehen hätte, weil ein Landesherr nicht bloß Vertheidiger seines Staats sondern auch Gesetzgeber und Bürger sein muß.

Auf der Reise in fremde Länder oder sonst im Négligé zu Hause trug er gern einen braunen oder dunkelfarbigen Frack und über alle diese Kleidungen in der kältern Jahreszeit einen grünen oder dunkelblauen Capot, einen schlichten Hut ohne alle Verzierung, Stiefeln und Sporen.

An Galatagen, Ritterordensfesten, bei den Frohenleichnamsprocessionen und bei andern öffentlichen feierlichen Anlässen trug er die Feldmarschallsuniform, nämlich weiß und roth, an der Brust die mit Brillanten gestickten Sterne und über die rechte Schulter nach der linken Hüfte die Bänder der beiden inländischen Orden, um den Hals das goldene Vließ, große Schuhschnallen mit Brillanten, aber äußerst selten Ringe an den Fingern . . .

Er hielt sich in seinem Anzuge nett und reinlich und sah es gern, wenn die Leute, welche um seine Person zu thun hatten, nicht prächtig aber ebenfalls nett und reinlich im Anzug waren.

So erging schon zu Anfange des Jahres 1764 die kaiser-

liche Resolution, daß es zur Vermeidung alles unnöthigen Putzes erlaubt sein sollte in Stiefeln aufzuwarten. Das hatte zur Folge, daß nun die Untergebenen auch vor ihren Präsidenten in Stiefeln erscheinen durften. — Der Kaiser rasirte sich immer selbst. Auf diese Gewohnheit spielte er einst in Italien bei folgender Gelegenheit an: Er speis'te incognito bei einem Postmeister, dessen hübsche Tochter ihm vertraute, daß sie dem Kaiser, sobald er auf der Station anlangen würde, eine Bittschrift zu übergeben gedächte. — „Ach," sagte sie, „meinem Antonin fehlt nur noch etwas Geld zum Anfang der Wirthschaft, dann will er mich zu seiner Frau machen. Ob mir wohl der Monarch meine Bitte gewähren wird?" — „I nun," antwortete Joseph schnell, „ich wollte wetten; denn ich rasire den Kaiser alle Tage und kenne seine Gutherzigkeit." — Einst mußte er sich auf einer Reise in Böhmen rasiren lassen, weil er den nöthigen Apparat nicht gleich bei der Hand hatte. Als der Barbier erschien, sagte Joseph zu ihm: „Hurtig, nehmen Sie meinen grauen Bart ab!" — „Bis jetzt, Ew. Majestät," antwortete der Barbier, „ist Ihr Bart noch nicht grau; wir beten aber Alle zum Himmel, daß er grau werden möchte!" — Auf seiner Reise in Frankreich kam er einmal von seinem Gefolge in ein Gasthaus und benutzte die Zeit dazu sich zu rasiren. Der Wirth fragte ihn, ob er zu des Kaisers Gefolge gehöre. „Ja," war die kurze Antwort. „Und welches Amt bekleiden Sie bei ihm?" Joseph packte eben die Messer wieder ein und versetzte: „Ich rasire ihn bisweilen."

Seit dem Tode seines Vaters schlief er beständig auf Stroh.

In Wien hatte er seine Strohsäcke mit Stroh von türkischem Weizen gefüllt, darüber lag eine Hirschhaut ausgebreitet, auf derselben ein Linnentuch und ein mit bloßen Haaren ausgestopftes mit Leder überzogenes Kopfkissen. . . . Auf Reisen nahm er gemeines Stroh und allemal die Hirschhaut darauf. Man denke aber nicht, daß er dieses nur in Dörfern oder an solchen Orten that, wo er gar keine oder nur schlechte Betten haben konnte, nein auch in Palästen und Schlössern von Fürsten und Großen ließ er die Betten aus seinem Schlafzimmer wegräumen und legte sich auf das Stroh. Mit Mühe konnte man ihn bei Verschlimmerung seiner Krankheit im Frühjahre 1789 bereden, daß er sich statt des Strohsackes eine Matratze unterlegen ließ.

Er stand im Sommer spätestens um 5 Uhr Morgens auf, im Winter etwas nach 6 Uhr. Die Cabinetssecretäre, welche jeden Tag den Dienst hatten, mußten dann schon gegenwärtig und bereit sein. Sobald der Kaiser munter war, wurde (in den kältern Monaten nämlich) im Kamin des Schlafzimmers Feuer gemacht. Zu diesem stellte er sich, zog sein frisches Hemd und eine bequeme Morgenkleidung an und begann dann sogleich die Arbeit. Gegen 9 Uhr nahm er sein Frühstück, ehedem Kaffee mit Milch, den er sehr gern trank, in den letztern Jahren aber Chocolate. Um diese Zeit zog er sich auch ordentlich an und ließ von einem Kammerdiener das Haar ordnen, was so geschwind als möglich abgethan sein mußte, und nahm sich wie gesagt täglich selbst den Bart ab.

Während der Zeit des Frühstückens und Anziehens war

gewöhnlich der Oberstkämmerer Graf Rosenberg zur Conversation beim Kaiser.

Sein Schlafzimmer war in der sogenannten Burg im ersten Stockwerk, auf die Bastei hinaus, neben dem großen Altan. Wenn er gefrühstückt hatte und angezogen war, ging er aus dem Schlafzimmer hinunter in das Cabinet auf dem Controleurgang, wo er mit seinen Secretären fortfuhr in Staatsgeschäften zu arbeiten. Hier ging er beinahe von Stunde zu Stunde auf den Gang hinaus, hörte Leute an, nahm Bittschriften und Vorträge ab, ließ diejenigen, welche mündlich mit ihm sprechen zu müssen glaubten, zu sich in's Zimmer treten und fertigte sie bald möglichst wieder ab, um Andre anzuhören.

Leute jedes Standes, Alters und Geschlechts konnten hier täglich in allen Arten von Angelegenheiten zu ihm kommen. Dies geschah auch. Der Controleurgang war meistens den ganzen Tag über dergestalt mit Leuten angefüllt, daß ein ordentliches Gedränge an der Thüre zum Cabinet entstand. So dauerte es bis gegen 12 Uhr, dann ritt oder fuhr er ein paar Stunden spazieren. Bei schöner Witterung saß er in einem offenen grün lackirten und ausgefütterten Pirutsch, immer nur mit zwei Pferden bespannt, die er sehr gern und fast immer selbst lenkte, bis zu den letzten Jahren, da er schon kränklich oder nicht sehr aufgeräumt war. Ein einziger Bedienter saß oder stand hinten auf. Beim Reiten hatte er meistens ein Paar Handpferde und einen Bereiter mit sich, manchmal auch einen Cavalier und in den letzten Jahren von Zeit zu Zeit seinen Neffen den Erzherzog Franz zur Gesellschaft. Er ritt oder fuhr in den Augarten, in den Prater, auf die übrigen Donau-

Inseln, in die Gegend von Schönbrunn oder sonst außer den Linien auf offenen Feldern umher.

Eine Stunde zum Speisen war bei ihm nicht festgesetzt. Er aß manchmal um 3, 4, auch wohl um 5 Uhr zu Mittage, je nachdem er sich von seinen Geschäften losmachen konnte oder wollte. Die Hofköche hatten für seine Person alle nichts zu thun, sondern eine einzige Mundköchin kochte für ihn. In frühern Zeiten hatte er zuweilen selbst einen Küchenzettel gegeben, in den letzten Jahren aber überließ er die Auswahl der Speisen seiner Köchin. Die Tafel war eben nicht sehr prächtig; sie bestand gewöhnlich aus zwei Trachten und jede derselben aus sechs Schüsseln, alle kleine Zwischenspeisen und der Nachtisch mit eingerechnet. Unter diesen sechs Schüsseln aß er täglich Suppe, Rindfleisch, grünes Gemüse, Braten, gekochtes Obst und süßes Backwerk. Von allem diesen genoß er eine ziemlich starke Portion, von den übrigen Schüsseln wählte er manchmal etwas, wenn es gerade nach seinem Appetit war, gewöhnlich aber nichts. Vorzüglich liebte er das gekochte Obst und hatte es alle Tage ohne Ausnahme auf seinem Tische. Uebrigens aß er noch gern Kalbsbraten, Fasanen, Kapaunen, Backwerk und süßes Confect, von welchem er den Tag über stets etwas in seinem Zimmer oder auch wohl in seiner Tasche hatte. Sein Trank war von jeher und blieb beständig bloßes Wasser. Nur im Feldzuge gegen die Türken und in seiner letzten Krankheit trank er auf Zureden der Aerzte manchmal ein wenig Tokaier.

Wenn er in der Stadt wohnte, speis'te er immer ganz *allein; im* Augarten oder in Laxenburg hatte er Gäste. Auf

der Reise speis'ten gewöhnlich die Secretäre mit ihm. Wenn er allein oder mit den Secretären speis'te, so war die ganze Tafel allemal in einer halben Stunde geendigt, denn er benahm sich beim Essen ebenso hastig wie in allen seinen übrigen Verrichtungen. Es war ihm sehr lästig, daß er an den Festen der drei Ritterorden als Großmeister mit Pomp und Ceremoniell an offener Tafel speisen mußte. Auch genoß er gewöhnlich nichts von einer solchen Tafel, sondern unterhielt sich durch Gespräche mit den neben ihm stehenden Großen.

Nach seiner Tafel hatte er beinahe täglich etwa eine Stunde lang in seinem Zimmer Musik, wobei er oft selbst mitspielte. Nach der Tafel arbeitete er wieder oder gab Audienzen, gewöhnlich bis um 7 Uhr Abends, wo er dann entweder in das Theater oder in Gesellschaft oder nach dem Schauspiel noch in Gesellschaft ging.

Indessen mußten täglich Abends auch von allen Stellen noch die nöthigen Depeschen, Entscheidungen oder Staatspapiere zur Unterschrift oder zu andern Verfügungen zu ihm in's Cabinet gebracht werden. Gegen 11 Uhr kam er nach Hause und erbrach unfehlbar alle Packete. Fand sich etwas Dringendes dabei, so arbeitete er noch stundenlang in die Nacht hinein. War dies nicht, so legte er sich um 11 Uhr zu Bette.

Ein Nachtmahl nahm er zu keiner Zeit. Begehrte er aber vor dem Schlafengehen noch eine Suppe, so war es ein Zeichen, daß er sich nicht ganz wohl befinde. Dies war seine Tagesordnung im Winter. Blieb er den Sommer über in Wien, so wohnte er in seinem Gebäude im Augarten, manchmal

auch einige Wochen in Lachsenburg. Hier beobachtete er im Grunde dieselbe Ordnung, nur daß er im Augarten des Tags ein paarmal sich unter die dortigen Spaziergänger mischte und im Garten umherging.

In Lachsenburg geschah ebendies und nebst dem ging er auch auf die Reiherbeize. Schönbrunn hat er niemals bewohnt.

Vier Kammerdiener, wovon abwechselnd zwei und zwei im Dienste waren, ein Kammerlakai und einige Leiblakaien, dies war alles was zu seiner persönlichen Bedienung gehörte.

Er nahm in Wien an allen öffentlichen Vorfällen schleunigen Antheil. Bei Feuersbrünsten, auch mitten in der Nacht, bei Ueberschwemmungen war Kaiser Joseph allemal einer der Ersten auf dem Platze, zu welchem Ende Tag und Nacht, ein Reitpferd gesattelt und bereit stehen mußte. Er ordnete an, ermunterte die Arbeitenden und Helfenden durch Theilnehmung, Gegenwart, Zusprache und wo es Noth that auch durch Geschenke.

Es verflossen wenige Sommer, während welcher Joseph nicht eine Reise machte. Besuchte er keine auswärtigen Länder, so reis'te er wenigstens in seinen eignen Provinzen herum. Auf diesen Reisen ging es Tag und Nacht, in jeder Witterung, auf gutem und schlimmem Wege, mit gleicher Standhaftigkeit fort. Es kümmerte ihn sehr wenig, ob er in einer Stadt oder in dem elendesten Dorfe zu übernachten kam oder auch ganze Nächte lang fahren mußte, ob er viel oder wenig, Warmes oder Kaltes oder gar nichts zu essen vorfand; auf alle Fälle

und zur größten Nothdurft war doch immer etwas in einem Wagen des Gefolges vorräthig.

Weil er auch auf diesen Reisen die Staatsgeschäfte keineswegs aus den Händen ließ, so hatte er stets ein paar seiner Cabinetssecretäre bei sich. In frühern Jahren nahm er eine Begleitung von einigen Cavalieren mit sich, besonders wenn er innerhalb der Grenzen seiner eignen Länder reis'te. Diese Gesellschaft aber ward von Jahr zu Jahr kleiner, und in den letzten Zeiten nahm er etwa nur einen General oder gar niemanden mehr mit sich.

Allenthalben untersuchte er genau den Zustand des Landes und die öffentlichen Anstalten, sprach mit Leuten aus allen Ständen, hörte ihre Beschwerden an, half oft auf der Stelle wenn es sein konnte oder versprach doch schleunige Hülfe.

Seine Reisen waren in keinem Betracht Lustreisen und für jedermann äußerst ermüdend, nur er fühlte weder Beschwerde noch Ermattung dabei. Er ging einst in 4 Tagen und einigen Stunden von Pisa nach Wien, eine Reise, worauf selbst Couriere über 5 Tage zubringen. In Ungarn machte er oft 14 Posten in 6 Stunden."

Dreiundfunfzigstes Capitel.

Moralische Wirkungen von Joseph's Regierung.

Mehr noch als die materiellen Resultate der Josephinischen Regierung ragen die moralischen hervor, wie sie aus den Bestrebungen des großen Menschenfreundes hervorgehen mußten.

Hierüber drückt sich einer seiner Biographen so genügend aus, daß wir seinen Worten nicht viel hinzuzufügen wüßten. Es heißt daselbst so: „Wer die Anhänglichkeit der östreichischen Völker an ihr Regentenhaus kennt, dem wird es kein Räthsel und keine Unwahrscheinlichkeit sein, daß die Regierung Joseph's in allen Erbstaaten eine Reformation des Volksgeistes bewirkt habe, wovon vielleicht in der Weltgeschichte kein so friedsames Beispiel ist. Niemand kann sich verhehlen, daß die östreichischen Völker noch unter Maria Theresia größtentheils um mehr als ein Jahrhundert hinter dem civilisirten Europa zurückgeblieben waren, und der Leser wird aus der Lebensbeschreibung des Kaisers hinlänglich ersehen haben, daß diese Behauptung in der Gesetzgebung und dem Volksleben völlig gegründet ist. Den großen Schritt aus der Denkweise des 16. Jahrhunderts in die des 18. haben die Oestreicher erst unter Joseph gemacht. Die furchtbare Raschheit der Bewegung mußte nothwendig den Generationen Schwindel verursachen und den Staat in seinem Innersten erschüttern; aber sie haben sie beide glücklich überstanden und stehen nun stolz auf dem Niveau ihrer Zeit.

Im Einzelnen betrachtet, waren selbst die moralischen Wirkungen des Josephinischen Systems höchst auffallend. Oestreich, sonst ein Schauplatz der grausamsten Intoleranz, in seinen Gebirgen überall traurige Erinnerungen an Blutthaten des Fanatismus bietend, noch unter Maria Theresia höchst feindselig gestimmt gegen Ketzer und Juden, zeigte jetzt eine Religionseintracht, welche weit über die Begriffsausdehnung des Wortes Toleranz, das Joseph ausgesprochen, erhaben und

selbst in protestantischen Ländern ohne Beispiel war. Oestreich, das Land der Keuschheitscommissionen und blutigen Sittengerichte, welche Verirrungen des Fleisches mit der Todesstrafe in vielen Fällen belegte, huldigte nun einer humanen philosophischen Moral, deren geläuterte Lehren nur bei einer hoch gesteigerten Capacität Eingang finden. Oestreich, dessen geistige Kräfte so darniederlagen, daß es sonst weder Gelehrte noch Künstler, weder taugliche Staatsbeamte noch Feldherren aufzuweisen hatte, entwickelte plötzlich eine geistige Regsamkeit, welche sich immer vermehrte und consolidirte, in allen Richtungen. Oestreich, das Land der Blutgerichte, einer grausamen schrecklichen Justiz, übte nun milde vorbeugende Gerechtigkeit, und wenn auch die abgeschaffte Todesstrafe gegen das wilde Volk der Wallachen wieder in Anwendung gebracht werden mußte, so sah man doch nirgends mehr eine Spur von der Unmenschlichkeit der ehemaligen Strafen. Und wie fehlerhaft auch der Gedanke der Assimilirung aller Staaten des Bundes sein mochte, so ward doch durch denselben ein Geist der Eintracht über alle Provinzen verbreitet und eine große Gleichartigkeit der allgemeinen Gesittung und selbst der Gebräuche bewirkt. In einigen Gegenden Ungarns verschwand die unzweckmäßige (?) Nationaltracht völlig und ward mit der deutschen vertauscht. Die deutsche Sprache ward in allen Provinzen allgemeiner und alle Geschäfte der Regierung dadurch ungemein vereinfacht, die Ordnung organischer. Die Aufklärung fand allenthalben eifrige Beförderer, ward gepredigt durch Priester, ihre Grundsätze zur Anwendung gebracht von Staatsbeamten und Richtern, von Befehlshabern und vielen Familienhäuptern.

Freilich hatte die Aufklärung der Josephinischen Zeit auch ihre Schattenseite. Jedermann wollte ein Philosoph sein, dem Namen und der That nach, und die Schriften der Encyklopädisten, welche in ungeheurer Anzahl sich schnell über die ganze gebildete Bevölkerung verbreiteten, galten der eifrigen Zweifelsucht des Zeitalters als Evangelien. Wie immer die Menschheit in den Stadien der Entwickelung, so war sie auch hier sehr bereitwillig für die alten Irrthümer neue einzutauschen, und das was die besten Geister ihrem Jahrhundert als zweifelhafte Resultate der Forschung oder als flüchtige Eingebungen ihrem Jahrhundert zur Prüfung boten, ward häufig mit eben der steifen Beschränktheit geglaubt und angenommen, womit man ehedem die abergläubischen Ideen in sich festgehalten hatte. Einmal aus ihrer Starrheit herausgestoßen in die geistige Bewegtheit des Zeitalters, kannten die Gemüther fast kein Ziel in der Hast ihres Ideenfluges und zerstießen sich jämmerlich an den Grenzen der materiellen Welt. Aus Voltaire's launigen Romanen und philosophischen Aphorismen wurden neue Glaubensartikel geschöpft, und was der leichtfertige Philosoph lachend an scharfen Reizmitteln dem stumpfen Sensorium seiner Zeitgenossen bot, erregte bei den Erregbaren, gleich einer übermäßigen Dosis von dem griechischen Heilmittel des Blödsinnes, gewaltige Convulsionen. Es wurde förmliche Abgötterei getrieben mit den Werken eines Bayle, Diderot, Helvétius, Rousseau, und wer sie nicht lesen konnte von den wohlhabendern Philanthropen, hielt sie doch wohlgebunden in seinem Bücherschrank. Alle Poesie, all der wundersame Reiz des nationalen Gemüthslebens drohte völlig zu verschwinden

und an seine Stelle ein roher Materialismus zu treten, der unter seinen plumpen Füßen alle zarten Pflanzen der uraltväterlichen religiösen und moralischen Empfindsamkeit ertödtete. Die sittsame Kindlichkeit des deutschen Mittelalters, welche hier längst Wurzel gefaßt hatte und unter Maria Theresia wieder recht anfzublühen schien, kurz die Lichtseite des alten Zeitgeistes schien auf immer zu erlöschen oder zu erbleichen vor dem grellen Glanze einer feurigen Jahrhundertsonne, die den Erdball in Brand stecken sollte. Es hat sich gezeigt, in wiefern diese schlimme Wirkuug nachhaltend und den Klagen entsprechend gewesen ist, welche in damaliger und in der Folgezeit die aufrichtige und heuchlerische Freude einer kopfhängerischen Pietät und viele wahre Gottesdiener angestimmt haben.

Aber in dem verhängnißvollen Jahrzehent waren diese Erscheinungen wahrhaft erschreckende Meteore. Die ganze echt christliche Welt gerieth in Bewegung, als die schlimmen Kinder des neuen Geistes laut marktschreiend oder höhnend auf den Gassen erschienen. Die Gläubigen stellten Gebete an zur Abwehr des Unheils, das über die Gemüther hereinbrach, und die Schwachen, welche von den neuen Ideen benebelt worden, stürzten sich mit rohem Jubel auf die ihnen preisgegebenen Ueberreste einer untergehenden Welt. Allgemein ging die Sage, der Kaiser werde das Christenthum abschaffen und die sogenannten Aufgeklärten glaubten dieses Mährchen mit großer Freudigkeit. Weil der Kaiser Duldung gebot, wollten Alle, welchen die Religion lästig war, sich derselben entledigen.

Die Deisten nahmen die Philosophie in Anspruch, um gleich den Muckern *der neuern* Zeit die Lehre von der Gemein-

schaft der Weiber auf eine höchst ärgerliche Weise in praktische Ausübung zu bringen. Man hat Joseph sehr darüber getadelt, daß er diese angeblichen Philosophen durch seine Härte in ihrem Glauben störte; aber Wenige wußten von den erbaulichen Exempeln, welche diese bei ihren Versammlungen der Welt gaben, und daß in dieser Secte wie in so manchen andern Wahrzeichen sich nicht geläuterte Denkungsart sondern bloß ein lasterhafter Trieb nach seines Nächsten Ochsen und Esel, Habe und Weib verkündete. Die neue Denkfreiheit erregte natürlich alle jene Leidenschaften, welche sich durch die alte Regel beengt sahen, und vermehrte die Anzahl derjenigen, die so recht nach ihren eignen Vorschriften zu leben dachten. Kaum hatte man die Confessionen emancipirt, so wollten auch schon alle Kasten emancipirt sein. Jede derselben hatte ihre Theorie der Rechtfertigung und verlangte Toleranz. In Wahrheit zeigte sich in Joseph's Zeiten die Unmöglichkeit absoluter Toleranz, aber die bedingte war ein gutes Auskunftsmittel in den Bedrängnissen der Zeit.

Der Gottesdienst gerieth in Verfall; Kirche und Beichtstuhl wurden weniger besucht; der Priesterstand fing an ein Gegenstand der Verachtung zu werden. Cölibat und Kirchencultus wollten den jungen Studirten nicht mehr zusagen und somit verminderte sich die Anzahl der Seelsorger und der Mangel daran ward täglich fühlbarer. In Büchern und Pamphleten waren die Pfaffen die Zielscheibe des Spottes und Witzes der Philosophen, die Moralität (?) litt sichtlich, Wucher und Betrug konnten nur durch Joseph's weise Gesetzgebung *unterdrückt* werden, die alte Einfalt der Sitten machte einem

zügellosen Cynismus Platz, der besonders in den höhern Ständen um sich griff. Die Pietät des Volks ward zusehends geschwächt. Die Aristokratie verlor viel von ihrem Ansehen. Das Geld trat seine Regierung an.

Der Nationalgeist erlahmte an einzelnen Gliedern durch den modernen Kosmopolitismus, kräftige Originalität gerieth in Verfall durch die Assimilirung und Systematisirung, und die Erkenntniß, daß das Vaterland hinter dem Auslande zurückgeblieben sei, führte zur Geringschätzung des Einheimischen, zur Ueberschätzung des Ausländischen. Selbst die besten Geister blieben von diesen Uebeln nicht ganz frei, Schriftsteller und Gelehrte wendeten ihre Aufmerksamkeit mehr dem französischen und deutschen Auslande zu als der geistigen Erhebung des Vaterlandes.

Welches Land, das je Fortschritte machte, blieb während dieser Zeit von solchen Uebeln frei? Sie bildeten die Schattenseite der Regierung Joseph's, aber ihre Lichtseite war vorherrschend: Was das Jahrzehent, was die Nationalität (?), die Religion, die Sittlichkeit (?) in demselben verlor, ward der Menschheit mit zehnfachen Zinsen wieder eingebracht. Die neuen Uebel waren auffallend, aber die alten verderblicheren verschwanden unvermerkt. Neu waren dagegen die durch des Kaisers menschenfreundliches Beispiel veranlaßten Nachahmungswerke der Humanität. Neu war der an die Stelle indifferenter Trägheit getretene thatkräftige Gemeingeist, welcher Handel und Industrie, Ackerbau und Landwirthschaft, Wissenschaft und Kunst emporbrachte, wie der verbesserte Geist der Staatsbeamten und des Heeres, der Fleiß der Nation, die Eintracht der Völker, die

Einheit ihres Zweckes und alle die Vorgänge, welche oben geschildert sind. Neu geboren und potenzirt war die ganze innere Kraft der Monarchie, die unerschütterliche Festigkeit des Organismus der Staatsmaschine, neu der Reichthum an unversiegbaren Quellen des Wohlstandes. Jene Uebel waren nur vorübergehende Symptome einer heilsamen Krisis, sie waren die Wehen, womit die Zeit eine Nation wiedergeboren. Die Irreligiosität ward aus dem öffentlichen Wesen verdrängt, die Immoralität wurde durch gesetzliche Ordnung und das Walten des philanthropischen Tugendenthusiasmus gefesselt, der Priesterstand gewann neuerdings Ansehen, der patriotische Indifferentismus wich einer allgemeinen Thätigkeit, die Alle fortriß, die philosophischen Narrheiten und extravaganten Meinungen verblichen in ihrer kalten Einsamkeit, entfernt von den natürlichen Sympathien, welche jede neue Lehre zu treffen wissen muß. Die geläuterte Religiosität, welche der Kaiser offenbarte, die Tugend, welche er übte, wirkten mit heilsamer Gewalt als ein erhabenes Beispiel auf des Volkes Empfindungen und Gedanken, und wenn diese weder dadurch noch durch später eintretende Religionsstrenge im Walten der östreichischen Fürsten zu vollkommener Klarheit gelangen konnten, so war dies nur eine Folge der schwachen Mitleidenschaft an den großen Wehen des Jahrhunderts, in welchen wir noch heute befangen sind. Daß jener Kampf der Ideen, welcher bald offen und lärmvoll, bald verborgen unter den Gewässern des stillen Gewohnheitslebens noch heute allenthalben fortgeführt wird, unter Joseph und durch ihn nicht ausgefochten worden, ist nicht mehr und nicht *minder zu beklagen* als die Last der Zweifel, des Scepticismus

des Weltlebens, unter welchem noch heute die Menschheit seufzt. Menschenkraft ist in dieser allgemeinen hundertjährigen Noth zur Hülfe nicht hinreichend.

Das Hauptresultat der Regierung Joseph's war die ungeheure Nachwirkung derselben, die Herrschaft seines geschichtlichen Beispiels, die hochgesteigerte Reproductionskraft des Staates, welche sich in den 20 folgenden Jahren gewaltig bewährt hat. Die Lobredner jenes patriarchalischen Hirtensystems, welches einen der männerreichsten Staaten der Erde zu einer kindlichen wiederkäuenden Existenz anweisen, inmitten von schwertumgürteten mächtigen Nachbarn, müssen verstummen auf die Frage: Welches wäre das Schicksal Oestreichs gewesen, wäre es in der Verfassung, wie es Maria Theresia besaß, in den Sturm der Weltereignisse am Ende des Jahrhunderts gerathen? Das zweijährige conservative Wirken Leopold's hat die Kräfte des Staates, welche Joseph hinterlassen, um nichts vermehren können. Franz II. aber ging mit dem Mittel- und Kräftereichthum, zu dessen ewiger Wiedererzeugung Joseph den Staat tüchtig gemacht, in einen Streit, der Unsägliches, Unberechenbares verschlang. Ob wohl die 40 Mill. Staatseinkünfte, die unbestreitbar schlecht organisirte Armee, die Schwerfälligkeit der Staatsmaschine, die fromme Hirtenstimmung der Völker, welche die Zeiten Maria Theresiens charakterisirt, ob wohl diese Mittel, diese Staatsverfassung, dieser Volksgeist, welche den Anprall von 40,000 Preußen nicht haben abwehren können, ob dies alles hingereicht haben würde, gegen die aufgebotene Gesammtkraft des französischen Volkes der Jahre 1792—1809 und seinen

Geist, gegen die Hunderttausende, welche auf allen Seiten in den Waffen standen, gegen die Rachegeister, welche aus dem allenthalben sich öffnenden Boden heraufstiegen, mit einem Wort, ob wohl die östreichischen Staaten vom Jahre 1750—1760 den erwähnten Revolutionszeitraum überlebt, die heutigen Zeiten in ihrer Integrität erreicht haben würden? Wenn nicht, welche ungeheure Nachwirkung waren also die unerhörten ganz Europa in Staunen setzenden Kraftanstrengungen der östreichischen Monarchie unter Franz bis zum Jahre des Weltfriedens 1813? Welche riesenhaften Grundlagen waren es, auf welchen der Staat die Lasten dieser Unglückszeiten getragen, welcher war wie ein Fels im sturmbewegten Meere, an dem so manches Schifflein kühner Abenteurer scheitern mußte?

Aber nicht nur in der Kraft Oestreichs sondern auch in seiner Wohlfahrt zeigte sich die mächtige Nachwirkung. Jeder Schritt in Oestreich stößt auf Schöpfungen der Humanität, die aus Joseph's Zeiten geblieben sind und auch die künftige Nachwelt erreichen werden. Die Gesetzgebung, obgleich Leopold daran gemeistert, obgleich Franz sie besser (?) ausgeführt, ist ganz Josephinischen Geistes. Die Todesstrafe ward wieder eingeführt, die schweren Strafen verändert und gemildert, aber der Geist der Gesetze ist geblieben wie er war. Der Ruhm, das beste Gesetzbuch in Europa (?) zu besitzen, ward Oestreich durch Joseph theilhaftig. Die milde und musterhafte Justiz, welche noch heute dort in Kraft steht, die strenge Gesetzlichkeit der ganzen Staats- und Gerichtsverwaltung, alles dies ist Joseph's Werk. Franz II. hat weise zu erhalten gewußt was

Joseph hinterlassen, er hat die wild-chaotische Schöpfung einer genialen Kraft gesichtet und geordnet, Fremdartiges beseitigt und weniger Wesentliches vernichtet von den großen Anstalten seines Oheims. Er hat die Preßfreiheit eingeschränkt, wodurch die Gefahren vermehrt (?), Angst und Verwirrung gesteigert (?) worden wären. Er hat ein andres politisches System gewählt, weil die Zeitumstände es erheischten*). Er hat die innere Politik wieder geordnet und in Kraft gesetzt, die Nationalitäten versöhnt, die Besteuerung nach andern (!) Grundsätzen geregelt, aber die wesentlichsten (?) Anstalten seines Vorgängers, Handel, Industrie, religiöse Duldsamkeit, Landwirthschaft und Oekonomie haben sich auf den vorhandenen Grundlagen entwickelt, die ganze Größe Oestreichs steht auf diesem Piedestal. Mächtig waltet der Geist Joseph's im ganzen Staate. Josephinische Bildung, Josephinische Grundsätze durchdringen das ganze Volk, und die größten Staatsmänner dieser Zeit (mit einigen Ausnahmen) haben die Erziehung des großen Jahrzehents genossen. Alles was Oestreich ist und noch werden kann, ist es durch Joseph geworden, wird es durch seinen unsterblichen Geist noch werden."

Um diesen letzten Satz noch mit besondern Gründen zu unterstützen, lassen wir Zahlen sprechen. Es giebt Leute, die sich ihre vorgefaßten Meinungen nicht anders als durch Zahlen rauben lassen.

Abgesehen von dem Zuwachs an Ländereien, wovon oben

*) Soll wohl heißen, weil er sich den gerechten Forderungen der Zeit zu widersetzen kein Bedenken trug. S. w. u.

Geist, gegen die Hunderttausende, welche auf allen Seiten den Waffen standen, gegen die Rachegeister, welche aus de allenthalben sich öffnenden Boden heraufstiegen, mit einem Wo ob wohl die östreichischen Staaten vom Jahre 1750 — 17(den erwähnten Revolutionszeitraum überlebt, die heutigen Z(ten in ihrer Integrität erreicht haben würden? Wenn nich welche ungeheure Nachwirkung waren also die unerhörten ga Europa in Staunen setzenden Kraftanstrengungen der östreich schen Monarchie unter Franz bis zum Jahre des Weltfriede 1813? Welche riesenhaften Grundlagen waren es, auf welch der Staat die Lasten dieser Unglückszeiten getragen, welcher w wie ein Fels im sturmbewegten Meere, an dem so manch Schifflein kühner Abenteurer scheitern mußte?

Aber nicht nur in der Kraft Oestreichs sondern auch seiner Wohlfahrt zeigte sich die mächtige Nachwirkung. Jed Schritt in Oestreich stößt auf Schöpfungen d(Humanität, die aus Joseph's Zeiten gebliebe sind und auch die künftige Nachwelt erreiche werden. Die Gesetzgebung, obgleich Leopold daran g meistert, obgleich Franz sie besser (?) ausgeführt, ist ga Josephinischen Geistes. Die Todesstrafe ward wied eingeführt, die schweren Strafen verändert und gemildert, ab der Geist der Gesetze ist geblieben wie er war. Der Ruhn das beste Gesetzbuch in Europa (?) zu besitzen, ward Oestrei durch Joseph theilhaftig. Die milde und musterhafte Justi welche noch heute dort in Kraft steht, die strenge Gesetzlichke ... r ganzen Staats- und Gerichtsverwaltung, alles dies ist J('s Werk. Franz II. hat weise zu erhalten gewußt wa

Joseph hinterlassen, er hat die wild-chaotische Schöpfung einer genialen Kraft gesichtet und geordnet, Fremdartiges beseitigt und weniger Wesentliches vernichtet von den großen Anstalten seines Oheims. Er hat die Preßfreiheit eingeschränkt, wodurch die Gefahren vermehrt (?), Angst und Verwirrung gesteigert (?) worden wären. Er hat ein andres politisches System gewählt, weil die Zeitumstände es erheischten*). Er hat die innere Politik wieder geordnet und in Kraft gesetzt, die Nationalitäten versöhnt, die Besteuerung nach andern (!) Grundsätzen geregelt, aber die wesentlichsten (?) Anstalten seines Vorgängers, Handel, Industrie, religiöse Duldsamkeit, Landwirthschaft und Oekonomie haben sich auf den vorhandenen Grundlagen entwickelt, die ganze Größe Oestreichs steht auf diesem Piedestal. Mächtig waltet der Geist Joseph's im ganzen Staate. Josephinische Bildung, Josephinische Grundsätze durchdringen das ganze Volk, und die größten Staatsmänner dieser Zeit (mit einigen Ausnahmen) haben die Erziehung des großen Jahrzehents genossen. Alles was Oestreich ist und noch werden kann, ist es durch Joseph geworden, wird es durch seinen unsterblichen Geist noch werden."

Um diesen letzten Satz noch mit besondern Gründen zu unterstützen, lassen wir Zahlen sprechen. Es giebt Leute, die sich ihre vorgefaßten Meinungen nicht anders als durch Zahlen rauben lassen.

Abgesehen von dem Zuwachs an Ländereien, wovon oben

*) Soll wohl heißen, weil er sich den gerechten Forderungen der Zeit zu widersetzen kein Bedenken trug. S. w. u.

weitläuftiger gesprochen wurde, handelt es sich hier zunächst vom Zuwachs der Bevölkerung im Innern der Monarchie, wie er sich unter Joseph und dessen Nachfolgern gestaltete.

Von der Bevölkerung der einzelnen Länder unter der Regierung Maria Theresia's hat man keine genauen Nachrichten, da einmal keine gehörige Zählung und keine zuverlässige Controle der Einkünfte stattfand und dann an Veröffentlichung der etwa doch ermittelten Verhältnisse gar nicht zu denken war. Wir können uns daher meistens nur an die Zählungen von 1780—1790 und den Zuwachs der Bevölkerung in diesem Zeitraume halten, um dann unsre Schlüsse in Bezug auf die nachfolgenden Regierungen anzuknüpfen.

Gleich von vorn herein ist es einzusehen, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft, das Erblühen der bürgerlichen Ordnung, die Beförderung des Wohlstandes durch Hebung des Handels, der Industrie und des Ackerbaues sowie die Begünstigung der Ehen den gewaltigsten Einfluß auf den Bevölkerungszustand haben mußten. Die unter und nach Joseph veröffentlichten Zahlen sind im wesentlichen folgende:

Zu Ende des Jahres 1780 zählte man ungefähr 20½ Mill. Einwohner und zu Anfange des Jahres 1786 über 25 Millionen. Binnen 5 Jahren war also die Bevölkerung um nicht weniger als ein Viertheil gewachsen. Vier Jahre später (1790) stieg die Seelenzahl auf 27 Millionen. In der Friedenszeit von 1818 an (und mit Abrechnung der Cholera-Periode) ist die Bevölkerung jährlich im Durchschnitt nicht mehr als um 172,000 gewachsen. Nach einer Wahrscheinlichkeitsrechnung mußte sich die Bevölkerung der östreichischen Mon-

archie unter Joseph's Regierung in 19 — 21 Jahren verdoppeln, jetzt würde dies erst in 51½ Jahren erfolgen.

In Galizien allein steigerte sich die Bevölkerung in den Jahren 1783 — 84 um 110,000 Seelen (einschließlich der 10,000 Colonisten, welche die Wohlthaten der Josephinischen Gesetze herbeigelockt hatten), während jetzt in diesem Lande 41 — 42 Jahre kaum hinreichen würden die Einwohnerzahl zu verdoppeln.

In Niederöstreich, Böhmen, Mähren und Schlesien verhielten sich die Todesfälle zu den Geburten i. J. 1787 wie 5 : 4, i. J. 1837 wie 19 : 18; in Ungarn, das für 30 Millionen Menschen Raum hat, zählte man (freilich noch höchst ungenau) 1782 nur etwas über 3 Mill. Seelen, 1785 aber (nach genauern Forschungen) 7½ Millionen. Daß die ungeheure Differenz zwischen den Zählungen von 1782 und 1785 nicht bloß oder vorzugsweise von Rechnungsfehlern herrührt, geht schon daraus hervor, daß bis 1784 bereits 40,000 Individuen in den verschiedenen ungarischen Ländern und 12,000 Familien nur im Temeswarer Banat eingewandert waren, ja i. J. 1789 zählte man im Banat allein gegen 12,000 Einwanderer aus dem türkischen Gebiet 2c.

Böhmen zählte i. J. 1787 bei 127½ Tausend Geburten und 81,000 Todesfällen 26½ Tausend Trauungen; Mähren bei 63½ Tausend Geburten und 40½ Tausend Todesfällen 12½ Tausend Trauungen: jetzt ist daselbst die durchschnittliche Zahl der Geburten 1/26 — 1/24, das Verhältniß der Todesfälle wie 31 : 1, das der Trauungen wie 122 — 120 : 1.

Da man aus der Josephinischen Zeit wohl die Findelhäu-

ser und Entbindungsanstalten rc. beibehalten, die Ehen aber bedeutend erschwert hat*), so sind zwar nicht die Kindermorde, aber doch die unehelichen Geburten gewaltig vermehrt worden. Im Durchschnitt kommt jetzt auf 10 — 11 Geburten 1 uneheliches. Nach den Provinzen und Städten kommt eine uneheliche Geburt in Venedig auf 32 — 33, in Dalmatien auf 28 — 29, in der Lombardei auf 26 — 27, in Tyrol auf 20—21, im Littoral auf 19 — 20, in Galizien auf 15, in Mähren und Schlesien auf 9, in Böhmen auf 7 — 8, in Kärnthen und Krain sowie in Oberöstreich auf 5 — 6, in Niederöstreich und Steiermark auf 4 — 5 eheliche Geburten; in den Städten Venedig, Mailand, Zara, Laibach, Inspruck, Triest, Linz, Prag, Lemberg, Brünn, Wien und Gräz gestaltet sich dieses Verhältniß wie 1 : 62, 28, 27, 23, 22, 19, 15, 14, 13, 12 und 6. Es wird niemand sein, der den Steiermärkern weniger Moralität zutraute als den Lombarden und Venetianern. Daher hat die Erscheinung offenbar ihren Grund in der größern Freiheit der Italiäner, die ihre Constitution von 1815 ebenso wenig aufzugeben gedenken als die Bewohner der Rheinprovinzen ihre Napoleonische Gesetzgebung. Wenn aber überhaupt in den genannten Städten die unehelichen Geburten durchschnittlich häufiger sind als selbst in London, Paris und Berlin, so muß man außer den oben angeführten Ursachen auch noch das gutmüthige vertrauliche Naturell des Oestreichers

*) Ein östreichischer Geistlicher darf niemanden trauen, der nicht ein Zeugniß über Sittlichkeit, erhaltenen Schulunterricht und hinlängliche ökonomische Mittel zur Ernährung der Familien beibringen kann.

in Anschlag bringen, welches den Mangel politischer Freiheit durch ein enges anschmiegendes Familienleben und allerhand alte Gebräuche (man denke nur an das Fensterlgehen) zu ersetzen sucht. Wie würde Oestreich auch in dieser Beziehung eine so ganz andre Physiognomie haben, wenn es Joseph dem II. vergönnt gewesen wäre noch zehn Jahre (bis 1800!) zu regieren! Man darf diesem Gedanken auch in Bezug auf die Größe und Bevölkerung der östreichischen Monarchie nicht nachhängen, ohne von einer großen Wehmuth ergriffen zu werden. Aber was würde Oestreich erst sein ohne den Vorgang dieses Kaisers!!

Sowie Joseph II. rücksichtlich der Bevölkerung einen Grund legte, worauf man nur fortbauen durfte um zu den erfreulichsten Resultaten zu gelangen, so that er es auch in Bezug auf Landescultur, Industrie, Handel und Schifffahrt. Wir lassen ebenfalls Zahlen sprechen, um ihnen den jetzigen Zustand dieser Verhältnisse anzuknüpfen.

Ausführlich genug ward schon berichtet was Joseph in den verschiedenen Provinzen für den Ackerbau that, ganz abgesehen von der Einführung des freien Besitzes, worauf am Ende doch das Meiste ankam. Weniger in's Einzelne konnten wir eingehen in Bezug auf die Hebung der Industrie und des Handels, daher hier noch nachträglich Folgendes:

Nach dem Verschwinden des Innungszwanges und der Zunftmonopole, nach der Freigebung des Handels an jedermann und der Einführung des damals sehr nöthigen Prohibitivsystems erhoben sich überall in der Monarchie Manufacturen und Fabriken. Früher ward aller Manchester, welcher unglaub-

lich häufig getragen wurde, aus England bezogen; jetzt ward er in Oestreich selbst bereitet und der Großhändler Klappenroth gründete zu Schönberg in Mähren unter mannigfachen Begünstigungen eine Manchesterfabrik, welche später den in Böhnen entstandenen zum Muster diente. Bald erhoben sich die großen Zuckerfabriken zu Königssaal in Böhmen und zu Klosterneuburg bei Wien, von denen die erste jährlich 10,000 Ctr. Zucker lieferte und die letztere Wien zum dritten Theile mit Zucker versorgen konnte. Es wurden Tuche bereitet, welche man den niederländischen an die Seite stellte; nur die Khevenhüller'sche Tuchfabrik bei Brünn erhielt i. J. 1784 Auftrag für 2 Millionen fl. Tuch nach Constantinopel zu liefern. Die böhmischen Leinwandmanufacturen beschäftigten über 300,000 Menschen. Es wurden jährlich für etwa 2 Mill. fl. Leinwand ausgeführt und zwar über Triest nach England, von wo sie dann weiter nach Italien, nach der pyrenäischen Halbinsel, nach Afrika und Ostindien spedirt ward.

Schon aus diesen Angaben geht klar hervor, daß Joseph bei seinen Bestrebungen das wohlverstandene physiokratische System vor Augen hatte; er betrachtete Ackerbau, Industrie und Handel als Zweige eines Baumes, deren Blüthe sich gegenseitig bedingt. Man muß es den Nachfolgern Joseph's lassen, daß sie diesen Grundsatz gleichfalls wenig aus dem Auge verloren haben, wenn sie ihm auch zum Theil — aus andern Ursachen anhangen mochten; denn in Bezug auf Baumwollenindustrie, Wollenfabrication und Tuchmacherei ist man sehr rüstig auf der gebrochenen Bahn fortgeschritten. Nur im Jahr *1837 wurden* 230,000 Centner rohe Baumwolle und für 5

Mill. fl. Baumwollengarn eingeführt; in Mähren leben 15 Städte fast ausschließlich von der Tuchfabrication; in Niederöstreich verfertigt man die feinsten Wollenwaaren und (besonders in Wien) die herrlichsten Shawls. Noch fortwährend eignet man sich die neuesten Entdeckungen der Engländer im Maschienenwesen an.

Durch das Verbot der ausländischen Waaren hatte nicht bloß die Industrie sondern auch der Landhandel beträchtlich gewonnen. Nur im Banat, welches durchschnittlich 350,000 Centner Wolle lieferte und dafür 3,750,000 fl. einnahm, stieg der Gewinn gleich im folgenden Jahre nach Einführung des Prohibitivsystems um 3 Mill. Gulden. Im Jahr 1786 wurden aus Ungarn für 17,600,000 fl. inländische Waaren ausgeführt und nur für 12,100,000 fl. eingeführt, so daß das Land 6½ Mill. fl. gewann; i. J. 1787 wurden für 17,800,000 fl. aus- und für 13,800,000 eingeführt, so daß die Einfuhr um 4 Mill. fl. übertroffen wurde*). Im Jahr 1842 wurden aus Ungarn für beinahe 47 Mill. fl. Waaren in östreichische Länder ein- und etwas über 43 Mill. von denselben dahin ausgeführt.

Uebergehen wir die bekannte Erweiterung des östreichischen Handels nach Frankreich, Italien, der Levante und unterstützen ir bloß die Vermehrung des Seehandels mit einigen unwiderglichen Zahlen. Nach Schweighofer's verbürgter Angabe fen i. J. 1772 im Hafen von Ostende nur 383, i. J. 1780

*) Hierbei außer Berechnung gelassen was Ungarn an rohen Pro-
n vertrieb und bezog.

schon 1560, im folgenden Jahre 2053 und wieder ein Jahr später 2636 Fahrzeuge ein, wogegen in demselben J. (1783) 2440 Schiffe ausliefen. In den Jahren 1783 — 84 passirten 30 östreichisch-niederländische Schiffe den Sund und documentirten dadurch die Stärke des Verkehrs mit dem Norden. Die Wallfischjagd, welche Wilh. Botz schon 1781 mit mehrern Schiffen begonnen hatte, vermehrte sich binnen drei Jahren sehr ansehnlich. Der Seehandel mit dem schwarzen Meere begann 1782 und versprach mehr als er unter den nachfolgenden Wirren mit der Türkei liefern konnte. Diese erste Fahrt nach Cherson und Constantinopel ist werth etwas weitläuftiger beschrieben zu werden. Das in Wien und Constantinopel etablirte Handelshaus Willeshofen ward vom Hof bedeutend unterstützt, der ihm aus seinen Fabriken für 25,000 fl. Waaren an Wollenzeug, Porcellan und Spiegeln verabfolgen ließ, und sandte nun (am 11. Juli 1782) ein Schiff mit 1000 Centner Last nach dem schwarzen Meere ab. Zu diesem stieß in Ungarn noch ein mit Ungarwein und andern Landesproducten beladenes Schiff. Am 7. August trafen beide Schiffe wohlbehalten an der Donaumündung ein. Die Waaren wurden hier auf ein russisches Schiff (die heilige Katharina) umgeladen und kamen unter Capitän Noel Masse am 18. August glücklich nach Cherson. Dieser erste Versuch schlug äußerst günstig aus. Auch im folgenden Jahre wurden ähnliche Unternehmungen gemacht. Taufferer rüstete ein treffliches Schiff aus (die wahre Eintracht), welches zugleich das erste war, das unter k. k. Flagge im schwarzen Meere erschien. Seit der Zeit hätte man hier jedenfalls mehr thun können. Noch seit 1830, wo die Dampf-

schifffahrt auf der Donau begann, hat man nicht einmal die Stromschnellen bei Orsowa beseitigt oder durch einen Canal umgangen! Man braucht bis auf den heutigen Tag noch 14 Tage von Wien bis Constantinopel, weil die Waaren zweimal umgeladen werden müssen. Wenn Joseph in unsern Zeiten lebte, würde es auf der Donau hinab jetzt noch ganz anders aussehen! — Von Triest und Livorno aus segelten Schiffe in die entferntesten Gegenden und mit Erstaunen sahen die bisher gleichsam privilegirten Seefahrer an den Küsten von Malabar und Coromandel eine ganz neue Flagge wehen. Vier Schiffe (Joseph, Maria Theresia, Kaunitz und Collowrat) waren schnell ausgerüstet worden, und bevor jemand recht wußte, wohin sie bestimmt sein möchten, kamen sie insgesammt glücklich aus dem Orient zurück und brachten die reichsten Schätze Ostindiens mit. Im folgenden Jahre gab es schon 12 Ostindienfahrer, von denen zwar drei verunglückten, aber bald reichlich ersetzt waren. Jetzt beträgt der Seehandel Oestreichs in den adriatischen Freihäfen (Triest, Venedig und Fiume) an Einfuhr über 50 und an Ausfuhr über 25 Millionen Gulden, während sich im Jahr 1785 die Ausfuhr sämmtlicher östreichischen Schiffe auf 31½ und die Einfuhr auf 27½ Mill. fl. belief. — Nach Amerika sind die Josephinischen Handelsversuche nur unzureichend fortgesetzt worden, wofür Oestreich aber in dem Handel zwischen Triest und Aegypten 11—12 Mill. umsetzt.

Obwohl man der östreichischen Regierung nachzurühmen pflegt, daß sie vorzugsweise die materiellen Interessen begünstige, so würde es doch schwer sein zu bestimmen, ob sie bei den durch Joseph gegebene Grundlagen, wofern nicht mehr als 20

Jahre hindurch ein pures Legitimitätsinteresse verfochten worden wäre, nicht auf eine doppelte und dreifache Höhe hätten erhoben werden können.

Fragt es sich schon rücksichtlich der materiellen Interessen stark, ob man später den segensreichen Fußstapfen des großen Kaisers in erwünschter Weise gefolgt sei, so hat man in Bezug auf die geistige Hebung des Volks — trotz allen rückgängigen Bewegungen — nicht alles wieder verderben können. Wir haben früher versucht diesen Satz aus der Geschichte in einer besondern Schrift nachzuweisen; allein — sie erhielt nicht das Imprimatur. Wir verzichten um so lieber darauf, in diesem Werke weiter davon zu sprechen, theils um es nicht auch zu gefährden, theils weil wir der Ansicht sind, daß in kurzer Zeit, wenn sich zum Schaden des europäischen Friedens im Westen ein Paar Augen schließen, dies und Aehnliches von allen Seiten ungehindert an's Licht treten wird.

Wir erlauben uns daher nur noch zum Beschluß dieser Biographie einige Urtheile über den großen Kaiser mitzutheilen, wie sie theils von seinen zum Theil sehr kurzsichtigen Zeitgenossen theils von der besser unterrichteten Nachwelt gefällt worden sind.

Als Kaiser Joseph noch in Fülle der Gesundheit und mitten unter seinen volksbeglückenden Reformen lebte, gab es Leute, welche seinen Bestrebungen volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, solche die dabei verloren und daher alles tadelten, und solche die zwar das Gute anerkannten was er that, aber doch daneben auf das Bessere hinschielten. Die erstern beiden Klassen von Leuten können wir hier ganz übergehen, weil die

Josephinischen Bestrebungen von niemandem mehr verkannt werden und weil deren Verkenner sich schon längst durch ihren Egoismus für alle Zeiten gebrandmarkt haben. Mit der letztern Klasse, mit den Optimisten haben wir es hier zunächst zu thun, indem diesen auch in unsern Tagen noch sonst sehr gebildete Männer nachbeten.

Im Jahr 1787 erschien eine (bereits früher erwähnte) Flugschrift in Wien unter dem Titel: „Warum wird Kaiser Joseph von seinem Volke nicht geliebt?“ In diesem sind die Ansichten der Optimisten niederlegt. Daß es der Kaiser, welcher selbst Schmähschriften auf seine Person duldete, nicht unterdrückte, versteht sich von selbst.

Unter „Volk“ versteht der Vf. den größern Theil der Nation. Daß aber dieser den Kaiser nicht liebe, folgert er daraus, weil eben dieser größere Theil der Nation seine meisten Verordnungen geringschätze, bei seinen gefahrvollen Reisen gleichgültig und bei seiner glücklichen Heimkehr kalt bleibe, weil er ferner Schmähschriften auf ihn gern lese und geflissentlich verbreite (wie z. B. die Berliner Briefe und den Schlendrian). Zuerst giebt der Vf. an, was Joseph alles gethan hat, ohne sich die Liebe des Volks erwerben zu können, und dann spricht er sich darüber aus, was der Kaiser hätte thun sollen, um allgemein (ein Reformator und allgemein!) geliebt zu werden. Jede Periode der ersten Abtheilung schließt er mit den Worten „und doch liebt ihn sein Volk nicht,“ und jede Periode der zweiten Abtheilung beginnt er mit der Phrase „die Edeln (!) im Volke wünschen.“

„*Schon vor Theresiens Tode*,“ sagt der Vf., „durch-

reis'te Joseph seine Staaten, um einst als Alleinherrscher nicht mit fremden Augen zu sehen, nicht mit fremden Ohren zu hören, um Vater seines Volkes zu werden, und doch liebt ihn sein Volk nicht. — Unter tausend Gefahren eilte er in die entferntesten Länder (nach Frankreich, Rußland rc.), stiftete mit deren Beherrschern dauerhafte Bande des Friedens, kehrte mit tausend neuen Kenntnissen bereichert in seine Staaten zurück, und doch rc. — Hatte Getreidewucher oder listiger Aufkauf des Nachbars oder schlechte Polizei-Anstalt in irgend einen seinen Provinzen Theurung und Hunger herbeigeführt (wie in Böhmen), so war Joseph der Schutzgott, der dem Uebel Einhalt that, den Wuchrer bestrafte und den Mangel in Ueberfluß verwandelte; Tausende, die ein Opfer des wüthenden Hungers geworden wären, leben durch ihn, und doch rc. — Denk- und Schreibfreiheit sind nicht Begnadigungen des Fürsten, sind Vorrechte der Natur; lange wurden sie durch übelverstandene Staatsmaximen seinen Unterthanen vorenthalten*); Joseph gab sie, kaum war das Regierungsruder in seinen Händen, seinem Volk zurück, und doch rc. — Ein großer Theil seiner Provinzen lag in den schändlichen Ketten der Leibeigenschaft; Joseph zertrümmerte sie, setzte die unterdrückte Menschheit in ihre Recht ein, stellte das wahre Verhältniß zwischen Fürst und Unterthan her, und doch rc. — Wer sich nicht zur herrschenden Religion bekannte, war von den meisten Vorrechten des Bürger

*) Selbst dann noch, als Van Swieten bei Maria Theresia mit allen Gründen der Vernunft dafür gestritten hatte.

ausgeschlossen (auch in den Ländern wo es gesetzlich nicht sein durfte, weil es gegen die vielfachen Kränkungen der Geistlichkeit keinen Schutz gab), durfte auf eignen Namen kein Gut, kein Haus, kein Grundstück besitzen, durfte nicht einmal öffentlich seinen Gott anbeten; durch Joseph wurden sie in alle Rechte des Bürgers eingesetzt, und doch rc. — Schmeichler und kleine Despoten hatten früher den Weg zum Throne versperrt, und wer diese nicht gewann, konnte nie seine Klage ungeschminkt vor das Ohr der Fürstin bringen; Joseph duldet keine Schmeichler, keine despotischen Diener um sich, der Zutritt zu ihm steht jedem ohne Unterschied täglich und fast stündlich offen, und doch rc. — Die Gesetze waren dunkel, die Gerechtigkeitspflege langsam, die Richter spielten mit den Gesetzen und die Rechtskundigen mästeten sich vom Vermögen ihrer betrogenen Parteien; Joseph verbesserte die Gesetze, gab der Rechtspflege einen raschern Gang, beschränkte die Habsucht der Advocaten, stellte unbestechliche Männer zu Richtern auf, und doch rc. — Millionen strömten für Bedürfnisse des Lebens und des Luxus fremden Staaten zu, der Geist der Nation lag in Trägheit, wir waren der Spott des Auslandes das sich mit unserm Geld bereicherte, trotz Theresiens Bemühungen ließen unerfahrne Räthe und unsre Kaufleute, die fast alle gedungene Factore der Ausländer waren, keine heilsame Anstalt emporkeimen; Joseph griff das Uebel bei der Wurzel an, indem er die Einfuhr fremder Waaren verbot; nun lebt die ganze Nation auf, tausend neue Nahrungswege sind eröffnet, das Fabrikwesen blüht, fremde Künstler und Manufacturisten treten mit ihren Kennt-

nissen zu uns herüber, selbst unsre Kaufleute werden zu denkern, Selbsterfindern und Emporbringern des inlän Handels, statt unser zu spotten sieht nun der Auslän einem Blicke des Neides auf unser Emporsteigen; die bewirkte Joseph, und doch ꝛc. — Unzählige Ge waren entweder ganz ohne Seelsorger oder mußten Un und geistlichen Trost stundenweit holen; Joseph ga ihren geistlichen Hirten, der ihr Lehrer, Freund und sein soll, und doch ꝛc. — Der größte Theil der Geis hing am Aberglauben, wußte nicht was Christi Lehr will, war gar nicht oder doch schlecht unterrichtet und a fähig Andre zu unterrichten; Joseph gründete fast Provinz eine Pflanzschule für Seelsorger und Volk wählte würdige helldenkende Männer zu Vorstehern, die dieser Pflanzschulen entsprechen bereits den Erwartunge doch ꝛc. — Die Erhebung der Abgaben war nicht verh mäßig, war lästig und drückend, der Dürftige bezahlt viel, der Wohlhabende zu wenig; Joseph stellte an ein weises Ebenmaß her, indem er die Abgaben nach sitzungen, nach dem Einkommen bestimmte, und doch Die Anzahl der Mönche war so übermäßig angewachse man sie mit den Hummeln vergleichen konnte, welche beitsamen Bienen den besten Honig wegstehlen; sie aß Bauer sein Brod, tranken dem dürftigen Winzer seine weg; als ein weiser Bienenvater befreite Joseph seine samen Bürger von diesen schädlichen Hummeln, und doc Rom hatte den deutschen Fürsten ein entehrendes Joch legt, die Bischöfe waren nicht mehr Unterthanen ihrer

sondern des Papstes, Millionen strömten auf verschiedenen Wegen dem Kirchenstaate zu; Joseph zertrümmerte diese Sklavenketten und rettete die Ehre der deutschen Nation, fast alle Canäle, durch die Geld nach Rom floß, sind verstopft, und doch rc. — Das gemeine Volk hatte lange keine öffentlichen schattenreichen und gesunden Spaziergänge; Joseph eröffnete ihm den herrlichen Prater, den geschmackvollen Augarten, hier mischt er sich selbst ohne Wache, ohne Begleiter in das Gewimmel seiner Bürger, zeigt ihnen daß er keine andre Wache verlange als ihre Liebe, und doch rc. — Die Unwissenheit der Dorfbader war schrecklich und ihre Heilmethode raffte mehr Menschen weg als die Krankheiten selbst; Joseph entfernte was nur immer Quacksalber war und stellte allenthalben geprüfte Wundärzte an, und doch rc. — Während seine Unterthanen sorglos der Ruhe pflegen, hat sich Joseph bereits den Armen des Schlafs entrissen; oft findet ihn die aufgehende Sonne schon am Schreibpulte, wo er heilsame Entwürfe macht, Plane prüft, Klagen untersucht, Recht spricht, Gefahren abwendet, kurz, Joseph wacht indem die halbe Nation schläft, und doch rc. — Joseph könnte, wie es so viele Fürsten thaten und noch thun, der Wollust opfern, die Einkünfte des Staates mit Maitressen versplittern, Steuern ausschreiben um einen Kuppler zu belohnen, eine neue Sängerin zu bezahlen, ein neues Opernhaus zu bauen; wie ganz anders denkt Joseph! Er verehrt das schöne Geschlecht, ohne sein Sklav zu sein, seine Tafel ist kaum die eines Privatmannes, die Einkünfte des Staats sind ihm heilig wie dem ehrlichen Manne anvertraute Gelder, *sein* Vergnügen kostet dem Staate

nichts, und doch ꝛc. — Brechen Feuersbrünste aus oder tret Flüsse aus ihren Ufern oder trifft sonst ein Unheil seine Bü ger, so eilt Joseph als Retter herbei, hilft wo zu helfen i und wo keine Hülfe möglich ist, da tröstet und beschenkt, en schädigt und unterstützt er die Leidenden, kurz überall erfül Joseph die Pflichten eines weisen, guten und würdigen R genten, und doch liebt ihn sein Volk nicht.''

Dies alles, (abgesehen von dem wenigstens noch problem tischen Refrain) wäre für jeden Regenten eine herrliche Lo rede, aber für einen Beherrscher der östreichischen Monarch und zwar der von 1780 — 1790 eine doppelte und dreifac Lobrede. Auch ist der Vf. jener Flugschrift ehrlich genug d Ursachen der Unbeliebtheit Joseph's in folgenden Umständ zu suchen:

,,Kaiser Joseph ist Reformator, ist es sogar im Rel gionswesen. Er hat Mönchs- und Nonnenklöster aufgehobe die übermäßigen Einkünfte der Priester geschmälert, die müßi Geistlichkeit zum Studiren, zur Thätigkeit, zum praktisch Christenthum angehalten. Dadurch sind die meisten Priest seine Feinde geworden und mit ihnen sein Volk (!), das a den Herzen der Priester denkt, aus dem Munde der Priest spricht. — Kaiser Joseph hat die Macht des Adels beschränk und dem Verdienst gegeben was sonst ein Vorrec hoher Geburt war. Dadurch ist ein großer Theil d Adels, der außer seinen Ahnen keine Verdienste hat, Joseph' *Feind geworden* und mit ihm der ganze Nachtrab von Geheim *schreibern*, Kammerdienern, Verwaltern, Inspectoren un *Schreibern*, die oft mehr als der Adel selbst die Unterthan

quälten und tyranisirten und nun nicht mehr tyranisiren dürfen. — Kaiser Joseph hat seine Beamten, die bei großem Gehalte sehr wenig arbeiteten, zu ihrer Pflicht angehalten. Dadurch sind alle Beamten, die gern hohen Gehalt beziehen ohne viel dafür zu thun, seine Feinde geworden und mit ihnen der ganze Anhang von Gemahlinnen, Tanten, Gesellschafterinnen, Lakaien und Kammermädchen, die nun alle über den Kaiser Joseph schreien, weil sie den Herrn Gemahl oder den Herrn Vetter oder den gnädigen Herrn über ihn jammern hören. — Ein großer Theil der Handelsleute lebte vom Schleichhandel. Das Verbot fremder Waaren versperrte ihnen also den vorzüglichsten Nahrnngsweg und heißt sie nun auf erlaubte Mittel sinnen. Dadurch sind die meisten (!!) Kaufleute Joseph's Feinde geworden und mit ihnen abermals der ganze Anhang von Buchhaltern, Handlungsdienern, Anverwandten und Tischfreunden. — Die Fabrikanten hätten zwar Ursache Joseph's Regierung zu segnen; allein er ertheilt keine ausschließenden Freiheiten mehr und dadurch sind viele Fabrikanten, die nur allein glänzen, allein gewinnen und keinen Größern oder Gleichgroßen neben sich dulden wollen, seine Feinde geworden. — Kaiser Joseph gab der Gerechtigkeit einen raschern Gang, verbesserte die Gesetze und beschnitt die Sporteln der Richter, und mehr bedurfte es nicht, um sich die meisten (!) Advocaten, Richter und alle die zu Feinden zu machen, welche das Recht nach ihrem Vortheile zu drehen wußten. — Kurz Kaiser Joseph hat darum so viele Feinde, weil er Reformator ist und weil selbst ein Engel vom Himmel, wenn er

als Reformator zu uns Menschen herabstiege, Feinde in Meng
haben würde."

Nach diesem meist gegründeten Vorworte beginnt der V
der Flugschrift die Wünsche der Edeln im Volke auszusprechen
durch deren Erfüllung Kaiser Joseph „der Abgott seine
Volkes" werden würde. Der Merkwürdigkeit wegen führe
wir sie ebenfalls im Auszuge an.

Zunächst wünschen nach des Verf. Ansicht die Edeln in
Volke, daß Kaiser Joseph am Normale in Bezug auf di
Pensionen und Besoldungen eine weise Abänderung treffe, da
nämlich nicht gerade zehn Jahre zur Pensionirung erforderlich
sein möchten. Ließe sich aber nicht dasselbe gegen eine fünfjäh
rige Dienstzeit einwenden? — Dann soll der Kaiser seine Mi
nister und Räthe mehr als Freunde denn als Diener behandeln
weil Liebe eher zum Zweck führe als Strenge. Und dies ver
langte man bei dem so schwer weichenden Schlendrian der alten
Staatsdiener? — Man erkennt das Segensreiche der allgemei
nen Krankenhäuser, Militärhospitäler, Geburts- und Findel
häuser dankbar an, wünscht aber daneben die alten Stiftungen
beibehalten. Ohne die dann fehlenden Fonds anzuzeigen! —
Civilstellen sollen nicht an ausgediente Militärs vergeben wer
den. Aber der Fonds zu den Pensionen? — Die Söhne de
Beamten und Bürger in den Hauptstädten sollen ihre Militär
freiheit wieder erlangen. Auf wessen Kosten? — Selbstmörder
sollen nicht mehr auf dem Schindanger begraben werden. Rich
tig! — Die unglücklichen Missethäter sollen nicht gleich den
Boshaften nach dem kalten Buchstaben des Gesetzes behandel

werden. Auch bei großen (d. h. vornehmen) Verbrechern soll auf Stand und Geburt Rücksicht genommen werden. Wo bleibt dann die Gleichheit vor dem Gesetze? — Die Todten sollen nicht mehr in Säcken eingenäht und durcheinander in eine Kalkgrube geworfen werden. War ja ohnehin bald sehr modificirt. — Bei Pensionirung der Wittwen soll hauptsächlich auf die Zahl ihrer Kinder Rücksicht genommen werden. Was verlangt man alles! — Ferner solche Beamten, welche Familien haben, sollen nie mit Cassation bestraft werden. Ohne Rücksicht darauf, ob man Besserung von ihnen erwarten kann? — Der Kaiser soll nicht von allem Guten die Frucht gleich sehen wollen, weil das zu Uebereilungen führe.

Das ist die Geschichte vom verkannten Genie! — Kaiser Joseph soll Denunciationen nicht allzu bereitwillig anhören. Ja und nein, es fragt sich um was es sich handelt; wenn nun um die Untergrabung eines mühsam errichteten Gebäudes zu hindern, das zum Heil von Millionen dienen soll? — Kaiser Joseph soll sich auch die nicht unterzeichneten Bittschriften vortragen lassen. Lieber gar! Anonyme Denunciationen! — Der Kaiser soll die Schriftsteller nicht darben lassen. Vorzüglich nicht die Pasquillanten! — Der Schluß des ganzen Büchleins ist folgender: „Dies sind ungefähr die Wünsche der Edlen im Volke. Gott gebe, daß Kaiser Joseph sie erfülle — oder einstweilen wenigstens lese." Wie ganz anders lauteten die Urtheile der Einsichtsvollen und Uneigennützigen!

Der wackre Sonnenfels, dessen wir bereits früher gedachten, rühmt zunächst die reinen Absichten des Kaisers, die nur ein Core bestreiten konnte weil er bei Beurtheilung der

östreichischen Zustände die englische Gesetzgebung und Verwaltung vor Augen hatte, und fährt dann so fort: „Er (Joseph) hat der Feder und Presse die Freiheit gegeben, ohne auf die kleinsinnige Besorglichkeit zu hören, daß man sie gegen ihn selbst mißbrauchen möge. Das Gute thun und sich tadeln lassen, das ist die rechte Tugend großer Regenten. Was hat auch ein bürgerliebender Fürst von dieser Freiheit zu fürchten? . . . Nur diejenigen, denen daran lag die Fackel der Vernunft zu entfernen, wodurch die Schlupfhöhlen ihrer Unwissenheit und Trugkünste erhellt werden konnten; nur die, welche das ihnen übertragene Ansehen zur Durchsetzung ihrer Nebenansichten, zur Erhebung ihrer Verwandten oder andrer um ihre Gunst buhlenden Geschöpfe mißbrauchen wollten; nur die, denen es wichtig war, daß die Klagen der Zurückgesetzten und Unterdrückten über Willkühr und Eigenmacht nicht durch die ihnen gezogenen Schranken erschallen konnten — nur diese waren durch die zärtliche Besorgniß gütiger Regenten für Religion und gute Sitten, Zucht und Ordnung beängstigt worden, nur diese hatten unter dem Vorwande einer sorgfältigern Ueberwachung die Wege zur Aufklärung vertreten, die Hand des freimüthigen Schriftstellers gefesselt und die Denkfreiheit unterjocht. Joseph hat dieses Joch gebrochen; er räumte seinem freien Volk das freie Recht der Vorstellung ein, ermächtigte euch, ihr Schriftsteller, das Treiben untergeordneter Despoten in's rechte Licht zu setzen und über das gemeinschaftliche Wohl der Staatsbürger zu wachen, laut eure Stimme gegen Vorurtheile und Mißbräuche zu erheben, die öffentliche Verwaltung vor Irrthümern zu warnen und sie an

begangene Fehler zu erinnern, an eurem Pulte der Rathgeber eures Fürsten oder wohl auch der Heiland eurer Mitbürger und des Staates zu werden . . . — Den Bischöfen wurde die volle Thätigkeit ihrer Würde wiedergegeben und Rom fügte sich . . . Er befreite die Gewissen vom Zwange, worunter sie durch die Gesetze gehalten wurden, die vielleicht wohlmeinende Frömmigkeit eingegeben hatte, die aber in der Handhabung hart und ohne Zweifel der liebevollen Religion selbst widerstrebend waren, der sie zur Schutzwehr dienen sollten. Er richtete über unsre Handlungen und nicht über unsre Meinungen . . . Er war überzeugt, daß man ein guter Bürger sein könne, auch wenn man in Glaubenssätzen anderen Sinnes ist als die Kirchenversammlung zu Trient, daß diejenigen getreue Unterthanen sein müßten, welche durch das Band gemeinschaftlicher Rechte und Vortheile unter einander verknüpft wären... Den Worten Freidenkerei, Unglauben und Ketzerei ist ihre willkührliche Bedeutung benommen worden; man darf jetzt einen Unterschied zwischen der Minerva und der Eule zu ihren Füßen machen . . . — Von dem Zeitpunkte an, wo einer unterdrückten Menschenclasse die ihr gebührenden bürgerlichen Rechte zuerkannt wurden, verschwand der Name der Knechtschaft; alle Unterthanen Joseph's waren Bürger. Wenn der Despotismus ein Greuel ist, so muß der Despotismus, welchen Bürger über ihre Mitbürger ausüben, als der unerträglichste Greuel betrachtet werden. Und dies war die Leibeigenschaft, dieser Schandfleck der Verfassung worin sie geduldet wird, die Schande der sich so nennenden Rechtswissenschaft welche den Menschen zur Sache herabklügelte, die Schande der Vernunft

welche zur Vertheidigung ihrer Rechtmäßigkeit Scheingründe ersann . . . Während Akademien Preise aussetzten für den ausführbarsten Vorschlag zur Abstellung dieser Schande, that Joseph durch ein Wort was die Akademien nicht lös'ten . . ." Nun verliert sich Sonnenfels in Vergleichungen mit andern Regenten, die unsre Leser ohne Zweifel bereits gemacht haben.

Hormayr, der aus wenig ehrenvollen Gründen so geneigt war die Josephinische Zeit auf Kosten einer spätern Regierung herabzusetzen, kann nicht umhin Folgendes zu sagen: „Binnen kurzer zehn Jahr vermochte wohl noch kein Fürst so viel zu thun als Joseph. Noch wird sein Name fast mit größerer Innigkeit als der seiner unsterblichen Mutter ausgesprochen; viele Inschriften an Häusern des Wehrstandes und der Wohlthätigkeit verkündigen seinen Namen; der Platz, welcher denselben trägt, wird jedesmal freudig genannt, und mit williger Ehrfurcht blickt der Wiener täglich auf das Erzbild, das die Rechte noch immer waltend und segnend ausstreckt über die geliebte Stadt..." Nun rügt Hormayr Joseph's vermeintliche Schwächen und malt die Folgen dieser angeblichen Fehler mit ziemlich schwarzen Farben; dennoch ruft er dann wieder aus: „Als bei St. Stephan die große Glocke erscholl, ging ein Eisesschauder durch alle Gemüther; aller Verblendung und aller Leidenschaften Obsieger, der Tod, trat in seiner vollen Versöhnersallmacht auf; niemand dachte mehr seiner einzelnen Klagen, niemand der allgemeinen Gefahr. Joseph's bis zu seinem letzten Athemzuge unermüdbare Thätigkeit, sein dem letzten Musketier vorleuchtendes Beispiel in den Pestsümpfen *Semlins*, seine großartigen Anstalten für Erziehung und

Bildung, für die Wohlthätigkeit und für den Kriegerstand, seine Liebe für die Jugend und zum lange vergessenen Volk, seine Schönheit und sein edler Stolz: das schwebte auf allen Zungen, und die ihm am meisten entgegenarbeitet und alles aufgeboten hatten, die Zurücknahme seiner wichtigsten Reformen, das Gedächtniß ihrer Unausführbarkeit und Ungesetzlichkeit (!) nicht etwa erst durch seine Nachfolger sondern noch von seinen eignen bleichen Lippen zu erhalten, vergossen wider Willen heiße Thränen ob solcher Hoheit tiefem Fall . . . Und man hatte von ihm keine Klage vernommen über die unaufhörlichen Streiche eines feindseligen Geschicks, sondern nur altrömische Selbstverleugnung und echt christliche Ergebung gesehen! . . . Theresia und Joseph blieben des Oestreichers heilige Sterne, theure Idole und Ideale der Kraft und der Milde, der Liebe und der Gerechtigkeit."

Weit mehr Gewicht natürlich, als was die parteiischen Geschichtsschreiber Coxe und Hormayr anführen, hat das Urtheil des gänzlich unabhängigen nur nach Wahrheit forschenden Pölitz, welcher u. a. sagt: „Joseph II. war ein Zögling seines Zeitalters, welcher dessen veränderten Geist sehr wohl begriff. Während andre Fürsten hinter dem Geist ihrer Zeit zurückblieben, hatte Joseph den Fehler demselben zu weit vorauszueilen, besonders in einer Monarchie, deren einzelne Theile noch so wenig unter sich verbunden waren und wo die Geistlichkeit ein so bedeutendes Gewicht behauptete*). Doch

*) Eben die innigere Verbindung der einzelnen Theile der Monarchie und die Beschränkung der Priesterherrschaft thaten dringend noth und

war Joseph mehr deutscher Fürst als Friedrich, der zu sehr an französischen Mustern hing ... Er hielt sich nur für den ersten Beamten des Staats, war rastlos thätig und besaß vielseitige, wenn gleich nicht gründliche und zusammenhängende Kenntnisse, weil seine frühere Erziehung, geleitet von dem ungarischen Fürsten Bathyani, zu sehr auf Gedächtnißwerk beschränkt und nicht zweckmäßig geordnet war'' 2c.

Nicht minder beherzigenswerth ist was Schneller sagt: „Joseph II. sollte als Beherrscher des östreichischen Staatenbundes von den Einheimischen mit besondrer Kraft gewürdigt werden, da die Ausländer Gründe genug haben ihn in falschem Lichte zu zeigen. Die Preußen sehen in ihm einen furchtbaren Zurückforderer Schlesiens. Die Franzosen glaubten durch seine Schwester den Gang ihrer Staatskunst gehemmt. Die Deutschen erinnern sich an den Fürstenbund. Die Batavier vergessen niemals den Scheldestreit. Die Engländer verzeihen ihm nicht die Zurücksetzung und die Waarenverbote ... Joseph's II. Wirksamkeit ist unvergänglich in ewige Zeiten. Sein Gesetz der Kirchenduldung besteht und die Gleichheit vor den Staatsgesetzen hat begonnen, alles Uebrige wird folgen. Was in den nächsten Jahrzehnten Oestreich in Stärke und Weisheit leistete, ruht auf den Grundlagen, welche er legte. Die kommenden Menschenalter müssen seine Entwürfe und Grundsätze wieder auffassen und endlich durchführen, damit der östreichische Staat seine volle Entwickelung der Volkskraft offenbare... Er starb,

---

mußten von dem Manne, welcher den veränderten Geist der Zeit begriff, *nach Kräften* erstrebt werden.

verkannt von seinen seiner unwerthen Völkern, sagt der ausländische Remer; er war ein Jahrhundert zu früh geboren für seine Unterthanen, sagt der einheimische Jellenz."

Schließen wir diese Betrachtung und das ganze Werk über Joseph's Leben und Wirken mit den Worten des trefflichen Rotteck: „Angefeuert durch Friedrich's und Katharina's Thatenglanz, betrat auch Kaiser Joseph II. den Weg des Ruhmes, minder groß zwar als Beide, aber edler. Seine Regierung macht Epoche in der Geschichte Oestreichs, ist höchst wichtig für Deutschland und Europa und eins der merkwürdigsten Zeichen der neuern Zeit. — Maria Theresia, durch Geist und Kraft einer Stelle der berühmtesten Herrscherinnen werth, an Privattugenden aber als einziges Muster hervorglänzend, hatte den unter Karl's VI. schläfriger Verwaltung tief herabgekommenen östreichischen Staat durch weise Reformen vielfach gestärkt und erhoben. Die Beschränktheit ihrer Minister und Beamten, mehr noch die Arglist der Privilegirten, vor allen der Geistlichkeit, welchen die fromme Monarchin geneigtes Gehör lieh, setzten jedoch ihrem Wirken eine engere Grenze und gaben sie selbst, befangen in mancherlei angeerbtem Vorurtheil und durch Herzensgüte, vielfacher Täuschung preis; sie war daher nicht geeignet zu tiefgehender, durchgreifender Umgestaltung. Ihr Erstgeborner, Joseph, nächst Kaiser Maximilian II. der edelste der östreichischen Prinzen, nicht nur lebenskräftig, ruhmbegierig und talentvoll, sondern auch zugewendet den Interessen der Menschheit und den Ideen einer vorangeschrittenen Zeit, nahm ihr Wort auf und setzte es fort, in höherem Styl und mit

männlicher Entschlossenheit. Allerdings that er es auch mit Uebertreibung und in seinem Feuereifer nicht nur der physischen sondern selbst der rechtlichen Hindernisse zu wenig achtend. Doch nicht von daher kam die Fehlschlagung seiner schönen Entwürfe. Aber er griff die Vorurtheile der Menge, noch mehr, er griff das Interesse der privilegirten Stände an, und er wurde verkannt und unterdrückt durch die Leidenschaft und Macht dieser furchtbaren Gegner alles Guten. Vergebens ruft man uns heute unablässig in's Ohr, Revolutionen, d. h. Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes durch den Volkswillen bewirkt, seien heillos, dagegen Reformen, durch die legitime Autorität der Herrscher bewirkt, ehrwürdig und heilbringend. Auch der legitimste Herrscher, sobald er reformiren d. h. den ungerechten Besitzstand nach Grundsätzen des ewigen Rechts und der Humanität verbessern will, wird gehaßt und geächtet. Nichts soll heilig sein als der Privilegirten historisches Recht."

Anhang.

In vorstehender Lebensbeschreibung Joseph's II. ist vorzugsweise darauf hingewiesen worden, was sich von seinen ebenso zahlreichen als wohlthätigen Reformen im Kaiserstaate bis auf unsre Tage erhalten hat. Man wird mit einer Art von angenehmer Ueberraschung bemerkt haben, daß noch immer an verschiedenen Orten im Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung sein aufgeklärter Geist, sein menschenfreundliches Herz wie die leuchtende und wärmende Sonne durch düstres Gewölk hervorschaue; mit Ueberraschung, sagen wir, denn wer die Zeit von 1790 — 1848 auch nur oberflächlich betrachtet hat, wird dem Urtheile Beifall geben, daß die östreichische Regierung stets und unter allen Verhältnissen ihre ganze Macht aufgeboten hat die vollkommenste Gegenfüßlerin der Josephinischen Ideen zu sein.

Es würde hier zu weit führen und ohnehin ziemlich unfruchtbar sein den ebenso weit verzweigten als verwickelten Ursachen nachzuspüren, welche es den nachjosephinischen Staats-

männern unmöglich machten ein großes Dasein aus ihrer kleinlichen Geschichte ganz wegzuwischen; fruchtbringender gagegen, für das Heil des Volks und des Thrones vielleicht segensreicher dürfte es sein auf die einst lustig grünenden oder doch blüthenverheißenden Stellen hinzudeuten, die jetzt verödet oder mit Dornen bewachsen sind, weil man das Licht abdämmte oder ein scheues und harthufiges Roß darüber hinjagte, dessen Reiter mit ihm ein Herz und eine Seele war.

Dem Volke wird eine solche Hindeutung frommen, weil es an verlorene Güter erinnert wird, die es bei seiner allein übrig gebliebenen Beschäftigung, dem Broderwerb, sehr leicht zu vergessen Gefahr läuft. Dem Throne, weil er bei einer eindringlichen Erinnerung an das Volksbewußtsein und bei seiner Ahnung des Volkswillens sowie der Volkskraft nicht mehr im Ernst als politische Weisheit festzuhalten versucht sein kann, was so offenbar und so ganz unausbleiblich dem drohenden Communismus in die Hände arbeitet.

Joseph II. hat durch sein ganzes Leben und Wirken bewiesen, daß ihm nichts mehr am Herzen lag als seine Unterthanen glücklich zu machen, d. h. ihnen äußeres Wohlsein und Geistesbildung angedeihen zu lassen, zwei Dinge, die übrigens nicht zu trennen sind, wenn man das menschliche Wohlsein nicht zur befriedigten Bestialität machen will. Der Weg, welchen er zur Erreichung dieses Zweckes einschlug, ist beschrieben worden. Sehen wir jetzt (und das ist der Inhalt dieses Anhanges), was seine Nachfolger bezweckten und welchen Weg sie einschlugen; denn was eine etwa irrthümliche Richtung betrifft, so braucht diese nicht besonders hervorgehoben zu wer-

den, weil es im Wesen politischen Irrthums liegt sich in kurzem immer selbst zu verbessern.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die politischen Ereignisse seit Joseph's Hinscheiden, in wie weit deren Gestaltung vom östreichischen Cabinet abhing, um daraus dessen eigentliche Gesinnung zu ersehen und dieselbe mit seinen sanften Worten in Bezug auf die innere Verwaltung zu vergleichen, da man sich bekanntlich nicht an die Aussprüche, sondern lediglich an die Thaten der Politiker halten muß, wenn man nicht dem Raben in der Fabel gleichen will, welcher dem verlornen Käse umsonst sehnsüchtig nachblickt.

Man hat Leopold's Weisheit gepriesen, daß er beruhigte was seines großen Bruders Reformen aufgeregt hatten, d. h. die Aristokraten Oestreichs und Ungarns sowie besonders die auf ihre alten Gerechtsame eifersüchtigen und von Priestern aufgewiegelten Niederländer feierten ihren Triumph über die Beseitigung volksfreundlicher Reformen, die ein deutscher Regent ebenso hochherzig bezweckt als ein ihm verschwägerter französischer kleinherzig verweigert hatte.

Hier ganz abgesehen von der Frage, ob nicht bei einem längern Leben des Kaisers Joseph das noch wenig aufgeklärte Volk zur Einsicht gekommen und er selbst durch die Vorgänge in Frankreich von der Idee abgekommen wäre das widerstrebende Ganze ohne Volksrepräsentation zu regieren, sei nur die Bemerkung erlaubt, daß sein nächster und noch mehr sein zweiter Nachfolger die Revolutionskriege und in Folge derselben das Zurückbleiben Deutschlands, ja fast der ganzen civilisirten Welt und ebendarum wieder die unendliche

Gefahr unsrer Tage verschulden die bürgerliche Ordnung durch ein selbstbewußtes Begehren des muthwillig erzeugten Pauperismus in Frage gestellt zu sehen.

Kaiser Leopold wußte, daß ihm ein guter Ruf von Toscana her vorausging; darum durfte er im Angesicht des besitzlosen Volkes schon vom Geiste seines Vorgängers abweichen und die Besitzenden etwas zu begünstigen anfangen, „denn zunächst mußte doch Eintracht, Ruhe und Frieden im Innern hergestellt werden." Ob sich diese herrlichen Güter der socialen Menschheit nicht dauernder auf dem von Joseph betretenen Wege hätten erreichen und die Schrecknisse einer spätern Zeit vermeiden lassen, diese Frage ward unsers Wissens unter dem neuen „so milden und gemäßigten, so vielversprechenden" Regenten kaum einmal in den Erbstaaten angeregt. Die vornehmen Ungarn wurden durch einige Nachgiebigkeit, schöne Krönungsfeierlichkeiten und noch schönere Verheißungen gewonnen; die Niederländer durch die Herstellung ihrer alten Verfassung besänftigt und die Pforte durch den ihr günstigen Frieden zu Szistowe beruhigt, obgleich das verbündete Rußland noch fortkämpfte. Die auf diese Weise im Innern und nach außen hergestellte Ruhe ist es also, welche man als eine Folge der Leopoldinischen Mäßigung und Weisheit darzustellen pflegt, da ja die letzten Jahre der Josephinischen Regierung hinlänglich gezeigt hatten, daß sich die Völker nicht wider ihren Willen groß und glücklich machen lassen!

Ob sich der Kaiser Leopold durch diesen Gedanken leiten ließ, dies kann nur aus seinen historisch verbürgten Hand-

lungen hervorgehen. Schauen wir scharf und beherzt auf die Punkte, wonach sich seine Absichten beurtheilen lassen.

In Frankreich war die Theorie der Volkswohlfahrt, wie sie im Kopfe des östreichischen Weisen gelebt hatte, in die heiligen Hallen der Nationalversammlung eingekehrt. Diese führte trotz dem König ein was jener trotz dem Volke hatte durchsetzen wollen. Es ist bekannt genug, wie Ludwig XVI., aus Furcht vor dem Schicksal Karl's I. von England blutige Gewaltmaßregeln gegen das Volk vermeidend, Schritt vor Schritt nachgab, aber insgeheim zur Erhaltung seiner königlichen Machtvollkommenheit keine Intrigue, überhaupt kein Mittel verschmähte, mochte es auch den feierlichsten Verheißungen schnurstracks widersprechen; wie er zuerst den dritten Stand heranrief um die beiden andern zu demüthigen, dann Adel und Geistlichkeit begünstigte, um jenen zu unterdrücken und eben dadurch seine Lasten zu verewigen.

Wie verdroß es die absoluten Fürsten Europa's und namentlich den Kaiser Leopold, daß sich ein wenn auch bisher noch so sehr bedrücktes Volk erdreistete etwas zu sein. Da der Letztere außer seiner Verwandtschaft mit dem königlich-französischen Hause auch noch einen starken Trieb in sich fühlte sein Land zu vergrößern, die Stimmung der andern europäischen Mächte sehr wohl kannte und von den Emigranten über die Leichtigkeit einer Unternehmung auf Paris belehrt worden war, so verhieß er dem König von Frankreich den Beistand der europäischen Throne und forderte zugleich diese durch ein Umlaufschreiben auf, mit ihm in Gemeinschaft das französische Volk zu dämpfen, dessen Oberhaupt aber in seine alten

Rechte wieder einzusetzen, d. h. alle alten Mißbräuche wiede einzuführen und den Triumph des Adels, der Geistlichkeit un des Hofes über die Intelligenz eines mündig gewordenen Volks über alles Zeitgemäße, Bessere, Heilbringende erfechten z helfen.

Bekanntlich fand diese Aufforderung Leopold's an alle Höfen den freudigsten Anklang und die Emigranten wußte sich vor Freude nicht zu lassen; denn England hatte sich a Frankreich wegen des amerikanischen Kriegs zu rächen un Preußen seine bedrohte Unumschränktheit zu befestigen, di bourbonischen Häuser wünschten nicht nur ihre Macht zu ver mehren sondern auch ihrem hohen Verwandten hülfreich bei zuspringen, Rußland aber im Gedränge eine abermalige Thei lung Polens vorzunehmen. Die Ausgewanderten, welche be reits unter Condé zu Worms und unter Artois zu Co blenz in geordnete Corps zusammengetreten waren, sagten und schrieben von einem Spaziergange der europäischen Heere nach dem Platze der demolirten Bastille.

Solche Verheißungen waren auch in den Ohren des fran zösischen Hofes die herrlichste Musik. Ludwig XVI. gedacht nebst seiner Familie mit Hülfe des Generals Bouillé über Metz sicher in's Lager der Emigranten zu entkommen und di absolute Macht durch fremde Bajonette wieder zu erkämpfen, denn sonst würde er nicht ein Manifest zurückgelassen haben, worin er nichts von allem anerkannte, was er seinem Volk durch die heiligsten Eide zugeschworen hatte. Aber wegen seiner allzugroßen Zuversichtlichkeit ward er gefangen genommen und suspendirt, später jedoch vom großmüthigen Volk unter e

wissen sehr annehmbaren Bedingungen wieder auf den Thron erhoben.

Daß ein Volk seinen König gefangen genommen hatte, erschien den europäischen Monarchen als der Gipfel aller Frechheit. Kaiser Leopold kam mit dem König von Preußen und dem Grafen von Artois (nachmal. Kön. Karl X.) auf dem sächsischen Lustschlosse Pilnitz zusammen, um mit diesen einen Vertrag gegen das französische Volk abzuschließen und die bewaffnete Intervention vorzubereiten. Und mit diesem Pilnitzer Tractat begann eigentlich der große Kampf der Erbfürsten gegen die rechtebegehrenden Völker. Sollte nun dieser Kampf in seiner letzten Phase nicht zum Vortheil der erstern ausschlagen, so haben es diese und in erster Reihe der nächste Nachfolger des weisen reformliebenden Joseph selbst verschuldet; denn ohne die Emigranten und die durch Leopold angebahnte Coalition hätte es in Frankreich keine Republik und keine Ochlokratie, also auch keinen Napoleon gegeben, würde es nach den verschiedenen Restaurationen keine so große Volksaufregung, keinen so fühlbaren Pauperismus und vielleicht auch nicht jene so gefährlichen socialistischen und communistischen Ideen geben. Dies muß bewiesen werden.

Leopold II. und seine Freunde forderten von der französischen Nation ihren König hingehen zu lassen wohin er wollte (also z. B. über den Rhein), die Nationalversammlung aufzulösen und den ungeschwächten Thron wieder herzustellen, widrigenfalls würden die europäischen Souveräne mit bewaffneter *Hand einschreiten*. Die Franzosen antworteten da-

durch, daß sie die Grenzen in Vertheidigungsstand setzten un
100,000 M. Nationalgarde aushoben.

Als die constituirende Versammlung durch die gesetzgeben
abgelös't war und diese durch sechzig Mitglieder dem Köni
ihre Einsetzung anzeigen wollte, antwortete ihnen Letzterer
mit übermäßigem Vertrauen der Coalition Europa's geden
kend, durch den Mund seines Justizministers, er könn
die Deputation erst den morgenden Mittag empfangen, un
dieser sagte er zu der von ihm festgesetzten Zeit, er könne er
den nächsten Freitag in der Versammlung erscheinen. Daf
suchte ihm die Assemblée demnächst das „Sire" und d
„Majestät" abzustreifen. Schon mit der Constituante hat
Ludwig XVI. nicht ungestraft gespielt, wie sollte er es m
der gesetzgebenden Versammlung haben thun dürfen, auf dere
Wahl der Hof, der Adel und die Geistlichkeit so wenig Einflu
hatten üben können? Aber jetzt hatte er die Schaar der Em
granten und eidscheuen Priester, vor allen Dingen aber da
bewaffnete Europa im Auge. Er hielt seinen Triumph fi
nahe. Wußte er doch, daß seine gekrönten Freunde die Bo
schafter der Emigranten annahmen und die der Nation al
wiesen. Daher auch sein Veto gegen den Beschluß, die nic
zurückkehrenden Emigranten und die eidverweigernden Priest
als Feinde des Vaterlandes zu betrachten.

Als der Churfurst von Trier auf eine Mahnung Lud
wig's XVI., welcher vor allen Dingen den Schein der Volk
liebe retten zu müssen glaubte, die Emigranten aus seine
Staaten zu entfernen versprochen hatte, schickte Leopold II
den Marschall von Bender zur Vertheidigung des allge

willfährigen Churfürsten ab und genehmigte zugleich den Beschluß des Reichstags zu Regensburg, welcher auf Wiederherstellung der Feudalrechte in den elsässischen Reichslehen hinauslief, mochte auch Frankreich vollständigen Ersatz anbieten. Es kam also offenbar nicht auf die Rechte, sondern lediglich auf das Princip an. Zu dessen Verfechtung standen 50,000 Oestreicher in den Niederlanden, 6000 im Breisgau und 30,000 machten sich in Böhmen marschfertig.

Was Leopold angefangen hatte, das suchte Franz auszuführen. Er legte mit Verletzung des neutralen Schweizergebietes eine Garnison in's Bruntrut'sche Land, begünstigte fast mit Ostentation die Truppensammlung in Coblenz und duldete in Brüssel die weißen Cocarden. Auf die Anfrage der französischen Regierung nach der Ursache solchen Beginnens antwortete Franz, „die französische Krone müsse auf den Punkt gebracht werden, wo sie am 23. Jun. 1789 war, die Geistlichkeit sei in ihre Güter einzusetzen, die deutschen Fürsten im Elsaß in ihre Feudalrechte und der Papst in den Besitz von Avignon und Venaissin.

Da Kaiser Franz und sein Minister Kaunitz von keinem Vergleiche, von keiner Schadloshaltung der elsässischen Fürsten und des Papstes etwas hören wollten, so war der Krieg unvermeidlich. Hätte Joseph noch auf dem deutschen Kaiserthrone gesessen, so mochte die französische Revolution ruhig und zum Heil der Menschheit verlaufen; denn er wünschte ja so lange er lebte nichts Andres als was Frankreich so eben gethan hatte, d. h. Gleichheit Aller vor dem Gesetz, Einführung der Abgabengleichheit, allgemeine Aufklärung und

[illegible] verbannt alles was das Volk glücklich machen kon[illegible] [illegible] über die französische Revolution, wie [illegible] finden, geben ohne allen Zweifel [illegible] [illegible] derselben und würden i. J. 179[illegible] [illegible] haben, da zu dieser Zeit die schändli[illegible] [illegible] des Adels und der Geistlichkeit [illegible] [illegible] volksbeglückenden Güter Allen vor [illegible] wollten. Da zu jener Zeit Berg[illegible] [illegible] sagen konnte: „O König, de[illegible] [illegible] Dankes abgenin[illegible] [illegible] rührt, Du [illegible] schändlich bra[illegible] [illegible] Du sie [illegible] verriethest!“ [illegible] „Man sagt Euch [illegible] und ich [illegible] [illegible] Könige ist am Hofe! Da müsse [illegible]

[illegible] Frankrei[illegible] [illegible] Nothwehr [illegible] [illegible] Lager von [illegible] [illegible] 68 000 [illegible] [illegible] Frankreich einrückten. [illegible] [illegible] gefangen und [illegible] Im Innern mordete man [illegible] Grenzen eilten [illegible] Auf das Manifest des H[illegible] [illegible] Kommune von [illegible] [illegible] Gründung einer [illegible]

schlossenen Republik. Auf Englands Intriguen zur Vollendung seiner Beherrschung aller Meere, auf Spaniens Herausforderung, auf Deutschlands, Neapels und des Papstes Drohungen folgte die Allmacht der Marseillaise, die Verhaftung aller Verdächtigen, die Hinrichtung der Königin und der Girondisten, die Erhebung von ganz Frankreich. Die Niederlage Clerfait's und York's durch Pichegru, Coburg's durch Jourdan, Braunschweig's und Wurmser's durch Hoche darf bei der Todesverachtung der Republikaner nicht Wunder nehmen. Nachdem die Eroberung Hollands den König von Preußen zum Frieden von Basel und die Fortschritte der Pyrenäenarmee den König von Spanien zur Nachgiebigkeit bewogen, die Franzosen aber eine gemäßigte demokratische Constitution (die Directorialverfassung) entworfen und einen Aufstand der Royalisten unterdrückt hatten, erhielt Oestreich seine Lection durch den republikanischen General Bonaparte, der aus dem Mailändischen die cisalpinische Republik machte und den Frieden von Campo-Formio erzwang.

Ein Cabinet wie das Wiener, dem es auf Unterdrückung der revolutionären Ideen ankam, die es durch seine Einmischung erst auf die Spitze getrieben hatte, und ein Ministerium wie das englische, dem nichts wichtiger war als die Schwächung Frankreichs, konnte sich durch die bisherigen Niederlagen der Verbündeten nicht abschrecken lassen. Es ward in Rastadt so lange intriguirt, bis alle europäischen Mächte (außer Preußen und Spanien) zu einer neuen Coalition gegen die *Republik zusammengetreten* waren. Zwar besiegten Cham-

pionnet und Joubert Neapel und Sardinien, aber bei Bonapartens Abwesenheit in Aegypten waren Scherer, Moreau, Macdonald und Jourdan desto unglücklicher gegen die Oestreicher. Dafür schlug Massena die Russen Korsakow und Suwarow, Brune den Herzog von York und der aus Aegypten zurückgekehrte General schloß nach Vernichtung der Directorialregierung und der östreichischen Armee bei Marengo zu Luneville und Amiens Frieden mit Oestreich und England.

Oestreich fühlte sich zu ermattet, als daß es im Laufe der nächsten Jahre wieder hätte losschlagen können, selbst nachdem Bonaparte verschiedene Länder mit Frankreich vereinigt, England auf's neue mit ihm gebrochen und die französische Nation ihn zum Kaiser erhoben hatte. Aber nach der Gründung des Königreichs Italien gelang es dem Cabinet von St. James, dem von Wien wieder Muth zu machen. Es entstand eine dritte Coalition gegen die Revolution zwischen Oestreich, England und Rußland, welche nach den Siegen bei Ulm und Austerlitz mit dem Frieden von Presburg endete.

Bis zur Ohnmacht niedergeworfen, konnte Oestreich beim Auftreten einer vierten Coalition (zwischen Preußen und Rußland) von Napaleon leicht im Zaum gehalten werden. Jena und Auerstädt, Eylau und Friedland führten zum Frieden von Tilsit, eine neue Schilderhebung Oestreichs (1809) nach der Schlacht bei Wagram zum Frieden von Wien und der *Vermählung* des Oberhauptes der Revolution mit der Tochter *ihres heftigsten Feindes.*

Daß Oestreich trotz seinen beständigen Niederlagen und

trotz seiner Verwandtschaft mit Napoleon sein altes Vorhaben, in Frankreich die Bourbons und mit ihnen das ganze Heer der alten Mißbräuche wieder einzuführen, noch nicht aufgegeben hatte, sollte es bald zur Gnüge beweisen; denn ihm galt jeder Friede nur für einen Waffenstillstand, so lange die erste Ursache des Kriegs nicht gehoben war, und seine Politik kannte keine Verwandtschaft mit der Revolution. England konnte nur durch das Continentalsystem zum Frieden gezwungen werden. Noch 1808 hatte Kaiser Aleander zu Erfurt die Aufrechthaltung desselben für seine Staaten feierlich angelobt, aber kaum zwei Jahre später begünstigte er darin den englischen Schleichhandel und ließ es endlich bis zum Bruche mit Frankreich kommen. Oestreich ging in seiner Angst so weit, dem „Vampyr" 30,000 M. Hülfstruppen gegen Rußland zu gewähren. Nach Frankreichs Niederlage durch den russischen Winter und Preußens Verbindung mit Rußland und England zu einer sechsten Coalition konnte sich auch Oestreich wieder etwas freier bewegen. Es bewaffnete sich auf's neue und bot sich zum Vermittler zwischen Napoleonn und den Verbündeten an. Hätte Napoleon die Vermittlung gelten lassen, wonach Frankreich nur in die Grenzen des Rheins, der Alpen und der Maas eingeschränkt werden sollte, so würden sich die Forderungen der Alliirten, wie es sich später unwiderleglich zeigte, bis zur Vernichtung der Revolution gesteigert haben. Das wußte Napoleon und äußerte es auch mehr als einmal. Also galt es Kampf und nichts als Kampf gegen die Franzosen, welche sich herausgenommen hatten, in ihrem *Lande wünschenswerth* zu finden, was Joseph II. mit

aller Kraft seines Charakters vergeblich angestrebt hatte. Oestreich trat zur Coalition über und half die Franzosen über den Rhein zurücktreiben.

Nachdem die Verbündeten in Frankreich eingedrungen waren, begnügten sie sich keineswegs mit den Alpen- und Rheingrenzen, sondern verlangten die der alten Monarchie. Später wollten sie mit Napoleon gar nicht mehr unterhandeln, sondern die Sache zu Gunsten seines Sohnes arrangiren. Endlich kamen die Bourbons! Endlich! Nach mehr als zwanzigjährigen Anstrengungen von Seiten Oestreichs! Und die Bourbons brachten Frankreich eine Constitution (denn diese ließ sich ohne Gefahr nicht gänzlich ignoriren), die sie nicht zu halten gesonnen waren.

Was die Bourbons während des ersten Exils des besiegten Kaisers thaten, konnten sie bloß im Vertrauen auf das bewaffnete Europa wagen, an dessen Spitze natürlich Oestreich wieder mit stand. Während sie im Laufe kaum eines Jahres sich im Lande so verhaßt machten, daß Napoleon's beispielloser Triumphzug vom Meere bis in die Hauptstadt möglich wurde, stritten sich die übrigen europäischen Fürsten zu Wien um Land und Leute mit einer Erbitterung, die zwischen den Paciscenten fast zum Kriege geführt hätte. Vom Heil der Völker war keine Rede. So fern waren die Diplomaten zu Wien vom Sinn und Geiste des Mannes, welcher einst in derselben Stadt sein völkerbeglückendes Scepter geschwungen hatte!

Aber wie plötzlich verschwand aller Zwist unter den Fürsten zu Wien, als ihnen die schreckliche Nachricht zukam, daß „der Erhalter des revolutionären Elements" Elba verlassen

und den legitimen König Frankreichs vertrieben habe. Es ward von Wien aus ein Bannstrahl „wider den Thronräuber" geschleudert, wie ihn die Geschichte sonst nicht kennt. Auch jetzt muß man in Bezug auf die Thätigkeit, womit gerüstet wurde, Oestreich in die erste Reihe stellen, indem es sich sogleich mit 300,000 M. an dem neuen Kriege gegen die Revolution betheiligte.

Nach der Schlacht von Waterloo und Napoleon's abermaliger Verbannung verkündete Ludwig XVIII. eine allgemeine Amnestie und die Verbesserung der früher von ihm begangenen Fehler. Aber unter den Bajonetten der Verbündeten glaubte er seine Versprechungen ebenso wenig halten zu müssen als einst sein hingerichteter Bruder beim Heranziehen derselben. Sehr bald erschienen königliche Ordonanzen, wonach 19 Generale des Kaiserreichs vor ein Kriegsgericht, 38 unter polizeiliche Aufsicht gestellt und 29 Mitglieder der Pairskammer ausgestoßen werden sollten. Die siegreichen Fürsten glaubten im Ernst die in Frankreich längst einheimisch gewordenen Josephinischen Ideen mit der Wurzel ausrotten zu können und verbanden sich nun lediglich zu diesem Zwecke durch einen Vertrag, dessen Furchtbarkeit von allen Völkern der Erde anerkannt werden muß.

Hier fragt es sich hauptsächlich, in wie weit sich Oestreich bei den nun folgenden reactionären Schritten der verschiedenen Regierungen betheiligte und vom Sinne seines einstigen Beherrschers abwich. Werfen wir daher einen schärferen Blick auf die heilige Allianz und ihr Verhalten unter verschiedenen Um-

ständen. Oestreich, Preußen und Rußland sind dabei natürlich nicht sehr von einander zu trennen.

Man hatte in der Bundesacte verheißen, daß in allen deutschen Staaten eine landständische Verfassung stattfinden werde. Gar nichts nämlich über diesen Punkt zu sagen, verbot in jenen Zeiten die allgemeine Erwartung und das erst vor so kurzer Zeit gethane feierliche Versprechen. Aber wohlweislich sagten die hohen Diplomaten nicht, was für eine Art von landständischer Verfassung stattfinden und zu welcher Zeit sie eingeführt werden sollte. Gleichwohl gab es deutsche Regenten, welche unter jenem Ausdruck die möglichst baldige Einführung zeitgemäßer Repräsentativverfassungen verstanden. Weimar führte eine Constitution ein, nachdem der von Oestreich präsidirte Bundestag zögernd seine Gewährleistung ertheilt hatte. Nassau that dasselbe, nachdem endlich die auf solche Erfahrungen gestützte Widersetzlichkeit der Aristokraten gebrochen war. In Würtemberg ward der Eigenwille der Regierung durch die Beharrlichkeie des Volkes endlich besiegt. Um allen aufregenden Streitigkeiten zu entgehen, wie sie im Nachbarlande stattgefunden hatten, nahmen die Baiern die ihnen vom König angebotene Verfassung ohne weiteres an. In Baden wurde die Constitution wegen einer Territorialfrage beschleunigt. Wegen großer Gährung unter dem Volke ward auch in Hessen = Darmstadt eine Repräsentativverfassung eingeführt. Auch die Ländchen Schwarzburg = Rudolstadt, Schaumburg-Lippe und Waldeck erhielten ihre Constitutionen. Aber in Sachsen und Hannover verhinderte der allmächtige Adel die Ausführung des 13. Artikels der Bundesacte. Und was ge-

schah dafür in Preußen und namentlich in Oestreich? In diesen Hauptstaaten, für welche so viel Blut geflossen, von denen das erstere in Zeiten der Noth am freigebigsten mit Versprechungen gewesen war, begnügte man sich mit der Einführung oder Beibehaltung der Provinzialstände und der Postulatenlandtage! Aber die Rechte dieser Schattenrepräsentation sind so ziemlich gleich Null. „Und gleichwohl,“ sagt Pölitz, „ist das was seit Jahrhunderten der Stolz und die Basis der Nationalgröße Englands war, was jenseit des Oceans Nordamerika zu einer in der Geschichte bis dahin völlig unbekannten Entwicklung und Zeitigung der Nationalkraft und des Nationalwohlstandes führte, was 80 Millionen Europäer zum Theil bereits erhielten (wenn gleich bisweilen nur unter unvollkommenen und bald wieder wechselnden Formen), was die besten Regenten Europa's ihren Völkern im Augenblick der Gefahr mit einem heiligen Fürstenworte vor dem Angesichte des Ewigen und unter dem Beifall der ganzen aufgeklärten Menschheit versprachen, was die veraltete Form der Reiche und Staaten nach dem Zeugnisse der Geschichte von neuem verjüngt, alle Stände friedlich ausgleicht und mit festem Bande an die Throne kettet, alle Bedürfnisse befriedigt und alle einzelne Bedingungen des innern und äußern politischen Lebens zur Vollkommenheit führt, das ist eine zeitgemäße Constitution, gegründet auf die persönliche Freiheit und Sicherheit und gemeinsam entworfen von edlen Fürsten und von den Repräsentanten ihrer frei und mündig gewordenen Völker.“

Ueber die auf solche Weise kund gewordene Hintanhaltung verheißener Volksrechte wunderten sich diejenigen nicht, welche

den deutschen Bundestag als dasjenige ansahen, was er wirklich ist, als einen permanenten Ministercongreß, der nothwendig meist nur die Interessen der verschiednen Höfe wahrzunehmen versucht sein kann.

Doch einstweilen abgesehen von dem so sehnsüchtig erwarteten constitutionellen Leben, so hoffte man wenigstens auf die ungesäumte Hebung des Handels und der Industrie. Man sah schon im Geiste die hohen Abgaben ermäßigt, das Vermögen gleich besteuert, die volksfeindlichen Privilegien aufgehoben und alle Binnenzölle beseitigt. Als man mit diesem Geschenk zögerte, petirten die Kaufleute und Gewerbtreibenden geradezu beim Bundestage; dieser aber hatte eben die Mediatisirten zu befriedigen und zur Berathung der Volksinteressen keine Zeit.

Im Volke war die Erwartung erhöhten Wohlstandes so lebendig, daß die Regierungen bedenklich und ungeduldig zu werden begannen. Nach dem bekannten Wartburgsfest, wobei die Burschenschaft einige ihr mißliebige Bücher verbrannt hatte, schickten die Cabinette von Wien und Berlin die Herren Zichy und Hardenberg an den Großherzog von Weimar ab, um in Gemeinschaft mit diesem Maßregeln gegen die Preßfreiheit und andre Umtriebe zu treffen, ja auf dem Congreß zu Aachen erledigte man mit einer Art von Hast die Fragen über die Zurückziehung der Occupationsarmee aus Frankreich und über die Aufnahme dieses Staates in den heiligen Bund, verschob die Verhandlungen über die Streitigkeiten zwischen Portugal und Spanien, über Napoleon's Abführung von Helena nach Kasan, über die westphälischen Domänenkäufer und andre

wichtige Angelegenheiten, um nur desto geschwinder zu den geheimen Berathungen über die Dämpfung des in Deutschland bemerkbaren Geistes der Unzufriedenheit oder des „revolutionären Schwindels" übergehen zu können. Aus den nachherigen Maßregeln des Bundestags und der einzelnen deutschen Regierungen kann man mit Sicherheit schließen, daß der Aachener Congreß hauptsächlich gegen die liberalen Volksvertreter in den süddeutschen Kammern, gegen die „preßfrechen" Journale und die reformatorischen Studenten gerichtet war.

Was der Aachener Congreß und Stourdza's Anklageschrift noch nicht hatten bewirken können, das that Kotzebue's Ermordung durch einen mystischen Fanatiker und Löning's Mordversuch auf den nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell sowie das berüchtigte Hep! Hep! in verschiedenen deutschen Städten! Preußen rief seine Landeskinder von der Universität Jena zurück, denn diese war ein Hauptsitz der Burschenschaft und Sand hatte eine Zeitlang dort studirt; Oestreich beantragte beim Bundestage einen Ausschuß von 5 Mitgliedern und 2 Ersatzmännern zur provisorischen Untersuchung des revolutionären Geistes in Deutschland. Und es ist allerdings nicht zu leugnen, daß überall eine große Aufregung herrschte. Nun begann die Erforschung der demagogischen Umtriebe durch eine eigne Immediat-Untersuchungscommission. Es fehlte nicht an Verhaftungen, die aber nach so großen Vorbereitungen lächerlich enden mußten, weil es schwer ist etwas in jemanden hinein zu verhören.

Aber *sowohl über diese* Angelegenheit als über verschiedene

andre Uebelstände sprachen die Volkskammern in Süddeutschland und die zügellosen Journale. Darüber besprach sich der östreichische Staatskanzler Metternich zu Töplitz mit Friedrich Wilhelm und seinem Minister Hardenberg. Das Ergebniß dieser Besprechung war der Congreß zu Carlsbad, welcher das politische Leben des deutschen Volkes völlig umgestaltete; denn hier beschloß man eine dem monarchischen Princip entsprechende Auslegung des 13. Artikels der deutschen Bundesacte (die landständische Verfassung betreffend), die Executionsordnung des deutschen Bundestages, die Beaufsichtigung der Universitäten, die Fesselung der periodischen Presse und die Ernennung einer Centralcommission zur Untersuchung der demagogischen Umtriebe. Diese Beschlüsse waren vorzugsweise das Werk des Herrn von Metternich. So nöthig hatte damals die östreichische Regierung die Fesselung einer Presse, welche der große Joseph einst frei gemacht hatte.

Daß auch außerdeutsche Regierungen unter der Aegide des heiligen Bundes gegen die Ideen der Neuzeit, gegen den sogenannten revolutionären Geist ankämpften, wird man wohl begreiflich finden.

In Frankreich, dessen Aristokraten ebenso wenig als die deutschen durch die Begebenheiten der Zeit etwas gelernt oder vergessen hatten, ging die Reaction den schönsten Gang, bis sie nach Ermordung des Herzogs von Berry die Ausnahmegesetze, die Unterdrückung der Presse und der individuellen Freiheit sowie eine völlige Umgestaltung des ohnehin nicht sehr freisinnigen Wahlgesetzes zu Wege brachte. Dies alles ging aber so zu:

Im Vertrauen auf die fremden Bajonette und bei der Furcht der Begüterten vor einer Rückkehr revolutionärer Stürme versuchten die Aristokraten und Absolutisten alle Tage mehr Boden zu gewinnen. In einer sehr gemäßigt gehaltenen Geschichte der neusten Zeit heißt es über diesen Gegenstand: „Gegen die Anerkennung der durch die Revolution herbeigeführten Zustände erhob sich die Partei, welche bisher gegen dieselbe gekämpft hatte. In ihren verrosteten Gedanken verknüpfte sie die Wiederherstellung des alten Thrones mit der ungeschmälerten Wiedereinführung ihrer Privilegien und Vorrechte, und weil beide, Thron und Privilegien, durch die Revolution gestürzt worden waren, so mußten auch, folgerten sie, beide zusammen wiederhergestellt werden. Nach ihrer Ansicht war die Revolution mit allen ihren Folgen eine dämonische Erscheinung, deren Gedächtniß selbst verwischt werden müsse, und alle Umgestaltungen, die sie hervorrufe, alle Verbesserungen der socialen Verhältnisse, welche ihr das Leben verdankten, wurden von der genannten Partei ignorirt, verworfen oder verdammt.“ Unter dieser Partei zeichnete sich durch seine Extravaganz vorzüglich aus der wollüstige und aristokratische Bruder Ludwig's XVIII., welcher vom Pavillon St. Marsan aus auf eine völlige „Reinigung“ des Königreichs von Ueberbleibseln der Revolution drang. Gegen ihn und seine Agenten konnte sich keine „Neuerung behaupten, eine abscheuliche Proscriptionsliste ward entworfen, eine Menge royalistischer Pairs ernannt, die Erblichkeit der Pairswürde erklärt, Talleyrand durch Richelieu ersetzt und die mit Recht sogenannte „unauffindbare“ Kammer geschaffen. Nach Einfüh-

rung der energischen Maßregeln gegen „aufrührische Ausrufungen," der Suspension der persönlichen Freiheit und der Prévôtalhöfe konnten die Freunde der Freiheit auf das Schlimmste gefaßt sein, das auch nicht ausblieb. Den Hinrichtungen und Deportationen folgten unter bedeutsamen Kämpfen neue Maßregeln gegen die Freiheit der Person, gegen die Presse und die Wahl der Volksvertreter. „Der Rest des J. 1819, während dessen die Carlsbader Beschlüsse erlassen wurden," sagt ein berühmter Geschichtsschreiber, „gab den Liberalen vielfache Gelegenheit gegen ein Cabinet aufzutreten, welches ruhig geschehen ließ, daß das constitutioelle Leben des benachbarten Deutschlands von der Ministerconferenz zu Carlsbad in seinem innersten Wesen umgestaltet und verändert ward." Zwar hatte das Ministerium Dessolle dem von Castlereagh nach Paris gesendeten Lord Witworth, welcher die Zustimmung des französischen Cabinets zu den Maßregeln der Strenge nachsuchen sollte, die kühne Antwort gegeben: „Die Unfestigkeit einiger Souveräne in Haltung der gegebenen Versprechen ist die alleinige Ursache der herrschenden Gährungen und Wirren;" aber Capo d'Istrias und Pozzo di Borgo wußten den König von Frankrach bald vom Gegentheil zu überzeugen, und die nach Carlsbad gesendeten Minister Dessolle und Gouvion St. Cyr, welche daselbst nur als Beobachter auftreten konnten, ließen geduldig zu, daß das politische Leben des deutschen Volks nach den Carlsbader Beschlüssen auf die angegebene Weise geregelt worden war. Ja, es verbreitete sich sogar das Gerücht, das französische Ministerium habe sich zu Carlsbad zur Aenderung des Wahlgesetzes und des Regierungssystems

überhaupt nach den aufgestellten Grundsätzen der reinen Monarchie verpflichtet . . . Die Einflüsterungen der Ultra's, welche mit schlauer Kunst die Bestrebungen der deutschen Demagogen, der englischen Radicalen, der spanischen Communeros und der italischen Carbonari's mit den Gährungen in Frankreich zu vereinigen wußten, fanden bei Hofe wie im Cabinet Gehör und trugen nicht wenig dazu bei, das eingeschüchterte Ministerium von jeder wahrhaft liberalen Handlung zurückzuhalten.'' Nach Gregoire's Vertreibung aus der Kammer, ,,weil er einst für Ludwig's XVI. Tod gestimmt hatte'' beging Louvel sein Verbrechen am Herzog von Berry, welches eine ähnliche Wirkung hatte wie Sand's Missethat. Richelieu kam wieder in's Ministerium und mit ihm die strenge Censur, wieder die Aufhebung der persönlichen Freiheit und eine abermalige Ermäßigung des Wahlgesetzes. Hiermit war auch in Frankreich der Liberalismus völlig besiegt.

Waren denn auch wohl bei den besonnenen Engländern so ungeheure nur zum Unheil führende Rückschritte möglich? Wer den Prinz-Regenten (nachmal. Georg IV.) kannte, der durfte nicht am guten Willen zu Rückschritten zweifeln. Seine Minister Liverpool, Castlereagh und Wellington waren wie für ihn gemacht. Um aber ganz nach den Grundsätzen der heiligen Allianz handeln zu können, mußten die Minister in England zu manchem Kunststückchen ihre Zuflucht nehmen. Dahin gehört u. a. die romantische Vermählung der Prinzessin von Wales mit einem in Rußland dienenden Coburg und die zu nichts führende Expedition des Lords Exmouth gegen Algier. Hätte England damals seiner würdiger gehandelt, so

wäre Frankreich kaum zu der Ehre gekommen den Dey zu entthronen. Bei der durch den Krieg noch sehr erhöhten Schuldenlast des Landes (über 800 Mill. Pf. St.), dem Elend der untern Klassen und der Unthätigkeit der Regierung zur Abstellung desselben stieg die Aufregung in England. Zerstörung der Maschinen und Arbeiterversammlungen, besonders unter Vorsitz des Volksredners Hunt, waren die nächste Folge. Dieser Mann traf immer mit wenigen Worten den Nagel auf den Kopf. „Wenn das Volk über seine Leiden klagt," sagte er u. a., „so verweis't es die Regierung auf den durch den Krieg errungenen Ruhm. Allerdings ist der Papst nach Rom zurückgeführt und dem König Ferdinand ein Thron zurückgegeben, auf welchem er jetzt statt des Scepters eine eiserne Geißel über seinen Unterthanen schwingt, allerdiugs sind die europäischen Monarchen durch Bande der Freundschaft und einen heiligen Bund vereinigt, welcher die Freiheit ihrer Völker bedroht; aber es läßt sich schwer begreifen, warum ein so großer Ruhm mit der Aussaugung des englischen Volks hat erkauft werden müssen." Eine Bittschrift an den Prinz-Regenten, auf die Leiden des Volks Rücksicht zu nehmen, ward gar nicht gelesen. Auch in England gelang es nun der Reaction die Habeas-Corpus-Acte aufzuheben; die Apanagen wurden erhöht, eine Anleihe negocirt, eine große Volksversammlung blutig zersprengt, Hunt erhaftet und endlich kamen die Ausnahmegesetze, wodurch oßbritannien in Fesseln gelegt wurde.

Spanien wurde so eben in der Rede des englischen Volksers Hunt erwähnt. Die eiserne Geißel war keine bloße nsart. Sobald Ferdinand VII., gestützt auf die sieg-

reichen Verbündeten, wieder vom Throne Besitz genommen hatte, hob er die Preßfreiheit auf und vernichtete die Verfassung die er zu erhalten angelobt hatte. Verhaftet wurden außer der Regentschaft und dem bisherigen Ministerium auch sämmtliche Mitglieder der ersten und zweiten Cortes. Mit vollem Recht konnte ein Geschichtsschreiber mit Hinblick auf die nun folgenden absolutistischen Greuel ausrufen: „Es gab keinen furchtbarern Feind des Königthums, keinen welcher dem reinen Königthume mehr in der öffentlichen Meinung geschadet hätte als Ferdinand VII." Wir erwähnen hier bloß die Wiederkehr der Mönche, der strengen Büchercensur, der Inquisition und der Jesuiten, die übrigens schon seit dem ersten Falle Napoleon's von Rom aus alle Welt wieder zu überziehen anfingen. Es war so arg, daß selbst die europäischen Herrscher vergebliche Worte der Abmahnung an Ferdinand VII. richteten. — In Portugal zeitigte die englische Vormundschaft ein Ungewitter.

Auch in den italiänischen Staaten ward alles Mögliche hervorgesucht, um den Sieg des Absolutismus verhaßt zu machen. Was im lombardisch-venetianischen Königreiche geschah, kann man sich denken, wenn man erwägt, was Oestreich alles gethan hatte, um die „Revolution" zu vernichten und das „monarchische Princip" überall zu Herrschaft zu erheben. Pius VII. wüthete gegen alles was den Zeiten des Mittelalters unähnlich war: Wer ein freies Wort zu sprechen wagte, ward als zu den Carbonari's gehörig verfolgt und gegen die der Freimaurerei verdächtigen Individuen ward zur Erforschung der Wahrheit die Folter angewendet. Es fehlte nicht an Bett-

lern und Banditen. Der König von Sardinien führte in seinen Staaten die Inquisition und die Jesuiten ein, verfolgte die Freimaurer, zerstörte den botanischen Garten zu Turin und berieth sich mit seiner Gemahlin über die Zerstörung der Simplonstraße, weil sie von den Franzosen gebaut worden war. Während Ferdinand IV. von Neapel der Jagd und Fischerei lebte, seine Minister aber zur Unterdrückung jeder geistigen Regung alle Kräfte aufboten, hungerte das Volk, welches eben noch über Murat's Hinrichtung gejauchzt hatte.

Mit Uebergehung der weniger wichtigen Staaten haben wir das Vorschreiten der Reaction durch ganz Europa verfolgt. Sie hatte im Jahr 1820 einen vollständigen Sieg davongetragen, und wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, daß Oestreich zu solchem Umschwunge das Meiste beigetragen hat. Sehen wir nun ferner, ob sich die Sieger mit dem errungenen Triumph begnügten, ob sie geneigter geworden waren, die dringendsten und gerechtesten Forderungen der Völker zu befriedigen welche ihnen einst Joseph II. zu gewähren alle seine Kräfte aufbot.

Was Oestreich insbesondre betrifft, so verband es (nach dem Ausdruck eines berühmten Schriftstellers) bei seinem fortgesetzten Ankampfe gegen die Revolution d. h. gegen den Zeitgeist „mit großer Mäßigung in den Formen die größte Energie im Festhalten der Sache, mit der größten Courtoisie gegen die Interessen seiner Mitstaaten, deren Freundschaft ihm zum Bündniß gegen die Revolution unentbehrlich schien, die feinste Umsicht in Behauptung seiner eigenthümlichen Haus- und *Staatspolitik*. Da wo es, vom Princip der Selbsterhaltung

und dessen strengen Folgerungen bestimmt, bei minder wichtigen Staaten eine Dictatur zu üben schien, suchte es stets die kategorischen Imperative durch den Schein der Nothwendigkeit und den Rechtstitel des gemeinsamen Interesses zu verschleiern und minder empfindlich zu machen." Kaiser Joseph hatte noch 1790 gesagt: „Man muß jeden Mißbrauch aufheben wo er sich findet;" der Minister seines zweiten Nachfolgers schrieb 1820 an den badischen Minister Bernstett: „Es muß alles aufrecht erhalten werden was vorhanden ist." Was aber zu jener Zeit vorhanden war, haben wir bereits ein wenig beleuchtet. „Die Brennstoffe, die seit geraumer Zeit verbreitet waren," sagt Metternich weiter, „haben sich in der Epoche von 1817—1820 entflammt*). Der falsche Schritt, den das französische Ministerium während dieses Zeitraumes that; die Duldung, die man in Deutschland den gefährlichen Lehren angedeihen ließ; die Schwäche, die Mißbräuche der Presse nie völlig zu unterdrücken; die Uebereilung endlich, mit der man den Staaten des südlichen Deutschlands Constitutionen gab: alle diese Ursachen haben den Parteien, die durch nichts befriedigt werden können (!), den allerunglücklichsten Mißbrauch aufgeprägt." Solche Aeußerungen waren die Vorläufer einer neuen Ministerconferenz in Oestreichs Hauptstadt und der Wiener Schlußacte d. h. einer Ergänzung und Vervollständigung des deutschen Bundesvertrags, worin die

*) Allerdings zum Theil, nachdem man sie durch Vorenthaltung verheißener Rechte erzeugt und durch mancherlei Reactionen genährt hatte.

hohe Versammlung u. a. eine authentische Erklärung des 13. Artikels des ersten Documentes im monarchischen Sinne gab. Also für Handel und Gewerbe, mithin für die Verminderung des Pauperismus, für die Volkswohlfahrt zu sorgen, die einem Joseph stets der erste Gedanke gewesen war, das fiel den damaligen Regenten Deutschlands und also auch ihren Stellvertretern beim Congreß nicht ein. Man antwortete dem deutschen Handelsverein, welcher den Professor List als Bevollmächtigten nach Wien gesandt hatte, mit dürren Worten, der Handelsverein könne als eine ungesetzliche, eigenmächtig constituirte Verbindung vom hohen Congreß weder gehört noch berücksichtigt werden. Dem antipiratischen Verein, welcher die deutsche Flagge gegen die Willkühr der Engländer und Barbaresken zu schützen wünschte, ward ebenfalls das Gehör versagt. Aber Metternich's Vorschläge zur Beschränkung der von den hohen Potentaten verheißenen Volksrechte, zu einer die Hälfte aller Staatseinnahmen verschlingenden Bundes-Militärorganisation und einer Zufriedenstellung des reichsunmittelbaren Adels fanden desto freudigern Anklang. Weg da mit den Klagen über die Absperrung der Producte des deutschen Kunstfleißes von Seiten des Auslandes und über die freie Einfuhr der englischen Waaren in Deutschland, weg mit den Klagen über die Schlagbäume und Stapelrechte mitten im Vaterlande sowie über das den westphälischen Domänenkäufern offenbar widerfahrene Unrecht, fort mit dem ewigen Jammer über Büchernachdruck und störende Ungleichheit von Münze, Maß und Gewicht! Für solche Dinge gab es keine Zeit oder — keinen *guten Willen*.

Metternich hatte Europa belehrt, daß die erste aller Regierungsmaßregeln die Erhaltung des Bestehenden, daß auch die Rückkehr zum Bestandenen zu vermeiden sei, aber gleichwohl unterdrückte er alle in Oestreich bisher noch zugelassenen ausländischen Zeitungen, gleichwohl führte er die aus Rußland vertriebenen Jesuiten im Kaiserstaate wieder ein. Hieraus sah alle Welt ganz deutlich, wie seine Belehrung Europa's gemeint war. Je weiter von Joseph, desto näher dem Ideal der Regentenweisheit!

Neapel und nachher auch die übrigen italiänischen Staaten mußten sich gegen Oestreich verbindlich machen, nur Veränderungen im Sinne der alten monarchischen Institutionen und der Verwaltung des lombardisch-venetianischen Königreichs zuzulassen. In diesen letztern aber hatte das Wiener Cabinet ein Gesetz erlassen, wonach die Carbonari, die in Italien überaus zahlreich waren, als Revolutionäre und Hochverräther bestraft werden sollten.

Nach dem Vorgange Oestreichs thaten vom Jahr 1820 an auch die übrigen Staaten ihre weitern Rückschritte.

Preußen verhieß zwar, aber nur im Fall der Nothwendigkeit einer neuen Anleihe, die Zusammenberufung von Reichsständen, behielt auch (freilich neben einer ungeheuren Masse Linienmilitär) die Landwehr bei; zugleich aber wurde durch die Regulirung der Angelegenheiten des reichsunmittelbaren Adels die hohe Aristokratie auf bedenkliche Weise begünstigt und die Reaction trat zuletzt so offen hervor, daß Beyme und W. v. Humboldt aus dem Ministerium schieden und selbst Hardenberg beinahe abgedankt hätte.

In Baiern ward der greise Behr eingekerkert, weil er „auf demagogische Weise" die Partei des Volks gegen den hohen Adel verfochten hatte, welcher sich dem Eide des Militärs auf die Verfassung wirksam widersetzte. Dem Antrage der zweiten Kammer zur Verminderung des die Bundespflicht übersteigenden Militärs ward nicht gewillfahrt und die Ständeversammlung selbst aufgelös't. Die verschiedenen Staatsbeamten, welche in der Kammer saßen, hielten nach einem trefflichen Worte des Staatsrathes Aretin jedes freimüthige Wort der Volksvertreter für eine Aufreizung zur Unzufriedenheit, weil es ihnen freilich unbequem fallen möge, jetzt widerlegen zu müssen wo sie vorher unterdrücken konnten; habe man aber einmal eine freie Verfassung in Gang gebracht, so komme es nicht mehr darauf an, was dieser oder jener wolle, sondern auf das was die öffentliche Meinung begehre. Welche Freude bemächtigte sich der Aristokraten, als der Mann, welcher so gesprochen, zwei Monate darauf starb.

Der Großherzog von Baden hatte so sehr gegen die aufgeklärten und freimüthigen Volksrepräsentanten zu kämpfen, daß er zuletzt mit allen Zeichen höchster Ungnade die Kammer auflös'te. In einer neuen Sitzung hatten die Minister wieder alle Hände voll zu thun, weil sie Gründe anführen sollten, warum sie die Carlsbader Beschlüsse in Bezug auf die Presse verschärft hätten, und doch den im Hintergrunde stehenden Staatskanzler Metternich unmöglich nennen konnten. Auf diesen stützten sich insgeheim die Räthe der Krone, als sie in einer neuen Sitzung unumwunden aussprachen, „zur organischen Gesetzgebung hätten die Kammern gar nicht mitzuwirken, es stünde

ihnen keineswegs zu, eine ihre Bewilligung überschreitende Ausgabe nachträglich zu genehmigen, indem sie eine solche schweigend hinnehmen müßten oder höchstens bei der Regierung Beschwerde einlegen könnten; die Staatsausgaben würden ihnen nur darum vorgelegt, damit sie die Einnahmen danach abmessen könnten; endlich müsse der Militäretat als eine Bundesangelegenheit von ihnen unweigerlich gutgeheißen werden.“ Die Censur ward der östreichischen ziemlich genähert. Die Nichtbewilligung des Militäretats führte zur sofortigen Kammerauflösung.

Vertrug sich die würtembergische Regierung auf dem ersten Landtage auch leidlich mit den Volksvertretern, so zeigte sich auf dem zweiten doch die Reactionspartei ziemlich mächtig, denn um diese Zeit fand der Congreß von Verona statt, nach dessen Politik sich der König von Würtemberg richten mußte.

Kurhessen, Restauration und Reaction sind Wörter, die man in Gedanken niemals trennen kann. Der Zopf kehrte im eigentlichen Sinne des Wortes zurück. Wilhelm I. wollte gern seine Kammergüter recht in die Höhe bringen und erklärte daher durch einen Federstrich alle während Jérôme's Regierung vorgekommenen Verkäufe oder Schenkungen von Gütern für nicht geschehen. Die Domänenkäufer schrien umsonst zur deutschen Bundesversammlung; diese erklärte sich für incompetent. „O gerechter Joseph,“ mochten die Armen seufzen, „führtest du doch oder wenigstens dein Gesandter den Vorsitz in Frankfurt am Main!“ Der Kurfürst zeigte seinen Feudalständen an, sie sollten binnen einer bestimmten Frist das Landesschuldenwesen in Ordnung bringen, widrigenfalls gar nicht mehr hin-

einreden. Der entrüstete und sich männlich widersetzende Landtag erhielt von den Bürgern und Officieren Dankadressen. Die Unterzeichner dieser Adressen mußten schwer büßen und namentlich wurden 600 Officiere verhaftet und die Besatzung von Cassel gewechselt. Alle Stimmen für die Einführung einer zeitgemäßen Verfassung wurden zum Theil durch Gewalt zum Schweigen gebracht.

In Hessen-Darmstadt verstand es die Regierung ihre frühern Schritte durch constitutionelle Thätigkeit in Vergessenheit zu bringen, aber in Sachsen wagte es der Minister Einsiedel zu sagen: „Bekanntlich hängt der Sachse an seiner alten Verfassung und ist nicht gewohnt voraus zu eilen, sondern sein ganzes Heil von der Zukunft zu erwarten," und in Hannover machte das Ministerium ein neues Militärgesetz ohne Zustimmung der Stände bekannt.

Also in Deutschland konnte bis zu Anfange der Zwanziger Jahre nur wenig von dem, womit einst Joseph II. die Völker beglücken wollte, gegen die Machtsprüche Oestreichs, Preußens und Rußlands aufkommen. Aber die Armeen dieser Mächte waren doch nicht überall gegenwärtig, wo die Völker nach Linderung ihrer Leiden strebten. Wenden wir dahin unsre Blicke.

Am meisten gedrückt war Spanien, wo aber (besonders unter dem Militär) eine dumpfe Gährung zu herrschen begann. Nachdem ein Aufstand blutig gedämpft worden war, hielt es die Regierung für die rechte Zeit sich der „Uebelgesinnten" d. h. der Volksfreunde zu entledigen. Die liberalen Officiere wurden nach Cadix geschickt, wo sie auf verpesteten Transportschiffen zur Zügelung der amerikanischen Demagogen eingeschifft werden

sollten. Da rief der tapfre Obristlieutenant Riego die Constitution von 1812 aus, nahm mit seinen Getreuen den königlichen Obergeneral Calderon gefangen und vereinigte sich bald mit dem feurigen Quiroga. In Madrid selbst lief das Volk zusammen und die wallonischen Garden feuerten nicht auf die Insurgenten. Nachdem die Hauptstadt wieder ruhiger geworden war, ging der General Freyre zur Gefangennehmung der Aufwiegler nach Cadix ab. Während dieser sich abmühte, ward die Constitution von 1812 fast in ganz Spanien ausgerufen und — Mina stellte sich an die Spitze der Insurgenten. Da die königlichen Truppen nichts ausrichteten, so versprach Ferdinand VII. in seiner Angst die Cortes einzuberufen und die Wünsche des Volks zu hören. Da man aber keine veralteten Cortes mehr wollte, so befahl der König sie nach der Constitution von 1812 zu wählen und beschwur diese Verfassung. Zugleich schickte er aber Eilboten nach Cadix, welche dem General Freyre meldeten, er solle sich durch jedes Mittel der Häuptlinge des Aufstandes bemächtigen. Unter dem Vorwande, als wolle man die Einführung der neuen Verfassung feierlich begehen, lockten die Royalisten eine Menge Vaterlandsfreunde nach Cadix und meuchelmordeten dann mitten unter den Constitutionsfestlichkeiten die unbewaffneten Bürger. Das Schlachten dauerte fast einen ganzen Tag. Als das betrunken gemachte Militär zur Besinnung kam und überall ein unheimlicher Racheruf erscholl, erhielt Freyre vom König Befehl die Constitution von 1812 in Cadix und bei den Truppen ausrufen zu lassen, ja Ferdinand erhob die Insurgentenhäupter Riego, *Quiroga* und Aguero zu Feldmarschällen. —

Nach Eröffnung der Cortes glaubte das gutmüthige Volk doch wieder an die Aufrichtigkeit seines Königs. Nordamerika, England, die Niederlande, Baiern, Sachsen, Frankreich, Schweden, die Schweiz und der Papst beglückwünschten den constitutionellen König. Daß die heilige Allianz hierbei völlig schwieg, dies betrachteten viele aufgeklärte Männer als ein sehr ominöses Zeichen.

Wie es in Neapel herging, ist oben erwähnt. Die weitverzweigte Verbindung der Carbonaria, längst entschlossen dem Despotismus ein Ende zu machen und jetzt noch dazu durch die Vorgänge in Spanien elektrisirt, hatte viele Militärs zu Mitgliedern und Morelli gab das Zeichen zum Losschlagen, indem sein Ruf: Es lebe die Constitution! bei seinen Reitern lebhaften Anklang fand. Da alles den Insurgenten zufiel, so erließ Ferdinand I. nach verschiedenen andern Versuchen eine Proclamation mit dem Versprechen, binnen 8 Tagen die verlangte Constitution einzuführen. Da ihn das Volk zur Annahme derselben binnen 24 Stunden drängte, so legte er bis zur Wiederherstellung seiner Gesundheit die Regierung in die Hände seines Sohnes des Prinzen von Calabrien, welcher sich am andern Tage den Volkswünschen fügte. Indessen mußte auch der König selbst noch für seine Person die spanische Cortesconstitution annehmen. Bald trat nun ferner das sogenannte Nationalparlament zusammen. Auf der Insel Sicilien ging es weit härter her.

Da sich der heilige Vater nicht entschließen konnte seinem Volke ähnliche Rechte zu geben, wie sie so eben das neapolita-

nische erhalten hatte, so beging man die Extravaganz die Republik auszurufen.

Es verbreiteten sich Gerüchte, Oestreich werde bei diesen Insurrectionen keinen müssigen Zuschauer abgeben.

In Portugal, welches unter Beresford's Verwaltung gar viel hatte leiden müssen, standen zunächst die Obristen Sepulveda und Cabreira für die Sache der Freiheit und Volkswohlfahrt auf und brachten mit Hülfe des Militärs bald eine Junta in Oporto zu Stande, welche die spanische Constitution gleichfalls proclamirte. Da sich überall das Militär für die Revolution erklärte, so war die Sache bald gemacht. Castlereagh gab die Zusicherung, daß sich England nicht einmischen werde, so lange nicht die Rechte des Hauses Braganza gefährdet wären. Die übrige hohe Diplomatie beobachtete ein bedeutungsvolles Stillschweigen. Die Congresse von Troppau und Laibach waren im Anzuge.

Man wird sich erinnern, daß einst die europäischen Fürsten bei der Befreiung Amerika's ihren Zorn im Zaum hielten, weil sie glücklicherweise in ihrer Kurzsicht wähnten, ein so fernes Land werde auf die Stimmung ihrer Unterthanen nicht sonderlich einwirken. Etwas Aehnliches geschah jetzt in Bezug auf Spanien. Die heilige Allianz verschmerzte, obwohl bekümmerten Herzens, die gegen ihr Prinzip begangenen spanischen Sünden, weil sie fern lagen und gegen einen offenbar unsinnigen Tyrannen verübt worden waren; als aber Neapel losbrach, konnte Metternich die Hände nicht mehr in den Schoß legen, denn das lombardisch-venetianische Königreich war unverkennbar der Ansteckung ausgesetzt. Kaum von Ungarn zurückgekehrt,

beschloß er mit Zustimmung des Kaisers allsogleich die Armee in der Lombardei und Tyrol auf den Kriegsfuß zu setzen. Zugleich wurden die italiänischen Fürsten an das gemeinsame Interesse der regierenden Häuser und an die geheimen Artikel des Vertrags von 1815 erinnert, dem deutschen Bunde aber sagte der Fürst Staatskanzler: „Oestreich wird alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um die legitimen Rechte der italiänischen Fürsten auch nicht im geringsten beeinträchtigen zu lassen. Einem von den nach und nach in Wien eintreffenden neapolitanischen Gesandten, welche das östreichische Cabinet für die Neuerung gewinnen sollten, sagte Metternich unumwunden: „Die gegenwärtige Revolution Neapels ist das Werk einer verworfenen Secte, das Werk der Ueberraschung und der Gewalt; würde man ihr von Seiten der Höfe (d. h. der heiligen Allianz) irgend eine Genehmigung ertheilen, so hieße dies ebenso viel, als den Samen der Empörung auch in solche Landgebiete werfen, wo sie noch nicht Wurzel gefaßt; somit erfordert es die erste Pflicht (!) und das wesentlichste (!) Interesse der Mächte (d. h. der heiligen Allianz) dieselbe in ihrem Princip zu ersticken.“ Der Gesandte Neapels machte Einwendungen gegen diese starren Worte, indem er sagte: „Das Land des Königs meines Herrn will mit aller Welt in Frieden leben und begehrt dazu Oestreichs Unterstützung. Es muß doch zugegeben werden, daß die Welt fortschreitet und daß in constitutionellen Staaten überall Ordnung und Wohlfahrt herrschen, während sich da, wo man dem Repräsentivsystem den Eingang verweigert, alle Tage die Gefahren einer Revolution spüren lassen.“ Metternich antwortete: „Die neue Ordnung der

Dinge anerkennen, würde ebenso viel heißen als die Grundpfeiler der eignen Existenz erschüttern und zugleich Neapel der einzigen Mittel berauben, auf die es noch rechnen kann, um sich gegen die Anarchie (!!) zu schützen ... Alle wohlgesinnten Männer Ihres Landes müssen den König angehen, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen, alles seit dem 5. Juni Geschehene für nichtig zu erklären und die Menschen zu bestrafen, welche ihr Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht haben. Es sind 80 –100,000 Oestreicher bereit die Empörung in Neapel zu dämpfen." Auch der russische Gesandte erklärte den Zustand Neapels für allzu bedenklich, als daß der Kaiser sein Herr nicht mit Oestreich gemeinschaftliche Sache machen sollte. Nun ließ noch der neapolitanische Minister Campochiaro an Metternich eine Note abgehen, worin er sagte, der Tugendglanz Sr. kaiserlichen Majestät werde durch einen Angriff auf das friedliche Neapel verdunkelt werden und die Nachwelt werde eine solche Ungerechtigkeit nicht begreifen können; sollte aber Oestreich nicht von seinem Vorsatze abgehen, so würden S. Majestät beider Sicilien und die Nation, durch Spaniens heroischen Widerstand gegen Napoleon's Despotismus ermuthigt, sich auf's alleräußerste vertheidigen.

Auf diese Keckheit antwortete nun der Congreß von Troppau, eine Zusammenkunft der Kaiser Franz und Alexander mit dem König Friedrich Wilhelm, den Diplomaten Metternich, Gentz, Nesselrode, Hardenberg, Caraman, Stuart rc. Der gewandte Staatskanzler setzte trotz Englands und Frankreichs Gegenreden den Beschluß durch.

daß der heilige Bund in allen Fällen interveniren wolle, wo es sich um vollkommene Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes (aber nicht des gegenwärtigen vollkommenen Zustandes!) handelte, möchte es nun die Regierungsform oder das Staatsgebiet betreffen. Auf dem gleich darauf zu Laibach stattfindenden Congreß ward das Princip der bewaffneten Intervention definitiv angenommen und die drei Großmächte veröffentlichten eine Rundnote, worin es hieß: „Der Kaiser von Oestreich wird in seinem und seiner Verbündeten Namen eine Armee nach den Grenzen Neapels vorrücken lassen, die Revolution zu Paaren treiben und den Anhängern des Königs von Neapel Friede, Freundschaft und Schutz verleihen. Sollte ein Krieg daraus entstehen, so wird auch Kaiser Alexander marschiren lassen. —“ Zugleich wurde König Ferdinand von Neapel zum persönlichen Erscheinen in Laibach eingeladen. Vor seiner Abreise gab er das feierliche Versprechen, die beschworene Constitution, was auch die verbündeten Monarchen sagen möchten, unter allen Umständen aufrecht erhalten und nach seiner Rückkehr die unterdessen vom Parlamente gefaßten Beschlüsse anerkennen zu wollen. Von seinem Neffen, dem Kaiser Franz, und den übrigen hochgestellten Männern in Laibach auf's zuvorkommendste aufgenommen, sagte er gleich am Tage seiner Ankunft zum Staatskanzler Metternich: „Was auch die heilige Allianz zur Wiederherstellung des vorigen Zustandes in Neapel vornehmen mag, ich willige darein; nur bitte ich dabei etwas behutsam zu verfahren, damit meine in der Hauptstadt zurückgebliebene Familie nicht in Gefahr komme.“ Also von Aufrechthaltung der Constitution und von Schonung des

Volks war nicht die Rede, sondern nur von der erlauchten Familie, deren Wünschen die Großmächte nachzukommen eilten. Die in Laibach versammelten Souveräne und Staatsmänner erklärten nun einmüthig, daß sie eine dem Lande durch verbrecherische Mittel auferlegte Regierung schlechterdings nicht bestehen lassen könnten; diese müsse daher auseinander gehen und dem in seine Vollgewalt zurückkehrenden König einzig und allein das Recht zuerkannt werden eine feste Regierung einzuführen. Während dies in Laibach vorging, schwur der Prinz-Regent (zu Neapel), er wolle ein treuer Wächter der gegenwärtigen Constitution sein und sich beim etwaigen Ausbruche eines Kriegs an die Spitze der Patrioten stellen. Ein Schreiben seines Vaters, welches die Drohung der Großmächte mit einer gewaltsamen Aufhebung des gegenwärtigen Zustandes in Neapel enthielt, theilte er dem Nationalparlament mit und schrieb nach Laibach, er sei fest entschlossen das Schicksal der Nation zu theilen und für Recht, Unabhängigkeit und Ehre das eigne Leben wie das seiner Familie einzusetzen. Es ward gerüstet, aber so wie es Ludwig XVI. 1792 that als die Oestreicher und Emigranten nahten. Nach einer Aufforderung von seinem König reis'te der Herzog von Gallo nach Laibach, um mit dem Fürsten von Metternich zu sprechen, und dieser sagte: „Sie sind nach Laibach berufen, um den Willen Ihres Königs und der Mächte zu vernehmen. Verweigert die jetzige Regierung von Neapel den Gehorsam, so wird Neapel auf Kosten des Landes für 3 Jahre von 80,000 Oestreichern besetzt; ist sie so thöricht sich zu vertheidigen, so werden 100,000 Mann mehr einrücken und auf Kosten der Vertheidiger leben.“ Der Mi-

nister Gallo traute seinen Ohren kaum. Er ging zu seinem König, um sich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen. König Ferdinand bestätigte alles was Metternich gesagt hatte, hieß den Herzog ungesäumt nach Hause gehen und sagte ihm zuletzt, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe. Als dies im Nationalparlament laut wurde, sagte Borelli u. a.: „In Laibach ist der König seiner Würde beraubt worden. Vor einem Gerichtshofe wie der letzte der Menschen stehend, war er genöthigt ein Urtheil zu vernehmen, gegen das er nicht einmal appelliren durfte, ein Urtheil welches über das Schicksal einer unabhängigen Nation absprach, als wäre sie eine Heerde Vieh!" Und als Antwort auf die Laibacher Declaration der Nothwendigkeit einer Besetzung sagte man in einem Manifest: „Weil eine Nation die Freiheit und Unabhängigkeit wiedererlangt hat und dem Willen des Wiener Hofs nicht nachgeben will, so hat dieser alles angewendet, um glauben zu machen, daß das Interesse seiner Politik auch das Interesse von Europa sei, und hat geschworen unsre ganze innere Organisation über den Haufen zu werfen. Schon rücken die östreichischen Truppen in dieser Absicht gegen unsre Grenzen vor, und so wird Europa mit einem beispiellosen*) Kriege bedroht, welcher gegen die constitutionellen Ideen und gegen die Unabhängigkeit der Völker gerichtet ist."

Der östreichische General Frimont verkündete von Padua aus, er werde nur einen friedlichen Zug gegen das Königreich

*) So gar beispiellos war dieser Krieg nun eben nicht; man war nur mit der Gegenwart zu sehr beschäftigt, um im Manifeste der Vergangenheit gedenken zu können.

Neapel unternehmen, denn es seien ja nur die Ruhestörer und Rebellen gegen den König zu bestrafen. Man kennt das. Wenn auch eine ganze Nation gegen unleidliche Willkühr aufsteht, so wird eine Regierung doch immer nur gegen einige unruhige Köpfe aus dem niedrigsten Pöbel zu Felde ziehen. Der heilige Vater beruhigte seine Unterthanen über den Durchzug fremder Truppen und bedrohte zugleich die Rebellen seines eignen Landes mit harten Strafen. Der König von Neapel war des Siegs seiner Sache so gewiß, daß er Laibach schon verließ, als Frimont nach Perugia gekommen war. Bevor er aber in seine Hauptstadt zurückkehrte, ermahnte er seine Völker durch ein Manifest, die Oestreicher mit offenen Armen aufzunehmen, da sie ja bloß erschienen, um die nöthige Ordnung (!) wieder herzustellen. Fast zu gleicher Zeit reis'te der Prinz-Regent zur Armee ab und hinterließ eine Proclamation, worin es hieß: „Erinnert Euch, daß eine Nation, für die ihr Vaterland und ihre Unabhängigkeit kämpfen, unüberwindlich ist."

Zuerst schlug sich mit den Oestreichern der General Pepe bei Rieti und — wurde besiegt. Die andern Anführer thaten nun fast gar nichts mehr; Truppen und Volk war demoralisirt. Der Prinz von Calabrien eilte mit der Kunde von dieser Niederlage nach Neapel, von wo aus eine demüthige Adresse an den König nach Florenz abging. Nach dem Einzug der Fremden in der Hauptstadt ward eine provisorische Regierung eingesetzt. Wer noch Waffen zu tragen wagte, ward als Mörder betrachtet. Mitglieder der Carbonaria oder andrer geheimer Gesellschaften traf die Strafe des Hochverraths. Die Häupter der Constitutionellen, welche sich nicht durch die Flucht

Jetzt kam aber die Nachricht, der Graf Bubna ziehe mit einer östreichischen Armee nach der piemontesischen Grenze heran, ja Karl Felix machte von Modena aus bekannt, er übernehme die ihm legitim zugefallene Krone, betrachte aber jeden Unterthan als Rebellen, welcher irgend eine Neuerung wider die königliche Machtvollkommenheit vorzunehmen wagen sollte, und dazu kamen die trüben Nachrichten aus Neapel. Carignan entfloh und meldete von der Festung Novara aus, daß er aufgehört habe Reichsverweser zu sein und nur dem rechtmäßigen Monarchen unweigerlich zu gehorchen entschlossen sei.

Nach dem Einrücken der Oestreicher, zu denen 90,000 Russen stoßen sollten, waren die Constitutionellen bald zerstreut. Bei Novara geschah der Schlag. Und nun begann die Reaction, obwohl weniger abscheulich als in Neapel, da Carignan in die Verschwörung verwickelt gewesen und die Mehrzahl der Verschwornen bereits entflohen war. Mehrere Ortschaften wurden auf Kosten des Landes von den Oestreichern 14 Monate besetzt gehalten.

Schnell hatten die Bajonette der Legitimität den armen Italiänern ihre Gelüste nach Garantien gegen den Despotismus vertrieben. Bevor sich die hohen Häupter in Laibach trennten, legte Metternich noch den Plan vor, das bisherige Waffenglück auch gegen die spanische Revolution zu versuchen, den Krieg aber dem restaurirten Frankreich zu übertragen. Der französische Botschafter konnte dagegen vorbringen was er wollte, die Potentaten beschlossen zuletzt noch, binnen Jahresfrist abermals einen Congreß, und zwar in Italien, zu veran-

stalten, um dann gemeinschaftlich zu überlegen, auf welche Weise man den spanischen Revolutionären am schicklichsten beikommen könne, d. h. Frankreich förmlich mit der Unterdrückung der Constitution von 1812 zu beauftragen.

In einer Schlußnote des Laibacher Congresses sagten übrigens die hohen Monarchen noch, sie seien bloß den unterjochten Völkern zu Hülfe gekommen.

Was den Menschen über das Thier erhebt, der durch sprachliche Mittheilung der Gedanken gebildete Geist, ist etwas so durchaus Inneres, daß es sich niemals auf die Dauer durch Aeußeres zurückdrängen läßt. Wer eingesehen hat, daß er in der Gesellschaft lebt, um sicher, behaglicher und glücklicher als in der Einöde zu sein, wird bei Beurtheilung der jedesmaligen Zustände auch diesen Maßstab seiner Einsicht anlegen. Zum Unglück für die, welche die Zeiten der Unwissenheit nicht vergessen können, weil sich in derselben ihre Väter über den großen Haufen erhoben hatten, ist gar keine Hoffnung vorhanden die gemeine Menschheit in jene ursprüngliche Bestialität zurückzudrängen, welche immer dem Stärkern den unbegrenztesten Einfluß auf die Geschicke des Ganzen einräumte. Den Schein solcher Bestialität kann man wieder erreichen, wenn man durch allerhand Künste des Schreckens und der Verführung der historisch übel gestalteten Gesellschaft den thierischen Gehorsam als ein Mittel behaglichen Lebens annehmlich zu machen weiß; aber in kurzem wird dieser Schein durch den Glanz der Vernunft überleuchtet, die Völker sehen, daß sie durch den Egoismus historisch Bevorzugter gegängelt worden

sind, und lehnen sich gegen diejenigen auf, welche den Urzweck gesellschaftlicher Vereine listig verhüllt haben. Diese Sätze, und diese allein, erklären die Unbehaglichkeit der neuern Gesellschaft. Was von der Aristokratie gilt, das ist auch auf die absoluten Herrscher anzuwenden, wie sie sich historisch gestaltet haben. Ganz unbegreiflich wäre es nun, wenn die heutigen Völker ihre gebornen Herrscher absolut regieren ließen, ohne jemals auf eine Frage nach dem Wie zu verfallen. Unter den obwaltenden Verhältnissen ist aber derjenige, welcher einen gebornen Herrscher zu fragen wagt: „Wie regierst Du das Volk?" ein unruhiger Kopf, ein gefährlicher Mensch, ein Demagog; antworteten ihm einige Individuen durch die Ritzen der Gefängnisse oder vom Schafott herab: „Ich leide unschuldig!" so ist er ein Hochverräther, dem keine Ritze des Gefängnisses geöffnet und keine Freiheit der Rede auf dem Schafott gestattet sein wird. Aber statt seiner Rede ertönt nun das Geschrei seiner Freunde und — dieses Geschrei sind die neuern von Metternich unterdrückten Revolutionen in Italien. Jedermann einen Menschen sein zu lassen und ihn in seinen Menschenrechten zu schützen, das war Joseph's Sache, aber . . .

Italien war zur Ruhe gebracht. Es war die Ruhe eines Kirchhofs, von welchem aus nur noch Gespenster schreckten und auf welchem sich bald die Streitheere der Patrioten sammeln werden, um jenes Unrecht und dessen Folgen für immer (?) wieder gut zu machen*). Eben war Metternich bemüht alles

*) Was in unsern Tagen Italien beabsichtigt, ist noch viel zu wenig

zur Dämpfung der „revolutionären" Spanier einzuleiten, als ihm die Schreckenskunde vom Aufstand der Griechen gegen die hohe Pforte zukam. Man hörte, daß Sultan Mahmud in Constantinopel und anderwärts einen wahren Vertilgungskrieg gegen alles führte, was einen griechischen Namen trug; man wußte, daß die Griechen bloß in ihrer höchsten Noth zu den Waffen griffen; die Gesandten der Großmächte baten sich vom Großherrn eine Erklärung über die letzten Vorfälle aus und erhielten die Antwort, jeder selbstständige Herrscher habe das Recht seine rebellischen Unterthanen nach Gutdünken zu bestrafen, denn dies sei das göttliche Recht der Könige. Die Diplomaten schwiegen und mußten schweigen, denn der Sultan bekannte sich lediglich zu den nur eben noch in Anwendung gebrachten Lehren ihrer Herren. Das Morden hatte seinen Fortgang und zur Lenkung der türkischen Flotte lieferten England und Frankreich geschickte Matrosen. Nur Rußland that Einspruch gegen die Greuel, theils weil Alexander der Mystik zu huldigen begann, theils weil ihn nach der Moldau und Wallachei gelüstete, indem er wegen der westeuropäischen Staaten auf Constantinopel selbst keine Ansprüche zu machen wagte. Auf die Mahnungen Oestreichs und Englands, der Sache aus

---

an den Tag gekommen, als daß sich ein Urtheil begründen ließe. In Bezug auf Oestreich kann es sich um die Integrität seiner Staaten handeln, aber auch bloß um die Zurückdrängung der Reformen. Das östreichische Militär marschirt so zahlreich, daß es auf einen energischen Widerstand zu stoßen fürchten muß. Auf diesen Punkt werden wir zu Ende dieses Anhanges zurückkommen, da sich unterdessen die Absicht des Wiener Cabinets jedenfalls enthült.

Friedensliebe freien Lauf zu lassen, antwortete der Czar, in Bezug auf die Türkei wünsche er eben so freie Hand zu haben wie Oestreich in Italien gehabt habe. Aus Furcht vor Rußland gab endlich der Sultan das Versprechen mit größerer Milde gegen die Griechen zu verfahren, ließ aber zugleich über den Thoren des Serails abermals eine Menge Christenköpfe aufstecken. Da die hohen Diplomaten von den Völkern ziemlich laut an die Grundsätze der christlichen Liebe erinnert wurden, welche der heiligen Allianz ausdrücklich zu Grunde gelegt waren, so versuchte Oestreich nochmals sein Heil, die Pforte zu andern Maßregeln zu bewegen. Man antwortete ihm mit hochmüthiger Geringschätzung. Auch dem englischen Gesandten ward eine ziemlich hochtrabende Antwort ertheilt. Dem drohenden Rußland gegenüber arbeiteten Metternich und Castlereagh unausgesetzt an der Erhaltung des Friedens, mochte auch das Volk der Griechen unterdessen verbluten.

Wie schlimm es aber im Orient auch hergegangen sein mochte, so hofften doch die christlichen Völker Rettung ihrer griechischen Glaubensbrüder, als ihnen die Kunde wurde, die hohen Monarchen versammelten sich zu Verona und Kaiser Alexander sei zu einer edlen That entschlossen, wozu ihn nicht nur sein Volk, sondern selbst sein ganzer Hof antreibe Und der Kaiser von Rußland hatte allerdings Anfälle vo Edelmuth, obwohl mit denselben auch einen gewaltigen Tri sich nach der Türkei hin auszudehnen, was Oestreich se schmerzlich empfand. Auf Alexander also und auf den sandten der südwesteuropäischen Staaten fielen die hoffen Blicke der Völker.

Noch bevor die Monarchen persönlich an den Verhandlungen zu Verona theilnahmen, überredete Metternich den französischen Gesandten Montmorency einen förmlichen Antrag auf bewaffnete Intervention in Spanien zu stellen, obgleich diesen sein Cabinet nur von der mißlichen Lage des royalistischen Frankreich neben dem „revolutionären" Spanien zu sprechen ermächtigt hatte. Durch die Einflüsterungen dieser beiden Männer wurde Kaiser Alexander zu dem Wahne einer allgemeinen Verschwörung der Völker gegen die Throne geführt. So d. h. durch Oestreich kam es dahin, daß Frankreich beauftragt wurde, Ferdinand den VII. in seine Machtvollkommenheit wieder einzusetzen. Was zur bewaffneten Intervention in Spanien geschreckt hatte, das wußte Metternich in Bezug auf Griechenland geltend zu machen. Nichts half das Rufen und Flehen dieses so lange unterdrückten Volks, nichts selbst eine Gesandtschaft des Grafen Metaxas, welcher mit mehrern Bevollmächtigten die zu Verona versammelten Potentaten um Hülfe gegen den grausamen Halbmond angehen sollte; die Note der griechischen Regierung wurde nicht beantwortet und Metaxas nur bis Roveredo gelassen. Auf die Nachwelt ist sein Schreien gekommen, aber nicht bis zu den Ohren und Herzen der Diplomaten! In der am Schlusse des Congresses erlassenen und von Metternich, Nesselrode und Bernstorff unterzeichneten Circulardepesche, welche Sinn und Meinung der heiligen Allianz ausspricht, heißt es u. a.:

Eine Begebenheit von großem Gewicht hatte sich vor dem Schlusse des Laibacher Congresses zugetragen. Das was der Geist der *Revolution* in der westlichen Halbinsel begonnen, was

er in Italien versucht hatte, gelang ihm am östlichen Ende von Europa. In eben dem Augenblicke, wo die militärischen Aufstände zu Neapel und Turin vor der Annäherung einer regelmäßigen Macht zurückwichen, wurde ein Feuerbrand der Empörung in das osmanische Reich geworfen. Das Zusammentreffen konnte keinem Zweifel über die Gleichheit (?) des Ursprungs Raum lassen.... Die Monarchen (der heiligen Allianz), entschlossen die Maxime der Rebellion, an welchem Orte und in welcher Gestalt sie sich auch zeigen möchte, zurückzuweisen, sprachen sofort ihr einstimmiges Verwerfungsurtheil darüber aus ... Andre Ereignisse haben ihre Blicke auf den bejammernswerthen Zustand der westlichen europäischen Halbinsel geheftet. Spanien unterliegt heute dem Schicksale, das allen Staaten bevorsteht, die unglücklich genug sind das Gute auf einem Wege zu suchen, auf welchem es nie gefunden werden kann *) ... Die Gesandten der Monarchen haben Befehl erhalten die Halbinsel zu verlassen. Was auch die Folgen dieses Schrittes sein mögen, die Monarchen beweisen dadurch vor Europa, daß nichts (!) sie bewegen kann in einem Entschlusse zu wanken, den ihre innigste Ueberzeugung **) gut geheißen hat. Je aufrichtiger die Freundschaft ist, die sie für S. Majestät den König von Spanien hegen ***), je lebhafter ihre Theilnahme an dem Wohle (!) einer Nation, die sich in allen Epochen ihrer Geschichte durch

*) Die Zeit hat diesen Satz sehr bald berichtigt.

**) Wie nun, den guten Willen vorausgesetzt, wenn dieselbe auf Irrthum beruhte, dem alle Menschen nur zu sehr ausgesetzt sind?

***) Freundschaft, und zwar aufrichtige Freundschaft gegen einen *Tyrannen wie* Ferdinand VII.! Sage mir wer Dein Freund ist ꝛc.

so viel Tugend und Größe ausgezeichnet hat*), desto stärker haben sie die Nothwendigkeit gefühlt die Maßregeln zu ergreifen, für welche sie sich entschieden hatten und welche sie zu behaupten wissen werden ... Die Monarchen kennen keine Feinde als die, welche sich gegen die rechtmäßige Gewalt der Herrscher wie gegen die Gutmüthigkeit der Völker (Gutmüthigkeit ist das rechte Wort!) verschwören, um beide in einen gemeinschaftlichen Abgrund zu ziehen" u. s. w.

In diesem Actenstücke war es klar ausgesprochen, daß Oestreich, Preußen und Rußland nichts als die absolute Gewalt der Könige aufkommen lassen wollten. Was 1830 geschah, war eine nothwendige Folge dieser Maxime, und was demnächst wieder geschehen wird ...

Obgleich sich nun Ludwig XVIII. und der englische Minister Canning gegen eine bewaffnete Intervention Frankreichs in Spanien zu wehren suchten, so mußten sie doch dem „festen Willen" der nordischen Mächte nachgeben. Diese, 1812 und 1814 mit der neuen spanischen Constitution einverstanden, erklärten jetzt dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten: „Die spanische Constitution ist überall der Vereinigungspunkt und das Feldgeschrei einer gegen die Sicherheit (!) der Throne und die Ruhe der Völker (!) verschworenen Faction (?), weshalb diese Regierungsform, welche selbst jene, die aus Egoismus oder Stolz (nicht auch ein wenig mit aus Liebe zur Volkswohlfahrt?) noch daran hängen, für unaus-

*) Besonders als sie für die Vertreibung Napoleon's ihr Herzblut opferte, um — aus dem Regen in die Traufe zu kommen!

führbar (!!) erkannt haben, durch eine andre zu ersetzen ist, worin die Rechte des Monarchen mit den wahren (!) Interessen und den gesetzmäßigen Wünschen aller (!) Klassen der Nation glücklich abgewogen sind."

In der französischen Deputirtenkammer erschienen nach Manuel's Ausstoßung die Mitglieder der linken Seite nicht mehr, so daß die Beschlüsse der Aristokraten gegen Spanien durchgingen. Unter dem Herzog von Angoulême zogen Oudinot, Molitor und selbst der greise Moncey nach Spanien, um dort zu unterdrücken, was einst gegen ihre und ihres großen Anführers Bemühungen das bewaffnete Europa in Frankreich unterdrückt hatte. Angoulême erklärte, die Pyrenäen nur überschritten zu haben, um Gerechtigkeit, Ordnung und Frieden wiederherzustellen. Und nach der Ueberwindung des constitutionellen Heeres zeigte sich der Geist der siegreichen Partei. „Die Patrioten," heißt es in Burckhardt's Geschichte de neuesten Zeit, welche nicht durch das Gift oder den Dolch d von der Regentschaft besoldeten Banditen gefallen oder zu Hohne alles Rechts und aller Gesetzlichkeit auf dem Schaf und am Galgen geendet hatten, wurden von den Agenten v Angebern der neuen Regierung aufgespürt, verhaftet, verbar mit Confiscation ihrer Güter bestraft ꝛc. Wie weit die W dieser reactionären Regierung ging, läßt sich schon darau messen, daß sie selbst die höhern französischen Officiere, nicht immer mit ihren tollen Streichen übereinstimmten, ö *lich als* Freimaurer und Ungläubige bezeichnete." Binnen *Wochen* waren 44,000 Spanier wegen ihrer politischer *nungen eingekerkert*, so daß sich diesem Wüthen am Er

ein Angoulême durch eine ausdrückliche Ordonnanz widersetzte! König Ferdinand verhieß den Cortes kurz vor ihrer Zersprengung, daß er niemanden wegen seiner politischen Meinungen verfolgen werde, und nachdem er sich frei fühlte, proclamirte er: „Die schändlichen Erfolge, welche der Einführung der demokratischen Constitution von Cadix (1820) vorausgingen, sie begleiteten und nachher eintraten, sind allen meinen Unterthanen wohl bekannt. Die strafbarste Verrätherei, die schimpflichste Feigheit, der abscheulichste Angriff auf meine königliche Person und die Gewalt waren die Mittel, die man anwendete, um die väterliche (!!) Regierung meines Reichs wesentlich in einen demokratischen Codex, eine fruchtbare Quelle von Unglücksfällen (soll wohl heißen: reactionärer Bestrebungen) zu verwandeln... Nichtig und kraftlos sind alle Acte der sogenannten constitutionellen Regierung, genehmigt alles was die provisorische Regierungsjunta und die Regentschaften verordnet haben." Gehängt ward zunächst Riego, welchem der König sein Leben verdankte, als wüthende Volkshaufen seinen Palast bedrohten. Mina entfloh nach England. Die Kerker füllten sich aller Orten und das Blut floß in Strömen. Es erschien ein Amnestiedecret mit funfzehn Ausnahmekategorien. Welch eine Amnestie! Auf die Mahnung einiger Potentaten, die spanische Regierung möge doch menschlich verfahren, antwortete Ferdinand: „Ich gedenke absoluter König zu bleiben!" Aber Metternich, welcher alle Künste seiner Diplomatie aufgeboten hatte die Mächte für die Rehabitilirung Ferdinand's zu gewinnen, feierte seinen schönsten Triumph. Alle Welt sah

und verabscheute die ungeheuern Ungerechtigkeiten, aber — Joseph lag bei den Kapuzinern.

In Portugal hatte der König „frei und nach innigster Ueberzeugung" den Eid auf die neue Constitution abgelegt. Die Reaction siegte auch hier und der König übernahm „gezwungen" seine absolute Gewalt wieder. Nach Ludwig's XVIII. und Alexander's Tode war an keine Aenderung des Systems zu denken, denn ihre Nachfolger waren Karl X. und Nicolaus I. Auf Letzterm beruhte hauptsächlich das Schicksal der bejammerswerthen Griechen.

Es wurden viel Depeschen nach Constantinopel geschickt, aber der Sultan blieb dabei, die Dämpfung des griechischen Aufstandes sei allein seine Sache, wobei er sich vorzugsweise auf die Gesinnungen des Wiener Cabinettes stützte. „Ich erstaune," sagte der Reis-Effendi zu den Gesandten Englands, Frankreichs und Rußlands, „daß Mächte, die jede rebellische Bewegung im Westen erdrückt haben, so zärtlich gegen Rebellen im Osten sind." Was war darauf zu antworten? Ganz gewiß nichts Gründliches! Es ging den Großmächten jetzt wieder wie in den Kriegen mit Frankreich, welches sich bei seinem Umsichgreifen auf die Theilung Polens berief. Indessen hatte Rußland seine Privatzwecke und drohte Gewalt zu brauchen, wenn die Wüthereien gegen die Griechen nicht aufhörten. England und Frankreich schlossen sich an, aber Oestreich ließ dem Divan sagen, er solle alle Kräfte zur Beendigung der griechischen Revolution aufbieten. Dies geschah, aber sehr zur Verlängerung des Kriegs, denn die drei genannten Mächte gingen nun dem

Divan mit Drohungen zu Leibe und dieser antwortete ebenso trotzig wie zuvor, weil er sich auf Oestreich verlassen zu können meinte. Man gewann auch in der That durch Geld und Versprechungen mehrere vornehme Griechen, welche sich als Vertreter des Volks gerirten und ihre demüthige Unterwerfung erklärten. Auf diese Weise erschien die Vermittlung Englands, Frankreichs und Rußlands als ein Unding. Unterdessen schwang der Aegypter Ibrahim im Peloponnes ungestört sein vernichtendes Schwert.

Trotz den verschiedensten Machinationen gingen die genannten drei Mächte einen Schritt weiter. Die Admirale der englischen und französischen Flotte Codrington und de Rigny nahmen dem grausamen Aegypter das Versprechen ab, wenigstens so lange die Waffen ruhen zu lassen, bis seine Eilboten von Constantinopel und Alexandrien zurückkämen. Ibrahim aber machte es wie andre Leute, welche immer viel auf die Maxime gehalten hatten, daß Versprechen etwas Andres sei als sein Versprechen halten: er suchte aus dem Hafen von Navarin zu entkommen, um Patras und Missalunghi zu unterstützen. Man trieb ihn zurück und ermahnte ihn zum Abzuge nach Aegypten. Statt aller Antwort ließ er einen neuen Verheerungszug durch Morea unternehmen. Diese Häkelei zwischen Ibrahim-Pascha und den christlichen Admiralen endigte bekanntlich mit des Erstern Besiegung bei Navarin. Gleich brach der Sultan alle diplomatischen Beziehungen zu den drei Mächten ab und ließ nur noch den befreundeten Internuntius Oestreichs vor. Indessen drang dieser nicht durch. Rußland schlug los und erkämpfte den

von Adrianopel. Die griechische Revolution drang auf diese Art zuletzt wirklich durch und erhielt zu ihrem Oberhaupt — einen europäischen Fürsten, der an die Pforte — einen jährlichen Tribut bezahlen mußte.

Auch in Bezug auf Griechenland kann man kein andres Urtheil fällen als in Betreff Italiens und Spaniens: ohne die beliebte hemmende Politik wäre nicht die Blüthe des nothgedrungen insurgirten Landes gefallen und wären unzählige Grausamkeiten unterblieben, die alle zu nichts weiter führten, als was höchst wahrscheinlich früher durch bloße Unterhandlungen erreicht werden mochte. Das biedre Volk der Oestreicher sollte mit Schmerzen erfahren, welchen Verlust es in einem Fürsten erlitten hatte, dessen guten Willen es hin und wieder nur zu sehr verkannt hatte.

Wir fühlen uns gedrungen, unsre Blicke nochmals auf Italien und Spanien zu werfen, um zu sehen, ob Metternich's Politik Ruhe und Frieden geschaffen hatte, um deretwillen angeblich die bewaffnete Unterdrückung der Reformen unternommen worden war.

Im lombardisch-venetianischen Königreich, welches noch vor kurzem brannte an den Unruhen in Piemont theilzunehmen, war die Regierung bedacht jede Regung eines liberalen Geistes zu überwachen und zurückzudrängen; gleichwohl oder vielmehr ebendeshalb kamen einige Verschwörungen zu Stande, welche aber zeitig entdeckt und glücklich beseitigt wurden. Die ewige Sorge des östreichischen Staatskanzlers, auch im übrigen Italien gleiche Grundsätze durchzuführen wie sie ihn in der Lombardei leiteten, führte zu einer Art von Hegemonie

des Kaiserstaates über die ganze Halbinsel. Dazu kam noch, daß Oestreich durch Familienbande den größten Einfluß auf Toscana, Modena, Parma und Piacenza äußerte; Rom schloß sich den östreichischen Grundsätzen aus Furcht vor einer kirchlichen Reform an, Sardinien und Neapel aus Furcht vor den Carbonari's.

Karl Felix von Sardinien hielt die Unterstützung Oestreichs für kräftig genug, um allen Klagen des Volks über Steuerdruck und Mönchsherrschaft nichts als Verfolgungen der Klagenden entgegenzusetzen. Die Jesuiten waren so in Aufnahme gekommen, daß der König selbst im Ordenskleide der frommen Väter einherging.

Wenn Metternich seine Unzufriedenheit mit Toscana, Parma und Lucca zu äußern für nöthig fand, so gefiel ihm Modena desto besser, weil dessen Herzog „der unerbittlichste Feind aller Reformen" war. Woher kam es nun aber, daß gerade in Modena die Häupter der Carbonaria am thätigsten waren? Konnte man diese Erscheinung nicht eine Lehre für den Staatskanzler nennen?

In Sicilien waren die Kerker so gefüllt, daß Ferdinand I. den Gefangenen die Wahl ließ, in ihren Kerkern zu bleiben oder sich nach Tunis überzusiedeln. Für die Aufnahme dieser Emigranten ließ sich der Bei von Tunis 10,000 Ducaten bezahlen. Das Land war so voll Räuber und Mordbrenner, daß abermals östreichische Truppen einschreiten und die Wälder säubern mußten. Die Finanzen, das Justizwesen, Handel und Industrie waren im beklagenswerthesten Zustande. Ferdinand's Nachfolger Franz I. sagte zwar, es solle alles be-

Alten bleiben, wollte aber doch die Regierung mit einei
denact antreten. Er ging damit um, eine Amnestie zu
den; allein sein Namensvetter, der Kaiser von Oestreich
ihn durch die Bemerkung davon ab, daß dies noch z
sei, indem die Carbonari noch keine Bürgschaft für ihr
nesänderung gegeben hätten. Den Corsaren mußte unt
von neuem Tribut gezahlt und den Räubern mit frische
litär begegnet werden. Auch der Carbonarismus machte
wieder seine Versuche, die zum Theil blutig unterdrück
den. Das ungeheuer gemißhandelte Land ward nicht
und legte ebenfalls ein Zeugniß von der Verwerflich
es leitenden Politik ab.

Weder Pius VII. noch Leo XII. beglückten den K
staat. Dem Willen Oestreichs immer zuvorkommend g
dem Carbonarismus stets neue Nahrung. Ihr Na
Pius VIII. erließ kurz nach seiner Erhebung das I
tionsedict und bewies schon dadurch, wessen man sich
versehen müsse.

Einen solchen Zustand des blumenreichen Italien
eine Politik herbeigeführt, welche stets und überа
tend machte: „Eine Staatsveränderung, durch ge
men Aufstand und Untreue der bewaffneten Macht h
führt, kann niemals den Völkern gedeihlich sein; auf
Punkte Europa's darf der Status quo verrückt werden
man nicht den Bestand und das Gleichgewicht aller
erschüttert sehen will; die von Gott stammende, durc
gion und historisches Recht beschützte Majestät ist um
Preis gegen die Anmaßungen und Angriffe der Ne

vertheidigen." Daher der östreichische Schutz, als es sich um den grausamen Sultan und den noch grausamern Don Miguel handelte, daher das niedergetretene Italien und das kämpfende Ungarn, daher aber auch die fortwährenden, wenn auch noch so geheim gehaltenen Finanzverlegenheiten.

Wenn schon die nichtdeutschen Staaten dem Regierungssystem Metternich's unterlagen, so war dies natürlich mit den deutschen Ländern noch mehr der Fall. In Preußen durfte gar niemand mehr von Reichsständen sprechen, wenn er nicht als ein Vaterlandsfeind angesehen sein wollte; der Bundestag, welcher seine Protocolle nicht mehr veröffentlichte, ignorirte meistens die Klagen über Verweigerung landständischer Verfassungen sowie über Preßzwang und Handelssperre, widmete aber fortgesetzt seine Aufmerksamkeit den demagogischen Umtrieben, die freilich meistens durch solche Verweigerung hervorgerufen wurden, wenn sie überhaupt in der angeblichen Weise vorhanden waren. Baiern konnte und wollte sich dem Einflusse des nahen Oestreich nicht entziehen. Die wohlgesinnte würtembergische Regierung hatte so manchen diplomatischen Kampf gegen das Wiener Cabinet zu bestehen. Die badische Regierung wußte in dieser Zeit die mißfällige Opposition aus der Kammer fern zu halten und nahm auf den Mißmuth der Aufgeklärten im Volke keine Rücksicht. Hessen-Darmstadt hatte im Hinblick auf das Begehren der Großmächte viel mit den störrigen Landständen zu kämpfen und stak in großer Finanznoth. Die Regierung von Hessen-Cassel machte sich bei hochgestellten Personen beliebt und bei ihrem Volke sehr verhaßt. Die Bewohner von Nassau wurden nie-

dergehalten und die von Sachsen nicht einmal mit Versprechungen von Reformen vertröstet; daher häufte sich hier auch sehr viel Zündstoff. In Hannover ward jede Aeußerung der Unzufriedenheit im Keime erstickt und die Tollheiten des Herzogs von Braunschweig waren so groß, daß sie selbst von den hohen Potentaten gemißbilligt wurden. Mit einem Worte, überall suchten die Regierungen den vom östreichischen Staatskanzler verkündeten Grundsätzen gemäß zu handeln und häuften dadurch in den Herzen ihrer Unterthanen einen Brennstoff, der nur noch des zündenden Funkens bedurfte. Dieser Funke sollte wie gewöhnlich von Frankreich ausgehen.

Karl X. hatte nach vielen Bemühungen, ein ihm ganz gefälliges Ministerium zu finden, dem hyperaristokratischen Polignac das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten und die Präsidentschaft übergeben. Es war das Ministerium des Rückschrittes. Der talentlose Polignac übernahm es, das Volk der Franzosen nach und nach mit dem Gedanken an eine absolute Herrschaft zu versöhnen, wie sie den nordischen Wiederherstellern des neufränkischen Thrones genehm sein mußte. Die ersten Symptome des Widerstandes zeigten sich durch Angriffe der Journale auf das volksfeindliche Ministerium und durch Steuerverweigerungen. Der Minister, weit entfernt an Nachgiebigkeit zu denken, glaubte das drohende Ungewitter durch einen Kriegszug nach Algier ableiten zu können. Aber schon die Adreßdebatte der Deputirtenkammer enttäuschte viele Aristokraten, wenn auch nicht den Minister selbst, die von 221 Mitgliedern gegen 181 votirte Adresse aber that dies noch in erhöhtem Maße. Sogleich wurden die Kammern

auf mehrere Monate vertagt, weil die der Deputirten ihre Mitwirkung zur Ausführung der Absichten des Königs verweigert habe, die europäische Diplomatie warf besorgte Blicke nach Paris, ja Metternich selbst soll geäußert haben, die beiden Plagen der Franzosen, das Wahlgesetz und die Preßfreiheit, könne man nur durch die Kammern loswerden. Die 221 wurden insgesammt in die neue Kammer geschickt. Diese ward aber noch vor ihrer Zusammenkunft aufgelös't, das Wahlgesetz verändert und die Freiheit der periodischen Presse suspendirt. Diese Ordonnanzen erschienen am 26. Juli 1830 im Moniteur, contrasignirt von den Ministern Polignac, Chantelauze, Haussez, Peyronnet, Montbel, Guernon-Ranville und Capelle. Einige Journale erklärten ein solches Verfahren für constitutionswidrig und nichtig, andre hörten auf zu erscheinen; die Werkstätte und Fabriken wurden geschlossen und Tausende von Arbeitern durchströmten die Straßen; dem Minister wurden die Fenster eingeworfen; eine Deputation an den König kam unverrichteter Sache zurück, denn dieser war in St. Cloud und die Minister blieben bei ihren Ordonnanzen. Da entspann sich die sogenannte Julirevolution, eine von den vielen traurigen Folgen der Politik, wie sie von Oestreich ausgegangen und von den übrigen Regenten meistens angenommen worden war. Es wird Leute geben, welche sagen, daß auch ein Joseph diese Revolution nicht habe vermeiden können, denn von ihm selbst sei eine Empörung der Niederlande hervorgerufen worden. Antwort: Kaiser Joseph wollte Reformen einführen wofür seine Völker noch nicht völlig reif waren, seine Nachfolger und auf ihren Antrieb die andern

Souveräne Europa's wollten Reformen nicht einführen, für ihre Völker reif und zu kämpfen entschlossen waren.

Nicht auf Frankreich blieben die Wirkungen der Ju volution beschränkt. Die Belgier waren höchst aufgebracht das Haus Oranien, welches durch seinen Minister schre ließ: Unzufriedenen müsse man wie Hunden einen Maul anlegen und Peitschenhiebe geben. Die Unruhen zu Br verbreiteten sich bald über das ganze Land und endigten mi Losreißung Belgiens, welches seitdem viele von der Vern geforderten Volksrechte besitzt.

Nicht lange nachher errang sich das so lange vernachläs Sachsen eine zeitgemäßere Verfassung, der Herzog Karl Braunschweig ward nach England vertrieben und auch He Cassel erhielt eine neue Constitution. Später folgten Han ver und mehrere kleine Staaten. Hier und da war die l wandlung der Verfassung blutig gewesen.

Sobald übrigens die Ruhe in Deutschland einigerma hergestellt und der erste Schrecken der Potentaten vorüber n schritt der deutsche Bundestag mit hemmenden Maßregeln die eine Verschwörung unter dem Lieutenant Koseritz d Sprengung der Bundestagsversammlung rückgängig mache können wähnte; sie ward aber noch zur rechten Zeit ent und deren Theilnehmer verhaftet. Es sollte wieder die kommen, wo allein die Politik Metternich's ihre Trium feierte! So gelang es dem König von Hannover die von sei Volke kaum errungene Verfassung zu beseitigen.

In Italien hatte die Julirevolution natürlich einen u heuern Eindruck gemacht. Wenn auch das mit östreichi

Militär überhäufte lombardisch-venetianische Königreich äußerlich ruhig bleiben mußte, so lieferten andre Staaten der Halbinsel einen desto sichrern Beweis von der Haltlosigkeit des sie leitenden Systems. Der Herzog von Modena entfloh nach Mantua, Marie Louise (Napoleon's Wittwe) von Parma nach Piacenza; Gregor XVI., Pius' VIII. Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle, ward durch einen Congreß der Abgeordneten von sieben empörten Provinzen erschreckt; in Neapel und namentlich auf der Insel Sicilien gab es viel zu unterdrücken und aus Piemont mußten die von Frankreich eingebrochenen Polen zurückgetrieben werden. Die Revolutionsversuche in Ober- und Unteritalien wurden durch Oestreichs bewaffnetes Einschreiten gedämpft, da Frankreich mit seinem juste-milieu sich der heiligen Allianz wieder genähert hatte.

Wer kann behaupten, daß auch Polen damals aufgestanden wäre, wenn nicht Frankreichs Hülfe gewinkt hätte? Aber auf Frankreich würde es nicht haben rechnen können, wenn nicht dessen Dynastie wegen ihrer bekannten Grundsätze verdrängt worden wäre! Ja wer bürgt dafür, daß ohne die Julirevolution selbst in England die Reformbill durchgegangen wäre, nachdem Wellington noch im Nov. 1830 erklärt hatte, es sei keine Reform irgend einer Art nöthig, indem das Bestehende allen Zwecken genüge?

Eine weitere Folge dieser zweiten französischen Staatsumwälzung war die Verjagung des Tyrannen Don Miguel vom portugiesischen Throne, indem England und Frankreich für den aus *Brasilien* vertriebenen Don Pedro Partei nah-

men. Was nach Ferdinand's VII. Tode in Span
schehen wäre, wenn nicht alle diese Verkettungen von U
den stattgefunden hätten, ist schwer zu sagen; indessen
Bezug auf dieses unglückliche Land noch anzumerken, daß
Carlos, ein Freund der Priester und des Absolutismu
Oestreich bedeutend unterstützt wurde.

Im Jahr 1840 hätte Oestreichs Politik beinahe
großen Krieg erzeugt. Der Pascha von Aegypten hatte s
gen den Großherrn aufgelehnt und bedrängte ihn dern
daß die hohe Pforte zu wanken begann. Es legten sic
lische, französische und östreichische Schiffe vor die Dardan
Frankreich wollte den Vicekönig von Aegypten mächtig
damit England auf dem Mittelmeere nicht allmächtig
dieser letztere Staat aber beabsichtigte die Macht des S
zu heben. Dieser Absicht traten auch Rußland, Oestreic
Preußen bei. Die vier zuletzt genannten Mächte schlosse
hinter Frankreichs Rücken einen Vertrag, als ob Fran
gar keine Großmacht wäre. Man weiß, daß diese Ange
heit fast einen europäischen Krieg erzeugt hätte, den nur
wig Philipp's Mäßigung und — die Demüthigung
Landes verhinderten. Zur Unterstützung der morschen T
also entschloß sich Oestreich selbst auf die Gefahr hin in
abermaligen Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden un
türkischen Länder nach und nach an den Koloß des russ
Czarenreichs übergehen zu sehen; aber zum Anschluß a
von Preußen ausgegangenen deutschen Zollverein ist es
bis heute nicht zu bewegen gewesen, obwohl eine solche
regel in der Bundesacte gefordert ist.

Was von 1840 bis auf unsre Tage von Oestreich gethan worden ist, um seinen Grundsätzen überall Geltung zu verschaffen, kann in seinen Folgen noch zu wenig übersehen werden, um ein Urtheil begründen zu lassen; nur so viel ist sicher, daß dieser Staat, so lange sein Kanzler lebt, keiner andern Politik als der des starresten Conservatismus huldigen werde. Dies ist wieder sehr eclatant hervorgetreten, nachdem ein reformliebender Papst den Stuhl des heil. Petrus bestiegen hat. Pius IX. hat Veranlassung zu dem Bonmot gegeben, das Wiener Cabinet sei katholischer als der Papst; indessen das Katholische wäre bei dem Indifferentismus der heutigen Welt in der That das Wenigste, es kommt alles und alles auf die politischen Reformen an, welche Pius einführt und Metternich nicht leiden will. Wohin dieses System des Stabilismus bisher geführt hat, glauben wir gezeigt zu haben; wohin es in nächster Zeit führen werde, das kann man freilich nicht wissen; wohin es am Ende führen muß, das wagen wir nicht niederzuschreiben. Jedenfalls aber ist es unmöglich, aufgeklärten Völkern gegenüber die Willkühr lange zu behaupten, indem selbst die Macht, worauf sich die Willkühr stützt, das Militär, nur allzuleicht unzuverlässig wird, indem die Aufklärung auch seine Reihen durchzieht.

Doch es kann unsre Sache nicht sein, hier weitläuftiger die Folgen eines Systems auseinander zu setzen, wovon wir vielleicht schon zu viel sagten und wovon die ihm huldigenden Staatsmänner wahrscheinlich nicht eher zurückkommen werden . . .

Unsre *Leser, welche* Joseph's II. Maximen und Bestre-

bungen kennen gelernt haben, sollten durch diese Skizze nur in den Stand gesetzt werden zu beurtheilen, ob unter seiner Regierung Europa so viel gelitten und noch in unsern Tagen eine Physiognomie haben würde, welche nicht anders als höchst beunruhigend genannt werden muß. Denn wir kommen nochmals darauf zurück, es handelt sich in den Augen Vieler jetzt nicht um das Mehr oder Weniger von Volksrechten in den zögernd gegebenen Verfassungsurkunden, sondern dem durch den Pauperismus heraufbeschworenen Gespenst des Communismus ist zu begegnen, aber schleunigst zu begegnen! Es wäre vermessen den Lenkern der Staaten vorschreiben zu wollen, wie sie diesen wichtigsten aller Zwecke erreichen können; aber gewiß ist auch, daß er durch das bisherige System nicht erreicht werden kann. Es wird dem Leser dieses Buches klar sein, daß ein solcher Zustand der Dinge nicht eingetreten wäre, wenn ein Staatsmann wie Joseph die östreichischen Angelegenheiten gelenkt hätte. Und dies war es was wir durch diesen Ueberblick der politischen Ereignisse seit dem Hinscheiden des großen Kaisers zu erreichen hofften.

Untersuchen wir jetzt, in wie fern die innere Verwaltung des östreichischen Staats dem Bilde widerspricht, welches sich Joseph davon entworfen und dessen Verwirklichung er alle seine Kräfte geweiht hatte. Es ist i. J. 1843 eine vortreffliche Schrift bei Hoffmann und Campe erschienen „Oestreich und dessen Zukunft," welche durch eine andre ein Jahr später bei Reclam herausgegebene „Der Fortschritt und das conservative Princip in Oestreich" durchaus nicht widerlegt werden konnte. In dem ersten Werkchen wird der Beweis, „daß es

in Oestreich nicht so fortgehen könne, wenn man den Staat nicht bei der ersten ernsten Probe unterliegen sehen wolle," bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit getrieben, wie sie in solchen Dingen nur irgend gefordert werden kann; das zweite Schriftchen müht sich ab etwas von dieser Wahrscheinlichkeit abzuzwacken, indem es bald gar nicht und bald halb zugiebt, Belege anführt die etwas ganz Andres beweisen würden als was der Verf. beabsichtigt und durch seine eigne gute Hoffnung, sei sie gegründet worauf sie wolle, Andern gute Hoffnung zu machen trachtet. Obwohl nun keiner von beiden Schriftstellern bis dahin zurückgeht, wo eigentlich der Hauptfehler zu suchen ist, nämlich bis zur Abweichung von den Josephinischen Ideen, so geht doch mittelbar alles dies daraus hervor, wenn man nur die Anwendung zu machen versteht. Erwähnen wir die Hauptsachen davon.

Einmal wird die Behauptung aufgestellt, die kräftigste Stütze einer Regierung sei das Selbstbewußtsein des Volks, sei das Nationalgefühl, und dieses fehle den Bewohnern des Kaiserstaates, da „Oestreich" nur ein imaginärer Name sei, der kein in sich abgeschlossenes Volk, kein Land, keine Nation bedeute, sondern sich nur als eine conventionelle Benennung für einen Complex unter sich abgesonderter Nationalitäten erweise, so daß die verschiedenen Volksstämme durch keine Sympathien, keine Jahrhundert lange Eintracht und Größe, durch keine historischen Bande verknüpft würden; der engherzige Patriotismus des Oestreichers umfasse nicht mehr als sein Dorf oder höchstens seine Provinz. „Einmal nur," heißt es dort wörtlich, „in unsern Tagen vereinigten sich Fürsten und Völ-

ker bei einem einstimmigen kräftigen Aufrufe an das Nationalgefühl, weil Fürsten und Völker nur von daher ihre Rettung erwarten konnten, und das eine Mal erwies sich der Talisman kräftig und wunderbar. Kaum war jedoch der Zweck erreicht, als sich die Einstimmigen abermals veruneinigten und von den Regierungen das kaum noch Gepriesene und Bewunderte verpönt, verfolgt und, wo dies nicht anschlug, auf Irr- und Nebenwegen abgeleitet wurde, damit es versande . . . Um Andre zu achten, muß man bei sich selbst den Anfang machen; um einer männlichen Haltung fähig zu sein, muß man Vertrauen in sich und seine Kraft haben: Hundedemuth und christliche barmherzige Geduld sind Sklaventugenden, sowie ein breiter Rücken und dicke Haut. Was von Einzelnen, gilt auch von Nationen . . . Seitdem der westphälische Friede den Namen „Deutscher" vernichtete und an den Pranger schlug, seitdem es nur noch Baiern, Pfälzer, Schwaben, Hessen u. s. w. gab, wurde Deutschland eine Null: was geschah, das geschah ohne oder gegen Deutschland, und die größte Nation der civilisirten Welt war vom Schauplatze abgetreten, weil sie vergessen hatte, daß sie eine Nation war . . . Nach dem großen Kampfe gegen einen beispiellosen Druck hat sich in Oestreich — weil es dessen Regierung bequem fand über Schlafende zu regieren — wohl ein slavisches, ungarisches und italiänisches, aber kein östreichisches Nationalgefühl gebildet . . . Daher herrscht jetzt in Oestreich überall ein gänzlicher Mangel an Zuneigung für die Regierung, an einem *Gefühl* der Gesammtheit, an Zutrauen in die eigne Zukunft."

Aus diesen Sätzen schließt der Verfasser, daß die Regierung

nur dann Bestand haben könne, wenn sie ihre Tendenz und ihre Principien völlig ändre und den Bedürfnissen des mündigen Volks anbequeme.

Der Gegner solcher Ansicht weiß nur zu sagen, das Nationalgefühl sei nicht das einzige kräftige Band, welches die Staaten an die Menschheit (!) binde; die kalte Hand (!) der Nationalität werde hoffentlich Staaten und Völker nicht scheiden; jeder Willige (!) werde glauben, daß sich aus dem Nationalgefühl allein (!) kein fester Kitt für den Staat und keine Unterlage für die Wohlfahrt der Völker ergeben könne; da Nationalität der Glaube an eine Einheit und das diesem entsprechende Gefühl unter den Staatsbürgern sei und die östreichische Regierung — belehrt durch Joseph's vergebliche Bemühung ein östreichisch-deutsches Kaiserthum zu gründen — die Nationalität jedes ihrer Völker sich habe frei entwickeln lassen, so existire im Kaiserstaat ein Nationalgefühl, welches durch gemeinsame Interessen und Sympathien (!!), durch die biedere Gesinnung der Unterthanen, die Liebe des Monarchen zu seinen Völkern, das Recht und die legitime Herrschaft ihren Kitt erhalte. So naive und fast komische Schlüsse macht der Gegner von „Oestreichs Zukunft" fast auf jeder Seite. Einem solchen Gegner fällt es gar nicht ein zu ahnen, welch ein festes Band eine gemeinsame Verfassung sei, ja er sagt geradezu: „Das Bedürfniß einer Constitution existirt in Oestreich beim Volke durchaus nicht und ist beim gebildeten Mittelstande selbst nur bei Wenigen wach. Man sieht, daß eine Constitution ein Recht giebt das an Steuern zu fordern, was eine rein monarchische Regierung *nicht* zu fordern gewagt hätte und Oest-

reichs väterliche Regierung nicht fordert''rc. Als es sich darum handelte, die Existenz einer Nationalität im Kaiserstaate glaublich zu machen, wurde die Gemeinsamkeit der Interessen hervorgehoben; wenn es aber darauf ankommt eine Constitution als unthunlich oder gar als verderbenbringend darzustellen, sagt man ohne Scheu: ,,Dieser Staat zählt viele verschiedengeistige Völker, mit verschiedenen nationellen oft divergirenden Interessen.'' Durch solche Widersprüche wird bewiesen, was man widerlegen wollte. Es herrscht also wirklich kein Nationalgefühl in Oestreich, weil man immer gerade das Entgegengesetzte von dem thun zu müssen glaubte, was Joseph einst in seiner Weisheit bezweckt hatte.

Ueber die östreichischen Landstände, wie sie als Erfüllung des 13. Artikels der Bundesacte noch heutigen Tages figuriren, sagt der Verf. von Oestreichs Zukunft: ,,Einst waren es die Stände, welche ihr Land verwalteten, nach dem heilig einfachen Grundsatze der Selbstregierung, die so alt ist wie die Welt und doch von unsrer Civilisation so jämmerlich, so empörend verstümmelt worden ist; sie setzten ihrem Landesfürsten die Krone auf's Haupt und erhielten sie darauf durch ihre treue, jedoch nicht knechtische obwohl unbedingte Hingebung. Jetzt hat eine unglückliche bureaukratische Tendenz diese ehrwürdigen Institutionen vernichtet. Die Stände sind ohne Kraft und, was mehr ist, ohne Ansehen — Gaukelbilder einer Volksrepräsentation, welche alljährlich den Augen der Menge vorgeführt werden, um sie auf Kosten der Repräsentanten zu belustigen, und ihre Rechte haben sich in eins aufgelöſ't: in das Recht eine gewisse Uniform zu tragen. Was darüber ist,

ist Sünde. Es war einst seit Beginn dieses Jahrhunderts, nach dem Ausgange des großen Völkerkampfes, während der Jahre einer beispiellosen Hungersnoth, als die Menschen auf der Straße schaarenweise aus Mangel und Elend umkamen, das eine Mal war es, daß die Stände einer Provinz es wagten, eine ehrfurchtsvolle Vorstellung an den Thron zu richten und um eine momentane Steuererleichterung zu bitten. Das Resultat dieses Schrittes war die höchste Ungnade der Provinz und der kühnen Stände — welche bis zum Tode des Kaisers Franz fortdauerte. Daß von der Petition keine weitere Notiz genommen wurde, versteht sich von selbst, sowie daß es Anläße genug gab den Schuldtragenden die allerhöchste Ungnade fühlbar zu machen. Und es war nicht die Sache selbst, welche so sehr mißfiel, denn andern Provinzen wurden zu derselben Zeit aus freiem Antriebe der Regierung merkliche Erleichterungen bewilligt — sondern die Kühnheit der Stände und ihre Anmaßung einer Art von constitutionellen Petitionsrechtes waren es, welche den Zorn des Herrn so mächtig aufregten . . . Alle Jahre werden nun diese Stände in der Hauptstadt ihrer Provinz versammelt und ihnen vom Commissar die kaiserlichen Postulate d. i. der Betrag der directen Steuern mitgetheilt, welche man von ihnen verlangt. Diese directen Steuern sind die Grund-, die Häuser- und die Erwerbsteuer. Die Vertheilung derselben unter die einzelnen Contribuenten — welche übrigens, da der Steuerbetrag alljährlich derselbe ist und der unter Joseph II. verfaßte Kataster als einzige Grundlage derselben dient, keine weitere Arbeit erfordert — ihre Ein-

bringung und Abfuhr an die landesherrlichen Kassen bilden die Haupt- und beinahe einzigen Attributionen der Landstände.

Auf diese unwiderlegliche Thatsache antwortet der D. S. in seiner Verfechtung des conservativen Princips in Oestreich: „Was uns als Rest verflossener Jahrhunderte blieb, muß, weil es geblieben (!!), ebenso tief und fest wurzeln als die Eichenstämme, denen Jahrhunderte vorüberzogen.“ Davon schweigt er, daß ein verdorrter, ein fauler Eichenstamm, welcher einst ganz erquickenden Schatten gewähren mochte, zu nichts mehr taugt als abgehauen und durch einen frischen ersetzt zu werden, wie er zu seiner Umgebung paßt. Sehen wir, wozu dieses starre Festhalten am Hergebrachten in Oestreich geführt hat.

Es darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, daß ein frei und kräftig entwickeltes Gemeindeleben das Allerwichtigste, die Basis des ganzen staatlichen Organismus ist und daß eine vernünftige Gemeindeverfassung selbst eine politische Constitution des Staates auf einige Zeit vergessen lassen kann. Aber in Oestreich ist den Stadt- und Landgemeinden so wenig freie Thätigkeit überlassen, daß sie keinen ihrer Beamten, Boten, Schreiber &c. selbst ernennen können, sondern deren Wahl und Absetzung ganz der Willkühr der Regierung, und zwar ohne irgend eine Verpflichtung zur Angabe der Motive welche sie zu dem einen oder dem andern bestimmten, anheimgegeben ist; die Verwaltung der Gemeinde-Ausgaben und Einkünfte und des Gemeindevermögens steht unter der besondern Aufsicht der Staatsverwaltung; keine, auch nicht die geringfügigste Auslage darf ohne ihre Bewilligung gemacht, kein Proceß,

kein Vergleich noch sonst irgend ein Schritt in der Verwaltung des Gemeindevermögens ohne specielle Gutheißung der Behörden unternommen werden; das Recht der Gemeinde für irgend eine Unternehmung Beschlüsse zu fassen, sich selbst zur Bestreitung ihrer Ausgaben zu besteuern, ist von der jedesmaligen Genehmigung der Behörden abhängig, auch darf ohne deren Erlaubniß und ohne deren Beisein keine Versammlung zu irgend einem Zwecke gehalten werden; den landesherrlichen Aemtern unterlag ferner die Recrutenaushebung, sowie die Ausschreibung, die Umlage und in manchen Provinzen selbst die Einhebung der Steuern; zwar werden hier und da durch das Patronatsrecht Pfarrer eingesetzt, aber die Regierung übt die unabläßigste Aufsicht über das Kirchen- und Pfründenvermögen, befördert zu höhern Stellen, giebt den zu schwach Besoldeten Zuschüsse und setzt ihr mißfällige Geistliche ab, so daß auch hier die Gemeinden oder Privatpersonen nur Scheinrechte besitzen. Welche Macht endlich die Gerichts-, Finanz- und Cameralbeamten in den Gemeinden ausüben, wird man sich bei den nicht öffentlichen Verhandlungen, bei der Controle aller Production und Consumtion wohl vorstellen können.

Der Widerleger dieser Sätze ergeht sich in einer Uebertreibung, die wir ihrer Lächerlichkeit wegen anführen wollen: „Wie weit die Grenzen der Machterweiterung (in den Gemeinden) hinausgeschoben werden sollen, wird durch den Verf. (des Libelles!) nicht angedeutet. Sind sie so weit, wie wir sie nach der *Vorstellung* des Verfassers nehmen können, so ist *Kreisamt*, *Gubernium*, Gouverneur, selbst eine ständische

Verfassung überflüssig, ja es könnte vielleicht auch ein Ministerium entbehrt werden und die Staatsverfassung wäre nur ein Schachspiel mit König und Bauern."

Oestreich ist heutigen Tages als Eldorado der Bureaukratie und als Hauptsitz des Zuvielregierens zu sehr anerkannt, als daß wir noch viele Worte darüber zu machen brauchten. Nun aber gehören die meisten hochgestellten Personen dem Adel an. Man sieht von der Unterdrückung der Roturiers ab und betrachtet den Adel als eine feste Stütze des Throns. Der Verf. von „Oestreichs Zukunft" — jedenfalls selbst ein intelligenter Adlicher des Kaiserstaats — meint jedoch, der Adel sei in Oestreich eine vernachlässigte Pflanze, welche ohne ja beinahe wider den Willen der Regierung bestehe, er habe keine Tendenz, keine politische Farbe, keine Macht und keine Bedeutung, keine ihm in der Staatsmaschine angewiesene Stellung. Dann zählt er die wenigen Bevorzugungen des öftreichischen Adels auf und schließt daraus, daß die Regierung sich nimmermehr auf ihn verlassen könne. Der Dr. S. ergrimmt über eine solche Beschuldigung und zählt uns — recht als wäre er in eine Falle gegangen — die Privilegien des öftreichischen Adels auf. Man lese und lache, wenn man es nicht vorzieht zu weinen:

„Constitutionelle Adelsrechte sind nur in Venedig und Galizien verloren gegangen und in letzterem Lande ist man überzeugt, daß Oestreich gegen (!) die Theilung Polens gesprochen und dann gezwungenerweise das Staatsrecht der übrigen Provinzen auch in Galizien eingeführt habe. — Eintrag geschah allerdings den Adelsrechten dadurch, daß nach Auf-

| der Leibeigenschaft der Bauer für die Zukunft verpflich-the der Herrschaft jährlich nur (!) 104 Tage Jahr aus hin unentgeldlich zu arbeiten, weil man einsah, daß der Zeit haben müsse seinen eignen Acker nothdürftig (!) zu n und sonst doch zwischen Unterthanen und Leibeignen roßer Unterschied wäre, daß der Bauer für den Schutz, ehemals von der Herrschaft genoß, ihr außerdem nur (!) unddienste (Geldabgabe) des Jahres leisten müsse, welche it der Leibeigenschaft üblich waren; daß der Bauer, der Grund besitzt (der Schutzmann, der Bettler) der Herr-nur 26 Tage jährlich unentgeldlich arbeiten muß, weil iese Leute aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so viel ver-können, daß sie ohne Kost und Lohn mehr als 26 Tage errschaft arbeiten könnten; daß ferner das Bauernkind Waise nur bis zum 24. Jahre der Herrschaft als Dienst-rei Jahre unentgeldlich dienen muß. Endlich darf der r in keine fremde Mühle (!) mahlen gehen, darf außer herrschaftlichen Wein auch den eignen trinken (welche e!) oder gegen Entrichtung einer Steuer ausschenken. blieben auf dem Bauer und wurden erhöht die lan-fürstlichen Steuern, er baut allein (!) die Communications-trägt die Gemeindelasten, leistet Militäreinquartierung Fuhren, er darf (!) Kirche und Schule bauen ... Man fragen wie es denn möglich ist, daß der so belastete Bauer Liebe und Anhänglichkeit an die Regierung n könne. Die Sache ist einfach. Der Bauer weiß (!), die Privilegien der Herrschaften von der Grundherrschaft und igkeit?) nicht abzuschaffen sind, daß die Regierung ihm

Verfassung überflüssig, ja es könnte vielleicht auch ein Ministerium entbehrt werden und die Staatsverfassung wäre nur ein Schachspiel mit König und Bauern."

Oestreich ist heutigen Tages als Eldorado der Bureaukratie und als Hauptsitz des Zuvielregierens zu sehr anerkannt, als daß wir noch viele Worte darüber zu machen brauchten. Nun aber gehören die meisten hochgestellten Personen dem Adel an. Man sieht von der Unterdrückung der Roturiers ab und betrachtet den Adel als eine feste Stütze des Throns. Der Verf. von „Oestreichs Zukunft" — jedenfalls selbst ein intelligenter Adlicher des Kaiserstaats — meint jedoch, der Adel sei in Oestreich eine vernachlässigte Pflanze, welche ohne ja beinahe wider den Willen der Regierung bestehe, er habe keine Tendenz, keine politische Farbe, keine Macht und keine Bedeutung, keine ihm in der Staatsmaschine angewiesene Stellung. Dann zählt er die wenigen Bevorzugungen des östreichischen Adels auf und schließt daraus, daß die Regierung sich nimmermehr auf ihn verlassen könne. Der Dr. S. ergrimmt über eine solche Beschuldigung und zählt uns — recht als wäre er in eine Falle gegangen — die Privilegien des östreichischen Adels auf. Man lese und lache, wenn man es nicht vorzieht zu weinen:

„Constitutionelle Adelsrechte sind nur in Venedig und Galizien verloren gegangen und in letzterem Lande ist man überzeugt, daß Oestreich gegen (!) die Theilung Polens gesprochen und dann gezwungenerweise das Staatsrecht der übrigen Provinzen auch in Galizien eingeführt habe. — Eintrag geschah allerdings den Adelsrechten dadurch, daß nach Auf-

kein einziger simpler Von, kein Einziger, der den Adel erst erworben hätte, vielmehr Männer aus dem höchsten und ältesten Adel. Unter 95 angestellten Feldmarschalllieutenans sind 3 Unadliche (alle 3 bei der Artillerie), 10 von niederem Adel, 1 Nobile, 5 Ritter, 41 Freiherren, 23 Grafen, 1 Marquis, 1 Duca, 3 Fürsten und 7 Prinzen fremder Fürstenfamilien *). Den Civildienst betreffend, besitzen wir keinen Minister oder Präsidenten der höchsten Behörden, der ein Plebejer oder nur ein Emporkömmling oder auch nur von niederem Adel wäre (!). Die Gouverneurs und Präsidenten der Länderstellen sind alle von Geburtsadel; auch die Appellationsgerichtspräsidenten sind durchgängig von Adel und abwärts in den Civildiensten vermindert sich die Zahl der Adlichen je nach der geringer werdenden Besoldung (!) . . . Der Adel ist nicht nur nicht militärpflichtig, sondern kann auch beliebig wieder austreten, wenn er zum Militär eingestanden ist, selbst vor Ausbruch eines Feldzuges (!), während der Nichtadliche 14 (jetzt 8) Jahre dienen muß und nach vollendeter Dienstzeit während des Kriegs nicht entlassen wird. So lastet der geistliche Zehent größtentheils auf den Unterthanen (!). Das Haus der Adlichen ist frei von Militäreinquartierung, er trägt nichts (!) zur Erhaltung an Straßen, Schulen und Pfarrhöfen bei und der Steu-

---

*) Was ein Andrer weislich bedeckte, wenn es nicht von Volksfreunden an's Licht gezogen würde, damit prahlt hier der Vertheidiger des Stabilitätsprincips quand même auf die ergötzlichste Weise. Also 3 unadliche Feldmarschalllieutenants bei der Artillerie. Es liegt nahe, warum diese kleinen Ausnahmen gemacht worden sind.

wohl will und soweit sie kann (!), die Privilegien zu seinen Gunsten auslegt, daß nach und nach auf gesetzlichem Wege eine Aenderung eingetreten ist und ferner eintreten wird und — daß der Bauer überall zahlen und arbeiten muß (aber wie viel?) . . . Der rechtskundige Gutsherr darf mit Zustimmung der Staatsbehörde auf 8 Tage Arrest, mit Eisen und Fasten verschärft, erkennen, wenn ein Unterthan ihm nicht gehorcht. Gerichtstaxen, Sterbelehen und Abzugsgelder fließen in die herrschaftliche Casse, sowie jeder, der ein Bauerngut unter Lebenden überträgt, 5% des Werthes an die Herrschaft bezahlt . . . Das ausschließliche Recht auf den Besitz der Güter mit Unterthanen ist den Adlichen meistens geblieben . . . Der Adliche hat einen privilegirten Gerichtsstand, darf sich vor Gericht niedersetzen, wird in den amtlichen Ausfertigungen Herr genannt, ist militärfrei und bei seinen Reisen außer Landes weniger beschränkt . . . Zu den rein adlichen Instituten gehören die Damenstifter zu Prag und Brünn sowie das in Kärnthen, das Theresianum, der Deutsche= und Malteserorden, die Ingenieurakademie und noch dreißig Staatsstiftungen. Diplomatische Anstellungen sind natürlich (!) dem Adel vorbehalten wie die adlichen Leibgarden, Hofdienste und gewisse andre Aemter." Nun wird es immer lustiger: „Sehen wir wie der aussichtslose Adel in Oestreich placirt ist. Wir finden in der östreichischen Armee 9 Feldmarschälle, darunter 1 König, 4 kaiserliche Prinzen, 1 fremden Prinzen, 1 Herzog und 2 Grafen von Geburt. Unter den 18 Feldzeugmeistern und Generalen der Cavalerie sind 5 kaiserliche Prinzen, 1 Prinz von Hessen-Homburg, 1 Graf und 3 Freiherren —

Adel, auch nicht wohl die Bureaukratie (als Ganzes), am wenigsten von Allen der Kaiser — sondern die Gewohnheit, das Hergebrachte, Alltägliche, die unwiderstehliche Macht der Routine — und deswegen möchte man beinahe an Oestreich verzweifeln, denn gegen die Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens . . . Oder ist vielleicht doch die Bureaukratie an die Stelle des ehemaligen Geburtsadels getreten? — Jeder, der in Oestreich Staatsdienste nehmen will, muß an einer der inländischen Universitäten den vorgeschriebenen Cours philosophischer, juridischer und staatswissenschaftlicher Vorlesungen durchgemacht haben; um aber zu diesen Coursen zugelassen zu werden, muß er vorher, und zwar wieder an einem inländischen Gymnasium, eine bestimmte Anzahl Jahre den Vorbereitungsstudien widmen, so daß ein angehender Staatsdiener im Ganzen 16 Jahre mit diesen vorschriftsmäßigen Studien zugebracht haben muß. Auf die größere oder geringere Fähigkeit des Einzelnen wird nicht die mindeste Rücksicht genommen. Mit dem 21. oder 22. Jahre sind diese Studien gewöhlich beendigt und müssen es sein, weil sonst das menschliche Leben kaum hinreicht, um sich durch den einförmigen Schneckengang des östreichischen Staatsdienstes bis zu einer nur einigermaßen lohnenden Stellung hindurchzuarbeiten. Kaum geboren, muß sich also der arme Junge in das Getriebe der großen Maschine spannen, welche ihn dann fort und fort bis an sein Ende in ihrer beständigen gleichförmigen Bewegung mit sich nimmt, ohne daß er in seinem ganzen Leben *auch nur einen* Moment der Freiheit, des *Verschnaufens genossen*, ohne daß er auch nur einen Augenblick Zeit

ern größte Last dürfte wohl den Bauer und Bürger treffen (!)" u. s. w.

Nachdem auf diese Weise die Bestrebungen der östreichischen Regierung in Bezug auf den Adel dargethan sind, liegt es uns noch ob zu ergründen, ob nicht die Adlichen durch die Erziehung vorzugsweise befähigt werden allen hohen Staatsämtern vorzustehen. Der Verfasser von „Oestreich und dessen Zukunft" drückt sich hierüber so aus: „Aller politischen Bedeutung beraubt, in Formen eingezwängt, welche jede freie geistige Entwicklung und mehr noch jede praktische lohnende Thätigkeit ausschließen, bleibt dem Edelmann kein andrer Ehrgeiz, keine andre Aussicht übrig, als entweder sein Leben in einem einförmigen Garnisondienste durchzuvegetiren oder als ein Glied der Bureaukratie, ohne Zweck, ohne Tendenz, ohne inneres Leben, als ein wahres Bild der Beschränktheit, von einer Kanzleistube in die andre zu rouliren, seinen Geist unter die elenden Lappalien zu krümmen, aus denen der bei weitem größte Theil des Administrationsschlendrians zusammengesetzt ist, und endlich — bei einem langen Leben und günstigem Geschick — als altersgrauer Mann irgendwo Gouverneur oder Präsident zu werden, um dann mit dem Bewußtsein in's Grab zu steigen, während seines ganzen langen Polypenlebens auch nicht *eine* nützliche, einflußreiche, wahrhaft wohlthätige Handlung vollbracht zu haben, welche er *sein* nennen und mit Selbstgefühl auf seine Nachkommen vererben könnte — *denn das Einzige, was in Oestreich Macht und Gewalt hat, ist nicht das Volk, nicht seine ausgesprochene öffentliche Meinung*, nicht der

Adel, auch nicht wohl die Bureaukratie (als Ganzes), am wenigsten von Allen der Kaiser — sondern die Gewohnheit, das Hergebrachte, Alltägliche, die unwiderstehliche Macht der Routine — und deswegen möchte man beinahe an Oestreich verzweifeln, denn gegen die Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens . . . Oder ist vielleicht doch die Bureaukratie an die Stelle des ehemaligen Geburtsadels getreten? — Jeder, der in Oestreich Staatsdienste nehmen will, muß an einer der inländischen Universitäten den vorgeschriebenen Cours philosophischer, juridischer und staatswissenschaftlicher Vorlesungen durchgemacht haben; um aber zu diesen Coursen zugelassen zu werden, muß er vorher, und zwar wieder an einem inländischen Gymnasium, eine bestimmte Anzahl Jahre den Vorbereitungsstudien widmen, so daß ein angehender Staatsdiener im Ganzen 16 Jahre mit diesen vorschriftsmäßigen Studien zugebracht haben muß. Auf die größere oder geringere Fähigkeit des Einzelnen wird nicht die mindeste Rücksicht genommen. Mit dem 21. oder 22. Jahre sind diese Studien gewöhlich beendigt und müssen es sein, weil sonst das menschliche Leben kaum hinreicht, um sich durch den einförmigen Schneckengang des östreichischen Staatsdienstes bis zu einer nur einigermaßen lohnenden Stellung hindurchzuarbeiten. Kaum geboren, muß sich also der arme Junge in das Getriebe der großen Maschine spannen, welche ihn dann fort und fort bis an sein Ende in ihrer beständigen gleichförmigen Bewegung mit sich nimmt, ohne daß er in seinem ganzen Leben auch nur einen Moment der Freiheit, des Verschnaufens *genossen*, *ohne* daß er auch nur einen Augenblick Zeit

gehabt hätte von der sinnverwirrenden Bewegung zu sich zu kommen, mit sich selbst zu Rathe zu gehen und darüber nachzudenken, warum er denn eigentlich da drinnen stecke, ob denn die Maschine wirklich so großen Opfers werth sei . . . Leider fehlt es in den östreichischen Erziehungsanstalten sowohl an der Erkenntniß der Wichtigkeit ihrer Aufgabe als an der Möglichkeit sie zu erfüllen. Eine unselige Pedanterie, eine verderbliche Vernachlässigung dessen, was im Menschen, im Staatsbürger das Wichtigste ist, macht die jungen Gemüther verkrüppeln, giebt ihnen eine einseitige geistlose Richtung, lenkt ihre Blicke, den Flug ihres Geistes von allem Höhern ab und wendet sie ausschließlich nach dem Staube der Alltäglichkeit und des kümmerlichen täglichen Brodes. Da ist keine Freiheit der Discussion und des Gedankens — für jede Wissenschaft giebt es ein vorgeschriebenes, meistens echt stümperhaftes Lehrbuch, von welchem man sich nicht einmal durch mündliche Commentarien entfernen darf. Kein Zusammenleben zwischen Lehrern und Schülern und folglich auch keine Liebe, kein geistiges Band zwischen ihnen, sondern nur das Knechtische der Schulknabenfurcht vor einer schlechten Klassenzeichnung. Das Gedächtniß des Schülers wird auf Kosten seines Verstandes gestärkt, sein Kopf mit einer Menge unnützer Dinge vollgepfropft, daß in demselben kein Raum mehr zum Denken bleibt — sein Charakter, seine moralische Ausbildung werden gänzlich vernachlässigt und ihm statt dessen ein unverdaulicher Religionsunterricht gegeben, der wenig besser ist als des gottesfürchtigen Petri Canisii christkatholischer Katechismus. Sein Leben außer der Schule wird ihm durch eine kleinliche

Was der Vertheidiger der östreichischen Institutionen gegen diese Thatsachen vorbringen kann, ist mehr geeignet sie zu beweisen als sie zu widerlegen. S. 78 seiner unglücklichen Apologie sagt er, nicht jeder östreichische Beamte müsse in einheimischen Schulen erzogen sein, wenn er nur das Zeugniß eines befugten (!) Lehrers beibringe und sich den Prüfungen an den Staatsunterrichtsanstalten unterwerfe; 2 Seiten vorher aber hat er gesagt: „Die nöthige Bildung empfängt jeder Beamte auf den Staatsschulen." Auch ist es ja notorisch, daß Fremdlinge keine Anstellung in Staatsdiensten erhalten. „Ein schulmeisterlich zugeschnittenes Lehrbuch ist nicht vorgeschrieben, wovon nicht die geringste Abweichung gestattet sei; denn was nicht die in dem vorgeschriebenen Lehrbuche niedergelegten Glaubensbekenntnisse betrifft, davon kann jeder Professor nach Belieben abweichen. Nicht 16 Lehrjahre erfordert der östreichische Studirplan, sondern (abgesehen von den niedern Schulen) nur (!) 12 Jahre Gymnasial- und Universitätsunterricht." Also doch bei jeder Capacität 12 Jahre! Nach S. 81 soll sich in Oestreich die Aufsicht der Professoren nicht über die Hörsäle hinaus erstrecken, d. h. der Vf. verschweigt die geheime Aufsicht, welche sich gar nicht wegleugnen läßt und, nicht übertrieben, recht gut und wünschenswerth ist. Das nennt man die Wahrheit in's Gesicht schlagen. Als einst in Frankreich eine Maitresse wegen Blüthchen im Gesicht kleine Pflästerchen auflegte, verbreiteten sich die Schönheitspflästerchen bald über die Gesichter aller Schönen. Ueberhaupt ist es schwer etwas Andres zu sein als seine Umgebung, denn selbst die Vorsteher der Irrenanstalten verlieren zuletzt meistens den Verstand,

nicht haben, der in sich nichts als ein unzufriedenes Gemüth und eine zerrissene Existenz darbietet . . . Wenn aber die Vergangenheit für die östreichischen Beamten eine freuden- und erinnerungslose ist, so entbehrt ihre Aussicht in die Zukunft nicht minder alles Spornes zur Thätigkeit, zur kräftigen und frohen Wirksamkeit. Langsam windet sich der morsche Faden des Lebens für einen jeden derselben ab; ob gut oder schlecht verdient, der Tag der Beförderung, des kärglichen Lohnes kommt nicht um eine Stunde früher noch später, keine Auszeichnung, keine ehrenvolle Anerkennung von oben, keine lohnende Publicität nach unten vergilt eine außerordentliche Anstrengung, eine mehr als mittelmäßige Capacität, er ist immer und ewig nichts als Maschine . . . Und doch ist einem solchen Beamtenstande in Oestreich alle Macht und Herrschaft in die Hände gegeben, die gesammte Regierung, die Administration und Lenkung sämmtlicher Interessen, vom höchsten bis zum geringsten herab, und zwar ohne irgend eine Einschränkung, irgend ein Gegengewicht — eine beispiellos complicirte Regierungsmaschine ohne alle geistige, überhaupt ohne irgend eine andre Richtung als die der möglichsten Erhaltung des Status quo, welche alle selbstständige Entwickelung des öffentlichen Lebens und der Gemeinden hemmt und die geringste ihrer Thätigkeiten an tausend Formalitäten, Schreibereien und Plackereien bindet — welche alle Bewegung des Staats an sich gerissen hat und die unbedeutendste Handlung der Bürger auf jede nur mögliche Weise überwacht, controlirt urd in das Bereich ihrer Oberaufsicht zieht" u. s. w.

Was der Vertheidiger der östreichischen Institutionen gegen diese Thatsachen vorbringen kann, ist mehr geeignet sie zu beweisen als sie zu widerlegen. S. 78 seiner unglücklichen Apologie sagt er, nicht jeder östreichische Beamte müsse in einheimischen Schulen erzogen sein, wenn er nur das Zeugniß eines befugten (!) Lehrers beibringe und sich den Prüfungen an den Staatsunterrichtsanstalten unterwerfe; 2 Seiten vorher aber hat er gesagt: „Die nöthige Bildung empfängt jeder Beamte auf den Staatsschulen.“ Auch ist es ja notorisch, daß Fremdlinge keine Anstellung in Staatsdiensten erhalten. „Ein schulmeisterlich zugeschnittenes Lehrbuch ist nicht vorgeschrieben, wovon nicht die geringste Abweichung gestattet sei; denn was nicht die in dem vorgeschriebenen Lehrbuche niedergelegten Glaubensbekenntnisse betrifft, davon kann jeder Professor nach Belieben abweichen. Nicht 16 Lehrjahre erfordert der östreichische Studirplan, sondern (abgesehen von den niedern Schulen) nur (!) 12 Jahre Gymnasial- und Universitätsunterricht.“ Also doch bei jeder Capacität 12 Jahre! Nach S. 81 soll sich in Oestreich die Aufsicht der Professoren nicht über die Hörsäle hinaus erstrecken, d. h. der Vf. verschweigt die geheime Aufsicht, welche sich gar nicht wegleugnen läßt und, nicht übertrieben, recht gut und wünschenswerth ist. Das nennt man die Wahrheit in's Gesicht schlagen. Als einst in Frankreich eine Maitresse wegen Blüthchen im Gesicht kleine Pflästerchen auflegte, verbreiteten sich die Schönheitspflästerchen bald über die Gesichter aller Schönen. Ueberhaupt ist es schwer etwas Andres zu sein als seine Umgebung, denn selbst die Vorsteher der Irrenanstalten verlieren zuletzt meistens den Verstand,

was sollen aber die östreichischen Beamten nach ihrer vom Dr. S. wider Willen zugegebenen Erziehung vor ihrer Regierung voraushaben? Hören wir übrigens noch einen Mann, welcher die Kenntniß der Erziehungsanstalten des Kaiserstaates zu seiner Hauptaufgabe machte. Er sagt wörtlich: „Blicken wir zunächst auf eine der Volksschulen hin und nehmen wir sie als Bild und Maßstab für hundert andre. Eine bunte Schaar von Knaben und Mädchen sitzt abgetheilt aber enggepreßt in einem beschränkten Raum, athmet 4—6 Stunden lang ungesunde Luft, erleidet durch diese sklavische Haltung des Körpers wie durch die geistige Anstrengung und Angst einen doppelten Zwang und lernt mechanisch und fabrikmäßig nach 4—6 Jahren so ziemlich gut lesen, schreiben, Elementarrechnung, einen Katechismus und zuletzt an einer Normalhauptschule eine kleine Stylistik, etwas Geometrie, Zeichnung, Naturlehre und vaterländische (!) Geographie. (Wo bleibt hier die große Bildnerin der Menschheit, die Weltgeschichte?) All das Erlernte ist nur Formelles, alles Wissen oberflächlich Angeklebtes, chaotischer Kram des Gedächtnisses, aus dem es nur zu bald wieder verschwindet. Der Verstand hat nichts bis zur Verdauung, der Geist nichts zur Ueberzeugung gebracht. Die Belehrungen über den eigentlichen Zweck des Daseins, über Menschenwürde, über die Natur und ihre Erscheinungen, über Ursachen und Wirkungen im physischen wie im moralischen Leben, über technologische Gegenstände 2c. bleiben dem Kinde ewig fremd; denn der Lehrer und Katechet haften vorschriftsmäßig an dem mangelhaften Schulbuche und zu Hause wird das reichere Kind *meist dem* Müssiggange überlassen, während das ärmere arbei-

ten und mit erwerben muß . . . Der schlecht dotirte Lehrer ist durch seine dringendsten Bedürfnisse darauf angewiesen das Kind des Reichern zu begünstigen und seinen Lebensüberdruß auf das Kind des Armen auszugießen. Erst Privatunterricht, sogenannte Nachstunden und Geschenke bilden seine eigentliche Existenz . . . Nach dem Austritt aus der Schule hört wenigstens für die Masse fast aller Unterricht auf; das zwölfjährige Kind, welches jetzt erst für den praktischen Unterricht am fähigsten wäre, wird zur Landwirthschaft, in die Werkstätten, auf die Viehweide, an das Ruder, zum Spaten gezogen oder auf den Bettel ausgeschickt. Die Kinder der Reichen besuchen aber nach ihrem Austritt aus der dritten Normalclasse die Real- und polytechnische Schule oder das Gymnasium . . .'' Doch noch Gymnasien also, nachdem Franz II. auf dem Congresse zu Laibach öffentlich gesagt hat, er wolle in seinem Reiche keine Gelehrten, sondern nur Ackerbauern und Gewerbsleute? Gymnasien ja, aber sie sind danach. Hören wir unsern Gewährsmann: ,,Die Gymnasialschulen befinden sich fast durchgängig in den Händen der katholischen Geistlichkeit, nur hier und da ist ein weltlicher Professor eingemischt. Jede Klasse hat einen Professor für alle Fächer und für alle sechs ist ein Katechet angestellt. Ein Präfect überwacht diese Schulen, hält monatlich eine kleine und halbjährlich eine große Prüfung. Durch den hier herrschenden Formalismus erzieht man in Zeit von 6 hochwichtigen Jahren Leutchen, die mit geringen Ausnahmen nur Mitleid und Erbarmen erwecken . . . Es ist gewiß keine Hyperbel wenn wir sagen, daß es geistliche Professoren giebt, welche, abgesehen von andern Schwachheiten und

Gebrechen, auch diese unzweideutig zur Schau tragen, daß sie vor ihren Schülern nur um eine Lection voraus sind und das Stichblatt ärgerlicher Anekdoten werden . . . Aber was wird auch der tüchtige und wohlgesinnte Gymnasiallehrer vermögen, wenn er von so mangelhaften Büchern und einem noch mangelhaftern Schulplane abbängig ist? Wenn er die Lücken nicht ergänzen, das Materielle nicht beleben. die Dämmerung nicht zum hellen freundlichen Tage lichten darf? Wenn er noch überdies einen schweren Kampf mit seiner Existenz zu bestehen hat und ohne Unrecht, ohne Bestechung kaum als der erscheinen kann, den er vorstellen muß? Was wird ein Mann, der sich frei bewegen soll, zu leisten vermögen, wenn ihn so viele Bande zum Sklaven machen? . . . Beim Uebertritt aus den Gymnasien auf das Lyceum erweis't sich den Schülern am feindseligsten das Studium der Mathematik und Physik, wozu bisher auch nicht der geringste Grund gelegt war; die eifrigen quälen sich meistens nutzlos mit der Bekämpfung des Materiellen ab, die Schwachen und Muthlosen geben bald alle Hoffnung auf, jemals etwas von diesen Wissenschaften zu begreifen. Die philosophischen Lehrbücher sind in Oestreich systematisch dazu eingerichtet, das Denken so wenig als möglich anzuregen; Logik, etwas Psychologie und Ethik sind die philosophischen Doctrimen auf den östreichischen Lyceen, und auch diese werden nur wie für die Stärkung des Gedächtnisses vorgetragen." Die Metaphysik pflegt man dort mit vornehmem Achselzucken zu behandeln, damit man die sogenannte Religionsphilosophie ungestört nach der Vorschrift ableiern könne. Philosophische Rechtslehre? Nein, die wird selten oder nie vorgetragen, denn für das

Recht sorgt überall die wachsame väterliche Regierung und das Studium des sogenannten Vernunftrechtes führt nur zu müssigem Raisonniren! Indessen müssen wir sagen, um nicht als ungerecht verschrien zu werden, daß den reichen Jünglingen, welche bis zu den höhern Facultätsstudien gelangen können, allerdings das Naturrecht vorgetragen wird, aber nur in der Weise, wie es höhern Orts abgewogen und sanctionirt ist, damit es wohl oder übel mit dem östreichischen Staatsrechte harmonire. „Die Professoren wissen auch recht wohl, daß jede ihrer Vorlesungen beaufsichtigt wird und daß neben ihnen am Prüfungstische ein Commissär Platz nimmt, welcher mit diamantenem Schwerte wacht, ob sich da nicht ein gefährlicher Lichtfunke zeigt, der die Dämmerung der Wissenschaft in einen hellen Tag umwandeln könnte.“ Auf diese und keine andre Weise erzogene Beamte constituiren nun das ganze Verwaltungspersonal! Sowie aber ein Professor an einer Universität, welcher bei seinen fortgesetzten Studien nicht umhin kann die vorhandenen Mängel des östreichischen Regierungssystems zu bemerken, doch aber stets ein sklavischer Vertreter der Staatsmaxime, ein unerbittlicher Vertheidiger des monarchischen Princips und des starren Absolutismus zu sein gezwungen ist, nothwendig ein Heuchler wird und mit Ungeduld auf eine Umwandlung der höhern Atmosphäre wartet, ebenso steht es mit allen übrigen k. k. Beamten, welchen sich die Mängel in ihrem Zweige der Administration nothwendig vor Augen stellen. Hierzu kommt die gegenseitige Abneigung und Erbitterung zwischen den verschiedenen Beamten, „zwischen Armen und Reichen, *Bürgerlichen und Adlichen*, Slaven und Deutschen, heuchleri-

schen Günstlingen und zurückgesetzten Biedermännern, bevorzugten Dummköpfen und unterdrückten Würdigen. Das Uebel ist um so größer, weil den Verdienstvollen kein Weg zur Beschwerde offen steht und weil ihm, wenn er über das erlittene Unrecht eine Klage laut werden läßt, für die Zukunft alle Hoffnung auf eine stufenweise Beförderung vereitelt wird; denn das System der Bureaukratie, das nirgends bis zu jener schauerlichen Vollkommenheit ausgebildet ist als in Oestreich, ist eine modificirte Inquisition und übt seine Gewalt gegen die Subalternen mit einer Despotie aus, gegen welche sich mit offenen Waffen nicht ankämpfen läßt. Demzufolge geschieht es auch, daß untergeordnete Aemter von ihren dominirenden Stellen oft auf eine ähnliche Weise tyrannisirt werden, wie ein Amtschef fast ohne alle Verantwortung*) denjenigen seiner Untergebenen überlasten, verfolgen und mißhandeln darf, gegen den er einen persönlichen Groll hegt . . . Also nicht etwa tüchtige Kenntnisse, vielseitige Erfahrungen und Ehrbarkeit des Wandels sondern heuchlerische Wohldienerei, knechtische Kriecherei, servile Spionerie, Blindheit gegen die Schwächen oder den Unfug der Vorgesetzten, religiöse und patriotische Scheinheiligkeit, gallenlose Zurückhaltung, das sind (abgesehen von Reichthum und Adel) die empfehlenden Eigenschaften für einen jungen Beamten . . . Die Mehrzahl der östreichischen Beamten bezieht eine Besoldung von 4—700 Gulden, so daß sie entweder darben oder Geschenke nehmen müssen; man erzählt sich in den Wirthshäusern mit einem Gesicht, als ob sich die

*) Der gerechte und fast allgegenwärtige Joseph ist todt!

Sache von selbst verstände, von den Taxen oder Preisen, welche die verschiedenen Staatsdiener für gewisse Gefälligkeiten nehmen . . . Der unbemittelte und schlecht besoldete Beamte heirathet entweder gar nicht oder nach Geld und in beiden Fällen fühlt er sich meistens nicht glücklich. Gehaltsvorschüsse bekommt fast immer nur der keckste Heuchler, der ekelhafteste Schmeichler'' u. s. w. Auf solche Diener kann sich aber eine Regierung zur Zeit der Gefahr nicht verlassen, denn auch der eingefleischteste Oestreicher muß zugeben, daß die Unzufriedenheit der Beamtenwelt mit den gegenwärtigen Zuständen nichts Gutes weissage, sobald sich im Westen ein Paar Augen schließen. Hiermit ist nicht gesagt, daß sich die östreichischen Beamten gegen ihre Regierung empören, sondern nur, daß sie sich mit Freuden einer neuen Ordnung der Dinge anschließen würden, woher sie auch kommen möge.

Wenn sich nun die Erhaltung des Regierungssystems weder auf den Nationalgeist, weil keiner existirt, noch auf den Adel oder die Bureaukratie stützen kann, falls über kurz oder lang wieder einmal eine große Idee die künstlichen und morschen Schranken durchbricht und in den Herzen der Völker einen gar nicht beispiellosen Muth entflammt; wenn sich der Oestreicher erinnert, was sein Joseph begann und seine Nachfolger nicht ausgeführt haben; wenn er zu fühlen beginnt, daß er mehr Vertrauen verdient, und nach der Mündigkeit lüstern wird; wenn er als ein Mündiger behandelt zu werden nicht fleht sondern verlangt: worauf wird sich dann jenes System zu stützen gedenken? Auf das Militär, welches sich bisher bei Unterdrückung der „Demagogie'' stets treu erwiesen hat. Vorläufig

abgesehen davon, daß nicht bloß der Bürger sondern selbst der Soldat weiß, wozu in unsern Zeiten die stehenden Heere zu dienen angefangen haben, betrachten wir das östreichische Militär einmal etwas genauer, da es als die Stütze des Systems gelten soll. „Dieselbe mechanische Routine (heißt es in Oestreich's Zukunft), welche in den übrigen Zweigen der Verwaltung herrscht, erstreckt sich auch auf die militärische Organisation und Disciplin — und sowie es die Regierung überall vermeidet zu den Geistern zu sprechen, so fürchtet sie sogar auf die Einbildungskraft durch Illusionen zu wirken, die doch im Militär, welches ohnehin ganz auf *einer* großen Illusion beruht, mehr als sonstwo nothwendig wäre. Das in Rußland mangelnde civile Element ist in Oestreich kräftiger als anderswo ausgebildet und widerstrebt daher mächtig der Bildung eines Militärstaates, wenn dieser auch sonst in Oestreich möglich wäre. Dagegen fehlt hier gänzlich die Grundbedingung einer nationalen Armee — ein kräftiges, compactes Volksgefühl, welches sich in lauter kleine Unter- und Zwischennationalitäten zersplittert hat. Oestreich kann daher allerdings eine wohldisciplinirte und trefflich abgerichtete, aber nie eine nationale Armee besitzen. Unser Zeitalter ist zu weit vorgerückt, als daß ein maschienenmäßiges Devouement, eine ihres Zweckes unbewußte Hingebung an den unmittelbaren Vorgesetzten gegenwärtig noch von der großen Mehrzahl gefordert und erwartet werden könnte. Diese gänzliche Verleugnung der eignen Willenskraft, diese rückhaltslose Aufopferung der eignen Individualität verträgt sich nicht mehr mit den Begriffen unsrer Civilisation, nach welchen kein Zweck heilig genug ist, um eine Herabwür-

digung des Menschen zur Maschine zu rechtfertigen. Der gemeine Soldat fühlt sich gegenwärtig allenthalben als Bürger und Mensch — er will wissen wofür er sich opfern soll — er fühlt, daß man ihm Rechenschaft schuldig ist für das, woran er sein Blut und Leben setzen soll. Die Nationalität muß den gemeinen Mann empfinden machen, daß er für seine, seiner Brüder, seines Landes, seines Namens Ehre und Vortheil streite . . . Was die östreichische Armee noch bindet und zusammenhält, ist die Disciplin der gemeinen Mannschaft und das Princip der mililärischen Ehre unter den Officieren, Bindungsmittel, stark genug für Zeiten der Ruhe und des innern Friedens, aber wohl kaum, um in sturmbewegten Zeiten gegen alle Elemente der Zerstörung und Auflösung ein energisches Princip der Erhaltung abgeben zu können."

Dieser Mangel an Nationalsinn unter dem Militär wie im Civilstande ist allerdings überaus bedenklich und kann zu großem Unheil führen; leider aber bestehen außerdem noch Mißbräuche in der östreichischen Armee, die sich einst rächen dürften. „Die leitenden Kräfte (heißt es in: Sociale und politische Zustände Oestreichs) vom Fähnrich bis zum Generalfeldmarschall hinauf sind fast durchgehends Sprößlinge aus adlichen und reichen Häusern, in denen der Staat eine Art Garantie für die Treue und Redlichkeit dieser Kriegshäuptlinge zu finden meint. Aber es sind meistens geistig und leiblich entnervte Puppen, Modemännchen und Schilfrohrmenschen, ekelhafte Weichlinge, von denen kurz vor einem Kriege sicherlich ein Theil das Kanonenfieber bekommt. Aber wer sollte sich erst auf den Gemeinen verlassen können, der von seinen Officieren

wie ein Sklav, wie ein Hund behandelt wird und nur durch die ungeheure Strenge der militärischen Strafen bewogen werden kann seinen Grimm über die tausendfachen unverdienten Leiden zu verschlucken, obwohl in den letzten Zeiten mehrere Officiere von den Gemeinen in Reihe und Glied erstochen worden sind . . . Wenn die Regierung Gründe hat zu fürchten, die Unterthanen möchten aus ihrem Gleise treten, so thäte sie wohl daran diese Gründe ihrer Furcht zu beseitigen, nicht aber den geistigen materielle Kräfte gegenüberzustellen, denn nach der Geschichte der Bürgerkriege sind die Soldaten nicht immer Maschinen geblieben sondern (aus Noth, Eigennutz oder Anhänglichkeit) auf die Seite derjenigen übergetreten, aus deren Mitte sie stammten. Die östreichische Regierung ist freilich durch die Geschichte ihres Volks gewissermaßen eingeschläfert, als ob es gar nicht eines Aufstandes fähig wäre, sie ist geblendet von dem glücklichen Erfolg, den ihre Waffen in Italien hatten, wo sie in kurzer Zeit den Brand des Aufruhrs zu löschen vermochten;" aber dieselben Krieger, welche die spanische Constitution vernichten halfen, vollendeten kurz darauf den Sieg der Julirevolution, einer Umwälzung, welche auch auf Oestreich ihre noch fortdauernde Wirkung geäußert hat, so daß man heute mit Recht sagen kann, die Regierung stehe auf dem scheinbar ruhenden Krater des Hekla, welcher zwar selten aber dann auch desto gewaltiger ausbricht. „Wie die vulcanischen Ausbrüche, so haben auch die anarchischen Völkertumulte *ihre vorausgehenden* Anzeichen, und wir schaudern es zu sagen, *daß hier* und da am deutschen Himmel und selbst in Oestreich *Phänomene* von sehr bedrohlicher Art fühlbar wo nicht sichtbar

sind, welche auf eine düstre Zukunft hindeuten; wir wagen es — durch Autopsie und andre Merkmale veranlaßt — kühn aber mit schwerem Herzen zu behaupten, daß Oestreich einer anarchischen Zerrüttung um kein Haar entfernter steht als irgend ein europäisches Land, und daß sodann die Mittel der Abhülfe gar nicht der voraus gemachten Rechnung und Erwartung entsprechen werden.“ Nein, die Mittel der Abhülfe, wenn es sich um das zum Ausbruch gekommene Volksbewußtsein handelt, sind in Oestreich allerdings mehr als problematisch, weil trotz allen Gegenbemühungen schon zu viel Licht eingedrungen ist und das System in seiner Häßlichkeit bloßgestellt hat. Wenn demnach über kurz oder lang Unruhen stattfinden sollten, so wird sie der Bürger wie der Soldat der wahren Ursache zuschreiben und einen abermaligen Triumph solcher Regentenweisheit zu verhindern wissen. Die Welt wird einmal nicht mehr bloß durch Bajonette sondern hauptsächlich durch die Macht der Ideen regiert, und diese sind es auch, welche die neue Gestalt der Dinge herbeiführen werden.

Aber die östreichische Regierung verläßt sich vielleicht nicht bloß oder nicht vorzugsweise auf das Militär, sondern vielmehr auf die durch allgemeinen Wohlstand erzeugte Zufriedenheit der arbeitenden Klassen? denn es ist ein tausendmal wiederholtes Wort, daß nirgends so gut für die materiellen Interessen gesorgt werde als in Oestreich. Gehen wir auf diesen Punkt etwas näher ein.

Setzen wir einmal den Fall, in Oestreich seien die physischen Interessen mehr als anderwärts befriedigt. Käme nun die Zeit, wo die andern Elemente der Auflösung oder ein Stoß von außen die Staatsmaschine erschütterte, so würden diejeni-

gen, welche ihr gutes Auskommen haben, meist jeden ernstlichen Kampf zu vermeiden suchen und sich in die kommenden Verhältnisse schicken wie es gehen wollte, denn nur durch eine große Idee, nicht aber durch die Besorgniß ein Stück Brod zu verlieren begegnet man einer gefürchteten Staatsumwälzung. Aber leider ist es mit dem materiellen Wohlstande in Oestreich auch nicht so gut bestellt, als diejenigen vorgeben möchten, denen die Küche des Kaiserstaates einmal den Gaumen geletzt hat.

Erstens liegt die Industrie so ziemlich darnieder, weil die so zahlreiche aristokratische Welt eine abgesagte Feindin aller vaterländischen Erzeugnisse zu sein scheint. Daher haben sich Fabriken und Manufacturen seit Joseph nur sehr spärlich vermehrt und selbst der mittlere Gewerbsmann vermag häufig nicht aufzukommen, weil es eine fast allgemeine Sitte der Vornehmen ist die Waare auf jahrelangen Credit zu nehmen. In dieser Beziehung sagt unser östreichischer Gewährsmann u. a.: „Die höhern Stände und die Regierung wirken sowohl positiv als negativ überaus nachtheilig auf die arbeitende Mittelklasse. Die erstern spielen theils Verrath an den inländischen Erzeugnissen, indem sie nur das Ausländische würdigen und kaufen, theils hemmen sie den Geschäftsmann durch Vorenthaltung der baaren Bezahlung und richten ihn entweder zu Grunde oder verleiten ihn zu Betrug und andrer Schlechtigkeit. Die Regierung aber ist der Meinung, so lange der Bürger schwelgt, tanzt, von Wein und Wollust trunken und durch Sinnlichkeit verdummt ist, kommt er auf keinen ernstern, lichtern Gedanken, *ist folglich* unschädlich — doch sie bedenkt dabei nicht, daß

die haltbarste Grundlage eines Staates die Moralität der Bürger sei und daß mit dieser auch jener seinem Sturze sich nähere, um so mehr als solch ein Sinnenleben den geistigen wie den leiblichen Pauperismus auf's schaudervollste vergrößert."

Vom Handel Oestreich möchte man lieber ganz schweigen, wenn man bedenkt was er sein könnte und was er in der Wirklichkeit ist. Kleine Länder wie Dänemark und die Niederlande können mit Stolz auf den Kaiserstaat herabblicken. Zwar sind allgemach einige Eisenbahnen gebaut worden, aber wem gehören die Donaumündungen, wozu benutzt man das adriatische Meer mit Dalmatien und in welchem Zollvereine befindet sich Oestreich?

Wie die schönen Flüsse Oestreichs und Ungarns für den Handel nicht gehörig benutzt werden, so ist auch der fruchtbare Boden dieses gesegneten Landes bei weitem noch nicht genug cultivirt. „Hier ist der Bauer durch Leibeigenschaft gedrückt und gehemmt, dort fehlt es an guten Musterwirthschaften, da an gehöriger Ermunterung, an lebhaftem Absatz durch Handelswege ꝛc., viele tausend Morgen Landes mit guter Humuserde sind Pusten, Haiden, nutzlose Haine voll Strauchwerk und Gestrüpp ꝛc., andre Strecken sind Sumpfgründe, die nur eines Abzugscanals bedürfen, und wieder andre bleiben zu lange brach liegen oder werden aus Mangel an Leuten oder praktischer Erfahrung, wohl auch aus Dummheit und Eigensinn nicht zur Hälfte zu den Erträgnissen gebracht, deren sie fähig wären."

Unter den Gewerb- und Handeltreibenden wie unter dem Nährstande herrscht daher eine geheime aber tiefgehende Mißstimmung, die nicht geeignet sein dürfte für immer zu schweigen.

Der Fabrikant, der Gewerbsmann fühlt sich überall in seiner Thätigkeit gehemmt, der Kaufmann wirft sich kleinlichen Ränken und Börsenschwindeleien in die Arme und der Bauer — einst so schlicht und wohlhabend, so nüchtern und offenherzig — ist verschmitzt und arm, genußsüchtig und zurückhaltend geworden.

Ist aber dieser Kern des Volks ebenso wenig glücklich und zufrieden als die vielnamigen Staatsbeamten im Civil und Militär, so ist es vielleicht die oberste Regierung desto mehr. Verlautet einmal von ihr etwas über den Zustand des Innern — denn gewisse politische Verhältnisse zwingen dann und wann den östreichischen Beobachter zu reden — so stellt sie ihn als sehr erwünscht dar und wirft bedauernde Seitenblicke auf andre Staaten. Und in der That, wenn jemals und irgendwo „das Zusammentreffen von beispiellos günstigen Verhältnissen zu sanguinischen Erwartungen eines raschen materiellen Fortschrittes berechtigte, so war es die gegenwärtige Zeit und der östreichische Staat. Ein tiefer ununterbrochener Friede von mehr als einem Vierteljahrhundert — ungetrübt durch innere Stürme und Aufregungen — ein großes, schönes und noch lange nicht vollständig angebautes Land, eine durch keine Parteiungen, durch keine feindselige Bevölkerung gehemmte Regierung, eine vorzugsweise günstige Lage, eine durchschnittlich wenigstens nicht eben arme Bevölkerung mit Empfänglichkeit für Fortschritte jeder Art: mit solchen Materialien ließ sich vieles thun und vieles erwarten.“ Gleichwohl sehen wir die östreichische Regierung in fortwährender Noth und Verlegenheit. Trotz einem drei- bis viermaligen Staatsbanquerout haben sich die

Landesschulden nicht vermindert, sondern auf die bedenklichste Weise vermehrt. Wir sehen ganz ab von den Kriegsjahren, die bekanntlich durch Oestreichs Politik erzeugt und unterhalten wurden, um nur die Jahre von 1815 — 1840 zu erwähnen. In dem erstgenannten Jahre betrug die östreichische Staatsschuld 500 Millionen d. h. 200 Mill. Silber mit 4 Mill. jährlichen Interessen. In dem zuletzt genannten Jahre war von der ältern Schuld noch ein Rest von 260 Mill. (in vollem Werth 104 Mill.) vorhanden; hierzu die verloos'te ältere Schuld an 120, neue Anleihen mit Abzug des davon Getilgten 441, flottirende Schuld 40 und Schuld an die Nationalbank an 160 Mill. gerechnet, giebt zusammen 1021 Millionen Gulden mit etwa 40 Mill. jährlichen Interessen. Wenn ein Gegner dieser Zusammenstellung etwas abhandeln will, so verirrt er sich bloß in Spitzfindigkeiten, die niemanden irre führen können, ja er vermag nicht einmal überzeugend nachzuweisen, daß die Ausgaben mit den Einnahmen in's Gleichgewicht gebracht wären. Aber wird nicht der blühende Zustand der Finanzen durch den Cours der Staatspapiere bewiesen? „Leider werfen sich in unsern Tagen die aufgesammelten Capitale vorzugsweise auf die öffentlichen Fonds, zum großen Nachtheil der übrigen Productionszweige und des Nationalreichthums, welcher durch die unproductiven Speculationen in diesem Zweige nichts gewinnt, wohl aber alles das verliert was durch die in jenem unnützen Spiele begriffenen materiellen, geistigen und Geldkräfte hervorgebracht werden könnte. Dadurch aber heben sich die Papiere aller Staaten, in denen eine nur einigermaßen geordnete Verwaltung besteht und keine unmittelbaren und nahen

Befürchtungen eintreten. Die Nachfrage nach Staatspapieren ist größer als deren Anbietung auf dem Weltmarkte, und dieses ist das Geheimniß ihres Steigens. Daraus aber auf den steigenden reellen Credit eines Staates schließen zu wollen, wäre höchst irrig. Zudem hat gerade Oestreich bei seinen letzten Anleihen mit vielen Schwierigkeiten von Seiten des contrahirenden Handelsstandes zu kämpfen gehabt und die Banquiers haben Bedingungen vorgeschrieben, die bedeutend über den Bereich commercieller Transactionen hinausgingen. Weit entfernt also, die alten Wunden zu heilen, hat sich die östreichische Regierung neue, fast unheilbare geschlagen und sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt die Unterthanen (und namentlich den Bauernstand) mit zermalmenden Lasten zu beschweren. So hätte die Staatsverwaltung die ganze Population mit keinem feinern Netze umschliugen können als mit dem der allgemeinen Verzehrungssteuer; denn während sie alle möglichen Bedürfnisse als Materielles an sich schließt, wägt und mißt, hat sie dieselbe auch zur Gewissenssache gemacht, indem das Gebot eine getreue und gewissenhafte Angabe alles dessen verlangt, was in den Bereich des Kaufs und Verkaufs zur Comsumtion gegeben und genommen wird. Man möchte dieses Gesetz in vieler Hinsicht einen Fallstrick des bösen Feindes nennen, weil dadurch die Tugend der Menschen auf eine so harte Probe gestellt wird..."

Aus dem Vorstehenden geht schon ziemlich deutlich hervor, daß in Oestreich weder die Unterthanen noch die Regierung so glücklich sind, wie dies der hochherzige Joseph bezweckt hatte; daß die Hauptschuld in der Regierungsmaxime, in dem Bestreben des Cabinets liegt, überall alles in Statu quo zu er-

halten, wäre dieser Status auch noch so unzeitgemäß, auf die Dauer unhaltbar und für die Zukunft gefahrdrohend. Wir unterstützen indessen das Angeführte noch durch einige Thatsachen.

Mit Uebergehung der zur Immoralität verlockenden Lotterieanleihen und Lotto's sprechen wir noch über einige durch das System herbeigeführte Plackereien und zunächst über die schon angedeutete Beaufsichtigung der Steuerpflichtigen. „Bis in die geringsten Einzelheiten der innersten Haushaltung wird der Contribuent von der Aufsicht und Untersuchung der Finanzbeamten verfolgt, welcher überall eine geschehene oder im Schilde geführte Defraudation des öffentlichen Schatzes wittert, und das Recht, ja sogar die Pflicht und, was mehr als Beides sagen will, ein eignes Interesse hat auf jeden Argwohn hin die strengste, rücksichtsloseste Durchsuchung zu pflegen. Die natürliche Folge davon ist, daß eine Menge kleiner Producenten und geringerer Gewerbsinhaber ihrem Stande entsagten, weil es für sie entweder der Mühe nicht lohnte sich diesen Bedrückungen auszusetzen, oder weil sie die Kosten nicht erschwingen konnten, welche stets mit solchen Amtshandlungen verbunden sind — und es hat sich eine Abneigung des Volks gegen diese Finanzbeamten gebildet, welche allenthalben tief und immer tiefer einwurzelt und nur zu oft schon in blutige Händel, ja selbst in Mord und Todtschlag übergegangen ist... An den Thoren jeder nur einigermaßen bedeutenden Stadt fängt für Waaren und Menschen dieselbe lästige Plackerei von neuem an, deren sie, wenn sie einmal über die Grenze des Staates gekommen sind, billigerweise überhoben

sein sollten — und zwar mit einer Genauigkeit und Langsamkeit, von denen nur der einen Begriff hat, dessen Schicksal ihn in die Hände östreichischer Zollbeamten geführt hat. Alle diese Vexationen entmuthigen besonders den Grundbesitzer und den Kleinhandel, während der große Kaufmann hier wie überall Mittel genug findet, um ihnen zu entgehen oder, wenn dieses durchaus unmöglich ist, sie zu ertragen. Sie vereiteln nebstdem zum Theil die wohlthätigen Wirkungen der zahlreichen und mitunter wirklich großartigen Unternehmungen, welche die östreichische Regierung zur Herstellung der Communicationen zwischen den verschiedenen Theilen der Monarchie ausgeführt hat, wiewohl die örtlichen Verhältnisse von der Art sind, daß jene noch immer nicht den Bedürfnissen eines lebhaften Verkehrs allenthalben genügen ..."

Wenn es nun der östreichischen Regierung unmöglich ist, bei den gegenwärtigen Zollverhältnissen und der ebenso vexatorischen Consumtionssteuer die Herzen ihrer gewerbtreibenden und ackerbauenden Unterthanen zu gewinnen und sich in vorkommenden Fällen auf dieselben zu stützen, so hat sie vielleicht andre Steuern abgeschafft, da sie zumal von außen und namentlich von Frankreich und Neapel namhafte Geldzuflüsse gehabt und die noch beibehaltenen Steuern statt wie in den Kriegsjahren von 20 jetzt von 36 — 37 Millionen Menschen bezieht. Ja, es sind zwei Steuern abgeschafft, nämlich die Kopf- und die Erbsteuer. Zu ersterer zahlte jedes Erwachsene (mit Ausnahme des Militärs und der notorisch Armen) jährlich 30 Xr. und zu letzterer der Erbnehmer eines größern Grundstücks je nach den Umständen 5 — 10% der Erbschaft. Das

wäre nun sehr schön gewesen, indem letztere Steuer nicht vom reinen Einkommen bezahlt wurde sondern das Stammcapital schmälerte; aber für die aufgehobenen Steuern wurde gleich ein neues Tax- und Stempelgesetz erlassen, wodurch namentlich die ärmern Volksklassen schwer belastet wurden. Die Kopf- und die Erbsteuer hatten jährlich zwischen 2 und 3 Millionen eingetragen, aber durchschnittlich gegen 4 Millionen mag die Tax- und Stempelsteuer gewähren. Die Accise- und Verzehrungssteuer wurde erhöht und auf die Dörfer ausgedehnt, was ganz abgesehen von der geschärften Controle einen bedeutenden Mehrbetrag lieferte. Dasselbe gilt von der Ausdehnung des Salz- und Tabaksmonopols auf Tyrol, der Grundsteuer auf Dalmatien. Betrachten wir die Einkünfte Oestreichs von seinen vielnamigen Steuern auf irgend ein Jahr in runden Summen, um uns einen ungefähren Begriff von der Belastung des Volks machen zu können. Im Jahr 1839 trug die Grundsteuer 4 Millionen, die Haussteuer fast 5, die Erwerbsteuer 2½, die Verzehrungssteuer 21½, die Zölle über 16, das Salzmonopol 23½, das Tabaksmonopol gegen 10, die Stempelgefälle ziemlich 3½, die Taxen über 2, die Erbsteuer über 1, die Lotto's mehr als 3½, die Postgefälle 2, die Mauthen 2, die Domänen 4, die Bergwerke gegen 2½, der Pulververschleiß noch ½ und die ungarischen Einnahmen über 5 Millionen ...en. Wenn man die Einnahme durchschnittlich nur zu ... Mill. annehmen kann, die Ausgaben aber für die Verzinsung der Staatsschuld zu 50, für das Militär zu 53, für Besoldung und Pensionirung der Civilbeamten zu 43, für Militärpersonen und Invaliden zu 6, für die Grenz- und

Gefällenwache zu 5 Millionen Gulden anschlagen muß, so bleiben für den kaiserlichen Hofstaat, die diplomatischen Auslagen und die Ordensverwaltung, für die öffentlichen Anstalten jeder Art, die zahlreichen Diäten, Reisevergütungen und Zulagen der Beamten, die öffentlichen Bauten an Häusern, Brücken und Straßen nicht mehr als 3 Millionen Gulden. Und das ist kein Geheimniß mehr für das Volk.

Das auch in Oestreich trotz aller Gegenbestrebungen leidlich vorgeschrittene Volk denkt und sagt, daß sein Vaterland an vielen Gebrechen leidet und zu deren Hebung großer Reformen bedarf. „Der Krebsgang in die finstern Tage der Vergangenheit," heißt es in den socialen und politischen Zuständen Oestreichs, „in die Nacht des Jesuiten- und Inquisitionsterrorismus ist durchweg eine eitle Chimäre und ein grobes Unrecht an der freigebornen Menschheit." Aber was hat man seit 1815 alles gethan, um diesen Krebsgang zu gehen! Oben an steht in dieser Beziehung die Polizei und die Büchercensur.

Was die Polizei auch in andern deutschen Staaten thut, obgleich es Sache der Justiz wäre, nämlich daß sie kleine Rechtsverletzungen wie Injurien, Betrügereien und unbedeutende Diebstähle rügt, sowie daß sie drohende Rechtsstörungen abzuwenden angewiesen ist, dies übergehen wir in Bezug auf den Kaiserstaat ganz mit Stillschweigen. Aber wer nur eine kurze Zeit in einer östreichischen Stadt lebte, der wird wissen, worauf sich alles die Invigilation der Polizei erstreckt, und zwar nicht etwa immer einer uniformirten, sondern sehr häufig einer in Civilkleidung umherschleichenden Polizei, deren Agenten unter dem Namen der Naderer und Vertrauten dem Eingeweih-

ten bekannt sind. Und was sagt der naive Dr. S. (das conservative Princip in Oestreich) über diesen Gegenstand? „Es giebt nur (?) in den Hauptstädten eine Polizei, die diesen Namen (!) verdiente. In den Landstädten, Märkten und Dörfern üben sie die Magistrate und Herrschaften durch einen oder zwei Invaliden aus, deren Geschäft in Botengängen, Beaufsichtigung eingeschlichener Bettler, Arretirung Betrunkener (aus der niedern Klasse!), öffentlicher Exceßmacher in Wirthshäusern und vielleicht — Inspection der Herrenküche (!) besteht. An diesem ist aber in Dörfern, Landstädten und Märkten zur Genüge geschehen. Das Thun und Treiben der Bürger unterliegt keiner Beaufsichtignng der Behörden (!). Selbst in den Hauptstädten, diesen Tummelplätzen der Guten und Bösen, diesen Revieren aller Gauner, erstreckt sich die Aufsicht der Polizei nur auf Fremde, In- und Ausländer, und auf Leute, welche einer die Befürchtung der Wiederholung erregenden Uebertretung wegen dazu verurtheilt wurden. Im Gespräche, selbst an öffentlichen Orten, kann eine unbescheidene (!) in politischer Hinsicht bedenkliche Rede*) keine Strafe sondern bloß Nachforschung nach dem Lebenswandel, die den Betreffenden selbst nicht zur Verantwortung oder Aeußerung zieht**), und je nach dem Resultate der Nachforschungen Beaufsichtigung während einiger Zeit zur Folge haben. Selbst Antastungen der Regierung oder des Staatsoberhauptes, wenn sie, um ein Witzwort anzubringen (!), in unverdächtiger (?) Absicht vor-

*) *Und was ist in Oestreich* alles bedenklich!

**) *Man läßt die Leute* hübsch reif werden.

[illegible] Polizei höchstens [illegible]

[illegible] väterlichen Beruf [illegible] Oestreich beinahe [illegible] in diesem letztern Lande [illegible] Institut als in den übri- [illegible] Gegentheil von [illegible]. Daß ein absoluter Staat [illegible] begreiflich, weil er [illegible] Beleuchtung er- [illegible] sich auch nicht so [illegible] unge- [illegible] Oeffentlichkeit besteht. [illegible] die Regierung wolle [illegible] Würde sie [illegible] daß zu [illegible] in späterer Zeit [illegible] So lange eine [illegible] Reactionen her- [illegible] und die Gefahr einer [illegible] Zukunft heraufbeschwor, ist an eine freie Presse nicht zu denken. Andre Vertheidiger des Kaiserstaates und also Widersacher seines einstigen gro- ßen Beherrschers nahmen sich vor zu beweisen, daß die Censur in Oestreich nur streng in Bezug auf den Verkehr mit dem Aus- lande sei und daß den „rechtschaffenen und gelehrten" Bewoh-

*) Wir wissen das besser. Was über Knödel und Krapfen hinaus- geht, das ist eine Sünde gegen die Polizei.

nern des Landes das Lesen von mancherlei verbotenen Büchern gestattet werde; denn die Regierung wolle, daß die Censur eine Wohlthat sowohl für unbesonnene Schriftsteller als das leicht verführbare treue Volk sei. Nach solchen Versicherungen wird man neugierig von erfahrenen und wahrheitsliebenden Personen zu hören, auf welche Weise die Büchercensur in Oestreich gehandhabt wird. Der Vf. der „socialen und politischen Zustände Oestreichs," ein tüchtiger Sachkenner, sagt hierüber Folgendes: „Die östreichische Censur ist in diejenigen Hände gegeben, welche nur gewohnt sind Verbrecher einzufangen, Trunkenbolde zu züchtigen und Bordellwirthschaften zu zerstören; sie ist unter dieselben Augen gestellt, welche wie Luchse in nächtlicher Stille lauern, jeden Winkel durchforschen, in jede Ritze guken und überall nur Unrath und Gefahren wittern; sie ist in diejenige Macht gegeben, welche ein höheres edleres Bürgerthum mit seinem Wirken des Geistes ungefähr nach demselben Maßstabe behandelt und richtet, wie sie mit dem Materiellen gebahrt, und hat weder die innere Weihe noch die äußere Stellung und Organisation, um dieses heilige (!) Amt, das ungefähr wie ein Gottesdienst durch ein weises Priestercollegium versehen sein will, nach Gebühr und Würden zu handhaben. Dieser Uebelstand ist im Inlande längst gefühlt und im Auslande, wo ein freieres Wort gilt, gleichsam ein Nachhall der vernommenen Seufzer, auch längst besprochen und gerügt worden... Die Polizei und Censurhofstelle hat wohl in der neuesten Zeit den vielfachen Bitten und Bedrängnissen nachgegeben und das alte Censurgesetz von 1810 wieder aufgenommen; doch hat *sie sich in hohen* Gnaden nur etwas milder und gerechter

zusprechen wagte! ... Eine Behörde, die nur immer mit körperlichen Dingen hantirt, sucht ebenso nach Gewohnheit als Princip das Geistige zu ersticken, um zuletzt mit lauter Materiellem zu walten. In Folge dessen bewacht sie mit Argusaugen und einem Cerberusrachen das Einschmuggeln ausländischer Geistesproducte und liegt deshalb mit den Buchhändlern des Inlandes in einem beständigen Kriege. In der neuesten Zeit scheut man sich sogar streng wissenschaftliche Werke ohne Censur hinauszugeben und betrachtet jedes von außen kommende Buch wie eine Giftpflanze im heimischen Boden. Den Mauth- und Revisionsämtern ist es zur strengen Pflicht gemacht, jedes über die Grenze kommende Blatt selbst in der Emballage auf's genaueste zu untersuchen, während die Polizeibehörden bald hier bald dort aufgefordert werden in den Kaufläden und Magazinen der Buchhändler die nämlichen Nachsuchungen zu halten, die man anstellt, wenn man die Wohnung eines Mannes umkehrt, welcher der Contrebande oder Falschmünzerei, des Raubes oder Mordes verdächtig ist. Welch ein entsetzliches Corpus delicti ist nicht ein Lord Byron, ein Eugen Sue, ein Börne oder Herwegh! Man nimmt sie gleich in Beschlag und zieht den Schuldigen wochenlang von einem Verhör zum andern . . . Man mißbilligt übrigens eine Novelle, ein lyrisches Gedicht, worin ein gesunder Puls schlägt, ein etwas freierer Athem weht, ein Lichtfunke sprüht, während man keine Censur kennt gegen gemeine Zoten in Volkstheatern, gegen verderbliche Lieder und mimische Spiele in Lustgärten und Schenken und überhaupt gegen viele Dinge, welche auf die Volkserziehung höchst nachtheilig einwirken. Zeigt sich hierin nicht ge-

radezu die sträflichste Absicht das gemeine Volk so recht tief in den Schlamm der Sinnlichkeit hinabzuziehen, damit es darin geistig und moralisch ersticke? Aber was frommt es zuletzt den bevorzugten Ständen, den Machthabern in der Höhe, wenn unter ihnen die grasseste Entsittlichung mit all dem Elend keucht und stöhnt, das eine nothwendige Folge der Demoralisation ist? Geht damit nicht auch alle Bürgertugend, alle Vaterlandsliebe, alle Redlichkeit und Treue zu Grunde? Und sind einmal diese einzig haltbaren Stützen einer Nation durchfressen und morsch, wie weit ist da noch der Sturm entfernt, ja wie nahe liegt nicht die traurigste aller Katastrophen, die um so weniger ausbleiben wird, wenn zufällig noch *) andre Factoren, z. B. ein Mißjahr oder eine durch Wucher erzeugte Theurung hinzukommen? Wahrlich, die östreichische Censur hat einen sehr großen, einen wesentlichen Schuldantheil, wenn einmal die Elemente rege werden, in denen so viel Stoff zur Gährung verborgen liegt." Auf diesen Stoff zur Gährung, in wiefern er im Pauperismus begründet ist und mit einem unerhörten Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft droht, werden wir demnächst zurückkommen; sehen wir uns zuvor noch um, ob sich nicht trotz aller Censur einiges Licht in den Kaiserstaat einschleichen und ob nicht vielleicht noch andre Elemente außer der Presse vorhanden sind, wodurch das Volk aufgeklärter und der einstige Ruin verhindert werden kann. Wir haben noch

*) D. h. neben der unverkennbaren Mißstimmung, welche schon längst vorhanden ist, und neben einer Anregung von außen, die zum Glück der Regierung beim galizischen Aufstande fehlte.

einen Blick auf den Muth östreichischer Schriftsteller und Buchhändler in Bezug auf größere Werke und Tagesliteratur sowie auf die Theater und die Geistlichkeit zu werfen.

Die östreichischen Schriftsteller der nachjosephinischen Zeit müssen sich natürlich nach ihren Verlegern richten und diese verlegen nichts und dürfen nichts verlegen was der Regierung und den vielnamigen Bureaukraten mißfällt. Im östreichischen Verlag erscheinen daher Kochbücher und Gebetbücher, streng censirte Lehr- und Handbücher, bunte Kalender und Almanache, längst aus der Mode gekommene Schauerromane und Anekdotensammlungen zum Todtlachen. An unabhängige Philosophie und Geschichte ist gar nicht zu denken, sondern diese Wissenschaften müssen ganz dem herrschenden Systeme dienen; in der Philologie sorgen schon die Jesuiten, daß die heidnischen Bücher nicht sehr über den Schulbedarf strapazirt werden. Das poetische Girren und Wimmern trägt keinem Buchhändler viel ein und selbst die Naturwissenschaften werden kaum leidlich unterstützt und aufgemuntert: „Es lastet überhaupt ein dreifacher Druck auf dem armen Schriftsteller: die Härte und vielleicht(?) die Willkühr der Censur, der unästhetische Indifferentismus der Großen und Reichen und der Geiz der Buchhändler (die doch als Kaufleute nicht sehr zu verdenken sind!). Bei dieser äußerst traurigen Lebensbedingung läßt es sich von selbst erachten, daß der gemarterte Musensohn, der doch nie aufhören kann Mensch zu sein, oftmals seine Existenz auf Nebenwegen sucht, die eigentlich sein moralisches Elend noch vergrößern. Der eine wird ein Tartüffe, der andre geht mit seinen Schriften von Haus zu Haus, der dritte legt sich auf Lobhudeleien über-

schreibt triviale Späße für den großen Haufen, der vierte macht einen sklavischen Uebersetzer, der fünfte verkauft sich als Recensent ꝛc. Manche der bessern Köpfe, die ihre Ideen nicht nach dem Leisten der Censur richten können, schicken ihre Schriften in's Ausland. Die Sache ist allerdings illegal, weil das Gesetz besteht, daß ein östreichischer Schriftsteller selbst außerhalb der Grenzen seiner Heimath nichts ohne Erlaubniß seiner Regierung drucken lassen darf; darum thun es diese Schriftsteller anonym oder pseudonym, wissen aber ihre Handschrift nicht immer so zu verstellen, daß sie nicht von der Polizeihofstelle erkannt würde..." Wer nur ein Vierteljahr in Oestreich lebte, der weiß, welche geistige Speise ihm geboten wird, und „welch einen jämmerlichen Rumor die Werke des östreichischen Verlags auf der Leipziger Messe machen, braucht gar nicht weiter erwähnt zu wer-en; sie stehen mit dem ausländischen Verkehr in einem so haudervollen Mißverhältnisse, daß man glauben sollte, in estreich scheine die geistige Sonne wie etwa in Lappland das ordlicht, und der Widerschein fällt wie Schamröthe auf den iserstaat zurück, der mit seinen 37 Millionen Unterthanen Großmacht dasteht und bei dem weisen Bundestage am in den Vorsitz führt."

Aus Obigem geht hervor, daß in Oestreich kein Buch zur hrung des Volks, keine eigentliche Volksschrift erscheinen ; ein solches wäre dem Grundsatze ganz widersprechen cht die Augen zu, damit euch das Licht nicht blende!" d die Volkskalender, die sich noch der geistigen [illegible] , [illegible] , ängstlich [illegible]

einen Blick auf den Muth östreichischer Schriftsteller und Buchhändler in Bezug auf größere Werke und Tagesliteratur sowie auf die Theater und die Geistlichkeit zu werfen.

Die östreichischen Schriftsteller der nachjosephinischen Zeit müssen sich natürlich nach ihren Verlegern richten und diese verlegen nichts und dürfen nichts verlegen was der Regierung und den vielnamigen Bureaukraten mißfällt. Im östreichischen Verlag erscheinen daher Kochbücher und Gebetbücher, streng censirte Lehr- und Handbücher, bunte Kalender und Almanache, längst aus der Mode gekommene Schauerromane und Anekdotensammlungen zum Todtlachen. An unabhängige Philosophie und Geschichte ist gar nicht zu denken, sondern diese Wissenschaften müssen ganz dem herrschenden Systeme dienen; in der Philologie sorgen schon die Jesuiten, daß die heidnischen Bücher nicht sehr über den Schulbedarf strapazirt werden. Das poetische Girren und Wimmern trägt keinem Buchhändler viel ein und selbst die Naturwissenschaften werden kaum leidlich unterstützt und aufgemuntert: „Es lastet überhaupt ein dreifacher Druck auf dem armen Schriftsteller: die Härte und vielleicht(?) die Willkühr der Censur, der unästhetische Indifferentismus der Großen und Reichen und der Geiz der Buchhändler (die doch als Kaufleute nicht sehr zu verdenken sind!). Bei dieser äußerst traurigen Lebensbedingung läßt es sich von selbst erachten, daß der gemarterte Musensohn, der doch nie aufhören kann Mensch zu sein, oftmals seine Existenz auf Nebenwegen sucht, die eigentlich sein moralisches Elend noch vergrößern. Der eine wird ein Tartüffe, der andre geht mit seinen Schriften von Haus zu Haus, der dritte legt sich auf Lobhudeleien ora

schreibt triviale Späße für den großen Haufen, der vierte macht einen sklavischen Uebersetzer, der fünfte verkauft sich als Recensent rc. Manche der bessern Köpfe, die ihre Ideen nicht nach dem Leisten der Censur richten können, schicken ihre Schriften in's Ausland. Die Sache ist allerdings illegal, weil das Gesetz besteht, daß ein östreichischer Schriftsteller selbst außerhalb der Grenzen seiner Heimath nichts ohne Erlaubniß seiner Regierung drucken lassen darf; darum thun es diese Schriftsteller anonym oder pseudonym, wissen aber ihre Handschrift nicht immer so zu verstellen, daß sie nicht von der Polizeihofstelle erkannt würde..." Wer nur ein Vierteljahr in Oestreich lebte, der weiß, welche geistige Speise ihm geboten wird, und „welch einen jämmerlichen Rumor die Werke des östreichischen Verlags auf der Leipziger Messe machen, braucht gar nicht weiter erwähnt zu werden; sie stehen mit dem ausländischen Verkehr in einem so schaudervollen Mißverhältnisse, daß man glauben sollte, in Oestreich scheine die geistige Sonne wie etwa in Lappland das Nordlicht, und der Widerschein fällt wie Schamröthe auf den Kaiserstaat zurück, der mit seinen 37 Millionen Unterthanen als Großmacht dasteht und bei dem weisen Bundestage am Main den Vorsitz führt."

Aus Obigem geht hervor, daß in Oestreich kein Buch zur Belehrung des Volks, keine eigentliche Volksschrift erscheinen kann; ein solches würde dem Grundsatze ganz widersprechen: „Macht die Augen zu, damit euch das Licht nicht blende!" Selbst die Volkskalender, die sich noch der größten Verbreitung erfreuen, sind eine überaus magere, ängstlich vorgeschnittene

Kost, welche selbst den genügsamsten Gaumen nicht zu laben vermag. Eigentliche Volksbücher, in allen Staaten ziemlich selten, sind in Oestreich unmöglich, weil diese das Volk zu belehren, aufzuklären bestimmt sind und man so etwas zu verhindern Ursache zu haben scheint.

Noch schlimmer steht es natürlich um die eigentliche Tagespresse, deren Beruf in neuern Zeiten von unermeßlicher Bedeutung ist. Was in Oestreich vorgeht, das erfahren die Bewohner dieser Staaten entweder gar nicht oder verstümmelt oder nur zufällig und mit Gefahr durch Blätter des Auslandes. „Die privilegirte Wiener Zeitung darf nur auftischen was nicht sättigt, und der östreichische Beobachter kann nicht müde werden Proselyten zu machen. In diesen zwei nüchternen Blättern ist so zu sagen die ganze politische Presse Oestreichs eingeschachtelt; denn alle andern Organe in den Provinzen müssen den jämmerlichen Hocuspocus dieser zwei Tonangeber sklavisch nachahmen und den Augen des Volks Guckkastenbilder vorüberführen, die sich bei künstlicher Beleuchtung für Unmündige gut und gefahrlos anschauen lassen ... Aber der Oestreicher fühlt sich schon lange nicht bloß gekränkt und beschämt, sondern auch entwürdigt und zum Kinde herabgesetzt, daß ihm ausländische Pressen über sein Vaterland mehr sagen dürfen und mehr zu sagen wissen als irgend ein heimisches Organ. Ueberdies ist hierbei zu bemerken, daß ihm selbst durch diese Umwege die Wahrheit nur stückweise zukommt oder auch gänzlich verborgen bleibt; denn wenn sie auch durch irgend ein andres Blatt, z. B. durch die Leipziger Allgemeine Zeitung rc., veröffentlicht wird, so gelangt sie durch den Censurcordon nicht bis zu ihm — oder

erst nach Wochen und Monaten als irgend ein Convolut oder Maculaturpapier." Wenn man durch die politischen Zeitschriften des Kaiserstaates erfahren kann, welch ein hoher Besuch auf der Hofburg eingezogen ist und wie loyal sich die hohe Pforte bei der oder jener Gelegenheit benommen hat, so wird man aus belletristischen Journalen ersehen, daß S. Durchlaucht der Hr. Staatskanzler Fürst v. Metternich-Winneburg seine Theaterloge betreten und eine Sängerin (welche dem Redacteur ein Freibillet zustellen lassen) colossales Furore gemacht hat. O fort mit solchen Erbärmlichkeiten, vor denen sich ekelt wer irgend noch ein wenig gesunden Sinn und Geschmack besitzt, und welche durchaus nicht geeignet sind ein großes Volk auf die Dauer über seine nächsten und heiligsten Interessen zu verblenden! Schnell hinweg aus diesem Pfuhl der Gemeinheit! Retten wir uns auf die Breter, welche die Welt bedeuten und sowohl die Schule als das edelste Vergnügen der Völker sein sollen.

Bei gar manchen Gelegenheiten, deren Anführung wir hier zu übergehen Ursache haben, hat man Geld in Ueberfluß; kommt es aber auf Unterstützung der Wissenschaften und Künste an, so sind alle Geldsäcke leer. Die erste Bühne des Kaiserstaates, das Hofburgtheater zu Wien, wird so kärglich bedacht, daß es immer erst dann Neuigkeiten bringt, wenn sie sich anderwärts schon Bahn gebrochen haben, und das Publicum mit leichter französischer Waare abgespeis't. Im Opernhause, welches von Rechtswegen die deutsche theatralische Musik repräsentiren sollte, hört man *außer einigen* M o z a r t'schen Opern nichts als *französische und italiänische* Dudelei. Was soll man nun erst von

den drei Theatern der Vorstadt und den Provinzialbühnen sagen, wo gemeine Possen und Vaudevilles nur mit unzüchtigen Pantomimen abwechseln! Hier hat die Censurhofstelle für den sittenverderblichsten Unflath keine Augen, aber der leiseste Widerspruch gegen die Argumente für die Wegnahme Krakau's, ein harmloser Preisgesang auf den neuen Kirchenfürsten und etwaige Gründe für den Anschluß an den deutschen Zollverein dürfen in Oestreich nicht gedruckt oder auch nur von einem Manuscript öffentlich vorgelesen werden! Die Schaubühne ist im Kaiserstaate eher alles Andre als eine Schule der Sittlichkeit, der Aufklärung und Geschmacksbildung. Während der Oestreicher durch das, was ihm zu hören und zu sehen gestattet wird, immer tiefer in die Grobsinnlichkeit hinabsinkt, entgeht ihm (so hofft man) Kraft und Lust zum Nachdenken über seine politische Lage und namentlich zum Raisonniren. Gleichwohl täuscht man sich hierin gewaltig, weil man einen Anstoß von außen und den Pauperismus nicht in Anschlag bringt.

Die Erziehung in den niedern und höhern Schulen, die Presse und die Bühnen, wodurch Kaiser Joseph das Volk aufzuklären und zu veredlen suchte, sind dem Obigen zufolge jetzt in Oestreich nicht geeignet auch nur die billigsten Anforderungen zu befriedigen und die finster drohende Zukunft freundlicher zu gestalten. Aber es giebt noch eine Macht im Staate, welche bei ihrer günstigen Stellung nicht wenig Gutes wirken könnte. Wir meinen die Geistlichkeit. Auch angenommen, daß die Mehrzahl des Volks dem religiösen Indifferentismus huldigt, so kann sich doch ein katholischer Geistlicher auf hundertfache Weise, z. B. durch herzliche Theilnahme, Belehrung über

Natur und bürgerliche Angelegenheiten, Rath und Trost, um das Wohl seiner Beichtkinder äußerst verdient machen. Dabei ist freilich zu bemerken, daß der, welchem jemand sein Vertrauen schenken soll, sich dessen auch würdig machen muß. Diesen Punkt müssen wir auf den östreichischen Klerus anwenden, um über seine Wirksamkeit ein Urtheil fällen zu können. Hat und verdient also die östreichische Geistlichlichkeit das Vertrauen des Volks, ohne welches ihre Wirksamkeit gleich Null sein würde?

Es gab eine Zeit, wo das Volk hinter äußerem Prunk etwas Heiliges sah, zu dem sich nie ein vermessener Gedanke des Tadels oder auch nur des stillen Neides zu erheben wagte. Diese Zeit ist vorüber. Man erblickt im Glanz des Kaiserhofes wie der 12 Erzbisthümer nur noch — die Fortdauer der östreichischen Gutmüthigkeit; denn, abgesehen vom Hofe, der doch wenigstens Rechnung von seinem Haushalte ablegen sollte, wozu braucht ein Erzbischof jährlich 2—300,000 Gulden Revenuen, während sein Amtsnachbar, der arme Pfarrer, nicht 300,000 Viertelkreuzer einnimmt? Man weiß, daß die Tafel manches Klosters wie die eines Herzogs besetzt wird, während die Mönche in andern Klöstern die Milde und Barmherzigkeit dessen in Anspruch nehmen, welcher sein Brod im Schweiße seines Angesichts ißt. In manchem District jagt ein Pfarrhaus das andre, in einem andern muß man mehrere Stunden weit gehen, um an eins zu kommen. In gewissen Gegenden sind die geistlichen Fluren leidlich angebaut, in andern liegen sie ganz öde. *Dies alles weiß* und sieht das Volk, welches man *nicht wieder ganz blind* hat machen können. Es würde indessen

noch darüber wegsehen, weil es nicht unmittelbar davon berührt wird; aber sein Vertrauen zum Klerus wird durch solche Beobachtungen wenigstens nicht gestärkt.

Nun haben aber die gesetzlich unverheiratheten Geistlichen die Erlaubniß und die Pflicht, die Seelsorge in den Familien zu üben. Am Morgen predigt der junge gut dotirte Priester gegen Ueppigkeit und Weltlust, nach dem Gottesdienste ermahnt er mit frommer Miene die Schuljugend zur Beherrschung der sinnlichen Lüste und Begierden; nach einem schwelgerischen Mahle, woran nur seine Haushälterin theilnimmt, besucht er mit seinen weinglühenden Wangen eine arme Familie, deren Stolz die junge Hausfrau, die Mutter wohlgebildeter Kinder ist. Das Haupt der Familie, mit häuslichen Arbeiten beschäftigt, sieht es nicht, wie die Nachbarinnen die Köpfe zusammenstecken. Am folgenden Tage stattet er einer andern Familie seinen Besuch ab, während seine Haushälterin sich schon für den Abend putzt. Das sind die nothwendigen Folgen des Cölibats. Der Vf. von „Oestreichs Zuständen" sagt in dieser Beziehung: „Es giebt kaum eine Spanne Landes, wo nicht ein Mönch oder ein Weltpriester wie ein reißender Wolf unter dem andern Geschlechte wüthete und jedes Wort, das er des Morgens auf der Kanzel oder in der Schule predigte, bei der Ueppigkeit seines Mahles oder bei seinem geheimen Trinkgelage und endlich des Abends im Gemach der Venus vulgaris auf die schändlichste Weise Lügen strafte. Sie verdammen, und unterhalten doch am ersten den Ehebruch, sie enthalten sich nicht einmal den Beichtstuhl zu entweihen und in ihm Rendezvous vorzubereiten; *sie bevölkern* die Findelhäuser nicht weniger als irgend ein an-

drer Stand, sie sprechen die ärztliche Hülfe für syphilitische Uebel und für die Impotenz ebenso häufig an als jede andre Klasse, selbst den Kriegerstand nicht ausgenommen. Der katholische Klerus ist vielleicht in keinem andern Lande so demoralisirt als in Oestreich. Der seiner Idee und Bestimmung nach so ehrwürdige Priesterstand hat sich durch seine verfehlte Grundlage und durch seine eigne Schuld von einer Grenze des Landes bis zur andern, besonders aber an Wallfahrtsörtern und in größern Städten, so verächtlich und verhaßt gemacht, daß die Zeit nicht mehr fern zu sein scheint, wo der durchweg morsche Boden zusammenbrechen muß." Von einzelnen vortrefflichen Männern des östreichischen Klerus abgesehen, kann man von der großen Mehrzahl desselben wohl sagen, daß er im Volke (um es nicht stärker auszudrücken) alles Vertrauen verloren hat, weil seine Thaten nie mit seinen Worten übereinstimmen. Aber jedermann weiß, daß die Worte dessen in den Wind gesprochen sind, welchem man nicht vertraut, welchen man nicht achten kann.

Zu allem Unglück leben nun in Oestreich noch 5 Millionen Griechen und Armenier und ebenso viel Protestanten, Unitarier, Juden und Muhamedaner. Was das zügellose Leben der unvermählten Geistlichen, ihr Ehrgeiz, ihre Habgier und Rachsucht etwa noch an Achtung beim gereiftern Volke übrig gelassen hat, das wird vollends durch ihre Verfolgungswuth gegen Andersdenkende verscheucht. Namentlich sehr erboßt sind die östreichischen Geistlichen über den Protestantismus, der in ihren Augen scheußlicher ist als Judenthum und Islam. Gegen ihn führen sie durch den ganzen Kaiserstaat fortwährend den erbittertsten

Krieg, der trotz allen Gustav-Adolphs-Vereinen mit Hülfe der listigen und langarmigen Jesuiten oft genug zu Triumphen führt. Feuer und Wasser vertragen sich aber auch ebenso gut mit einander als der Protestantismus und sein Princip freier Forschung mit dem Katholicismus und seiner Maxime unbedingten Kirchenglaubens! Ach, warum müssen die schönen Zeiten Gregor's VII. so fern liegen, wo man aufhörte zu leben wenn man aufgehört hatte zu glauben, was der Habsucht und der Ueppigkeit des Klerus so schön wucherte! Gewiß ist daran auch „der Ketzer" Joseph mit Schuld, welcher sich unterfing dem aufgehobenen Jesuitenorden ein Toleranzpatent nachzuschleudern! O arme Priesterschaft, Dein Seufzen nach längst verschwundenen Zeiten der Finsterniß wird schon im östreichischen Dämmerlichte lächerlich und den erleuchtetern Völkern Deutschlands zur Fratze! Drohe man mit Loslassung der Jesuiten oder verhehle man klüglich ihre unverkennbare Thätigkeit, es bedarf keines Gioberti sondern ganz einfach des mündiger gewordenen Verstandes, um den Ausgang zu errathen, wenn auch nicht ohne äußern Anstoß herbeizuführen!

Wir haben gesehen, daß sich in Oestreich, welchem man jedoch den Ruhm lassen muß immer consequent gehandelt zu haben, keine Aussicht zeigt das zu vermeiden, was vor allen Dingen abzuwenden wäre: die drohenden Begebenheiten der nächsten Zukunft. Daß die Absperrung des Lichtes nicht vollständig executirt werde und beim gewaltsamen Sturz einer Scheidewand verderblich blendend einbrechen könne, scheint man nicht zu glauben; man beruft sich übrigens dabei auf die bekannte Wohlhabenheit und Genügsamkeit des Oest-

reichers und geht der Zukunft mit einem Gesicht entgegen, als hätte man alles wohl gemacht. Untersuchen wir nun ein wenig genauer, wie es um die Wohlhabenheit des genügsamen Oestreichers steht.

Ganz abgesehen von der Frage, ob sich eine Regierung, wenn sie sonstige Elemente der Auflösung nicht entfernt hat, durch die Befriedigung der physischen Interessen im Staate eine haltbare Stütze im Volke bereiten kann, indem es sich ja immer noch darum handelt, daß eine Umwandlung der Maschine selbst manchem Wohlhabenden vortheilhaft erscheinen und in den Augen manches Andern am gefahrlosesten durch Passivität vor sich gehen kann, wollen wir nur auf die Hauptsache selbst eingehen, wie sie sich dem unbefangenen Beobachter unabweislich aufdringt. „Böhmen, Mähren und die Lombardei ausgenommen," heißt es in Oestreichs Zukunft, „steht der Kaiserstaat noch immer auf ungefähr derselben Stufe des materiellen Wohlstandes wie in den Jahren, welche unmittelbar auf die letzten Kriege folgten, diejenigen unvermeidlichen Fortschritte abgerechnet, welche ein Vierteljahrhundert des tiefsten Friedens immer und überall mit sich bringt. Die Wunden, welche jahrelange beispiellose Anstrengungen geschlagen hatten, sind durch die Gewalt der Zeit geheilt oder wenigstens vernarbt; aber kann dieser negative Fortschritt hinreichen, um die Anforderungen zu erfüllen, welche man in unsrer Zeit an eine Regierung machen kann, die mit so großen Mitteln ausgerüstet war, und welche man in andern Ländern — wenigstens in ungleich höherem Maße — erfüllt sieht? Böhmen und Mähren verdanken ihr rascheres Aufblühen vorzüglich der ausnahmsweisen Stel-

lung, welche sie durch eine Verkettung günstiger Umstän
Regierung gegenüber eingenommen haben — einem mä
und jeden Tag kräftiger und allgemeiner erwachenden Na
gefühl . . . Ganz andre aber eigenthümliche Gründe de
schrittes bestehen in der Lombardei. Ein reiches herrliche
eine unendlich günstige Lage, eine Bevölkerung, welch
seit Jahrhunderten zu den wohlhabendsten und blühendst
ropa's zählte und sich namentlich während der J
wo Mailand die Hauptstadt eines großen K
reichs war, rasch und bedeutend gehoben h
ein solches Land hätte unter allen Verhältnissen mächtige
des weitern Fortschrittes in sich getragen. Wenn ma
noch bedenkt, daß dieses Land, gerade wegen seiner bek
Abneigung gegen seine jetzige Regierung, schonender als
ein andres behandelt wurde und von manchen Steuern, m
drückenden Verwaltungsmaßregeln, welche die andern öf
schen Länder trafen, verschont blieb — so wird es wohl
langen Nachdenkens bedürfen, um sich seinen steigende
zu erklären. Das nationale Princip des Gemeingeistes n
welches trotz der corrosiven Kraft des allgemeinen Verwal
systems einzelnen Provinzen ein frisches kräftiges Lebe
hauchte . . . Von Oestreich überhaupt kann man mit
sagen, daß es daselbst zwar nicht viel Elend, aber a
mit Ausnahme weniger Provinzen — wenig wirklichen
stand gebe. Man wird dort nicht, wie in den englisch
französischen Fabrikstädten, Tausende von Proletariern
welche am Morgen nicht wissen wo sie Abends das Haup
legen werden, man wird keiner schauderhaften Armuth

nen, wie sie uns englische Comitéberichte geschildert haben, man wird nicht, wie in Italien oder Spanien, auf Haufen zerlumpter Bettler stoßen; aber man wird auch — das eigentliche Oestreich, die Lombardei und einige Theile Böhmens ausgenommen — wenige reinliche wohlhabende Bauernhäuser treffen, in denen nur die bescheidenen Bequemlichkeiten nicht eines englischen Farmer sondern eines schwäbischen oder fränkischen Bauern zu Hause sind. Und selbst in den Ländern, deren raschern Aufschwung wir oben bezeichneten, hat derselbe noch immer nicht kräftig genug gewirkt, um auf den Wohlstand der Bevölkerung in Masse einen bedeutenden Einfluß auszuüben.'' Dies die allgemeine Uebersicht der Sache; gehen wir nun näher darauf ein.

Die östreichische Regierung legt bekanntlich keine Rechnung über ihren Haushalt ab, die man als solche gelten lassen könnte. Warum dies so ist und vielleicht nicht anders sein kann, mag man errathen. Am deutlichsten zeigt sich die Verderblichkeit dieses Princips in der vielverzweigten Bureaukratie. Eine unglaubliche Masse von Beamten sind vom frühen Morgen bis an den späten Abend, ja zum Theil selbst noch mitten in der Nacht geschäftig in diesem politischen Dunkel zu fischen. Unwissenheit und Aberglaube, Sinnlichkeit und dummes Vertrauen sind ebenso viele Mittel die Seckel arglistiger Menschen zu füllen.

Die Regierung möchte gern ihre Länder, die von Natur vorzugsweise zum Ackerbau geschaffen sind, zu lauter Manufactur- und Fabrikstaaten machen, denn England und Frankreich fahren ja gut dabei! Daß die Fabriken und Manufacturen nicht

zu vernachlässigen sind, lehrte schon der weise Joseph durch seine glorreiche Regierung. Aber er schüttete nicht das Kind mit dem Bade aus. Nicht verkennend den Beruf Oestreichs, eine Kornkammer für halb Europa zu werden, hob jener große Kaiser die Industrie stets mit der nöthigen Rücksicht. Die heutige Regierung poussirt industrielle Unternehmungen mit Vernachlässigung der Urproduction und der Absatzquellen, huldigt dabei dem System hoher Schutzzölle und eines überspannten Prohibitivsystems, ja besteuert selbst die eingehenden Rohstoffe, so daß der Consument den Eingangszoll auf den rohen Stoff und den Schutzzoll als Prämie des inländischen Fabrikanten bezahlen und endlich mit der Waare, wie sie ist, vorlieb nehmen muß. Uebrigens hat man es auch trotz aller Mühe noch nicht weit gebracht, weil die Sache naturwidrig ist. Denn man zählt gegen 68% Landbauer und nur etwa 10% Gewerbtreibende während sich in England dieses Verhältniß zu 34 und 45% herausstellt. „Der östreichische Gewerbfleiß und Kunstbetrieb,“ heißt es in Oestreichs Zuständen, „liegt gleichsam noch in der Kindheit und fördert nur wenig Artikel zu Tage, welche im Auslande eine besondre Geltung haben. Denn was ist z. B. das böhmische Glas, welches auf allen großen Weltmärkten figurirt, gegen so viele andre Artikel, die wir aus England oder Frankreich für sehr hohe Preise beziehen? Was sind die in Oestreich fabricirten rothen türkischen Kappen, welche nach dem Orient wandern und im Tauschhandel jährlich kaum eine Mill. einbringen? Was ist noch ein dritter, vierter oder fünfter Industrieartikel — denn auf eine hohe Zahl bringen es die östreichischen Werkstätten und Fabriken noch nicht, und nur sehr

wenige können in der Quantität wie im Preise einen Vergleich mit den exotischen Erzeugnissen aushalten — was sind sonach alle Waaren zusammengenommen gegen das, was Oestreich nur auf offenen Straßen von den auswärtigen Ländern bezieht?..." Wie die Sachen jetzt stehen, d. h. bei den vorhandenen Hemmschuhen aller Art, ist das zu weit getriebene Bestreben der Regierung, den Staat zu einem industriellen zu erheben, ein weiteres Mittel zu Vermehrung des Pauperismus.

Die Vertheidiger des öftreichischen Regierungssystems, welche nach den seltsamsten Gründen zu haschen pflegen, sprechen auch von einer durch die langen Friedensjahre erzeugten Uebervölkerung des Kaiserstaates, um uns das nicht mehr wegzuleugnende Ueberhandnehmen des Proletariats zu erklären. Es fehlte bloß noch, daß sie hinzusetzten, man müsse wieder einmal einen tüchtigen Krieg führen, um etwas armes Volk los zu werden. Aber es ist mit der Uebervölkerung Oestreichs nicht weit her. Becher, ein sehr gewissenhafter Statistiker, berechnet die Zunahme der Bevölkerung seit 1819 im Jahr durchschnittlich zu 1% und sagt ausdrücklich, daß man mit Rücksichtsnahme auf die Propagationsfähigkeit der Bewohner in den öftreichischen Provinzen, die sich durch einen glücklichern Zustand derselben noch erhöhen läßt, ferner auf das durch manche angemessene Vorkehrung noch zu verringernde Mortalitätsverhältniß so wie auf den Flächenraum und den großen Productenreichthum der einzelnen Provinzen eine Zunahme der Bevölkerung für nicht nachtheilig halten müsse und eine Uebervölkerung *nicht zu fürchten* habe. Also nicht in einer *zu großen Volkszahl*, vielmehr in ganz andern Umständen, die

zum Theil schon weitläuftiger erwähnt worden sind, ist der steigende Mangel an Wohlstand zu suchen. Wo Ackerbau, Industrie und Handel blühen, wo also die arbeitende Klasse überzeugt ist, daß sie für sich und nicht für eine aristokratische Bureaukratie wirkt, da ist der Zuwachs an Bewohnern immer nur ein Segen, weil sich die thätigen Hände mehren; wo das Gegentheil stattfindet und man in trüber Hoffnungslosigkeit den Staatslenkern nicht den guten Willen oder die Kraft zutraut die Thätigkeit der Arbeiter zu heben und aufzumuntern, da wird nur producirt was zur persönlichen Erhaltung unumgänglich nothwendig ist oder man sucht jenseit des Meeres ein freundlicheres Asyl. Hierzu kommt noch die Bemerkung, daß die Zahl der unehelichen Kinder in Oestreich auf eine sehr bedenkliche Weise zugenommen hat, indem es die nachjosephinischen Regierungen für gut fanden die Ehen wieder zu erschweren insbesondre zwischen Protestanten und Katholiken, Adlichen und Bürgerlichen, auch wenn sie die schönste Aussicht auf eine wohlbabende und glückliche Nachkommenschaft boten. So wurden 1844 schon 5521 Paare weniger getraut als nur ein Jahr vorher.

Wenn wir über die in Oestreich herrschende Armuth sprechen, in wiefern sie bei einem veränderten Regierungssystem nach und nach vermindert werden müßte, so erwähnen wir nicht die vor kurzem überstandene Korntheurung, wodurch in Galizien und einigen andern Provinzen nach glaubhaften Zeitungsberichten eine große Menge Menschen vor Hunger umkamen; nein, wir nehmen bloß auf Jahre Rücksicht, in denen ein Mittelpreis der Nahrungsmittel herrschte. Der Bürger

und Landmann, immer noch voll deutscher Geduld und Langmuth, klagt zwar insgeheim über unerschwingliche Staatslasten, über die vielnamigen Steuern, Zölle, Taxen, Zehnten, Roboten, Stolgebühren, hemmende Privilegien und Monopole und fügt höchstens hinzu, daß es nicht angemessen sei, von gebundenen Händen Abgaben zu verlangen wie sie anderwärts ungebundene wohl entrichten könnten; laut, aber äußert er so etwas nicht, denn er weiß was ihm das eintrüge; er geht im Nothfall zu einem Wucherer, um ihm seine Fabrikate oder seine Ernten unter dem Preise zu verkaufen oder Geld auf hohe Zinsen zu leihen. Aber es giebt ja Wuchergesetze in Oestreich! Allerdings, aber es müßte sonderbar zugehen, wenn man nicht einen Beamten antreffen sollte, der durch Annahme von Geschenken seine Stellung zu verbessern sucht. „Wer sich einmal in Wien und dessen Umgebungen aufgehalten hat, der wird wissen, wie arg dort die Bettelei ist. Bettlerfamilien und ganze Trupps junger Burschen ziehen von einem Dorfe zum andern und erpressen von der Furcht was ihnen das Gefühl versagen würde.“ In der Hauptstadt selbst sind die Hausirer und Kartenschläger, Quacksalber und Musikanten außerordentlich begehrliche Gäste. Aber das ist wenigstens noch kein Elend, da die Leute meistens munter genug aussehen. Will man das Elend aufsuchen, so gehe man in die Häuser und Familien, wo ein Kranker aus Mangel an Geld weder Arzt noch Priester bekommen kann, wo Blödsinnige oder durch Krankheiten Verunstaltete sich dem Anblick der Welt entziehen, wo entlassene Sträflinge *aus Mangel an Arbeit* mit sich kämpfen, ob sie sich am *Ende doch nicht wieder* einer Strafe aussetzen müssen, wo Witt-

wen und Waisen die ekelhaftesten Nahrungsmittel verschlingen, weil sie von ihren reichen Nachbarn hart abgewiesen worden sind rc. Und nun denke man sich, daß neben diesen Jammergestalten üppige Aristokraten wohnen, welche durch ein Gastmahl verschwelgen was ihren Nachbarn reichlichen Unterhalt auf ein Jahr gegeben hätte! Die zur Schau getragene Pracht und Ueppigkeit des vornehmen Oestreichers ist die schrecklichste Verschärfung des Elends in den Hütten der Armuth. Was man über diesen Gegenstand weiß, verdankt man fast immer nur der Selbstbeobachtung, denn ein Oestreicher darf nicht in die Welt hinaus schreiben, daß er sich bei dem herrschenden Regierungssystem übel befinde, geschweige denn daß er arm sei. Unter der milden, väterlichen Regierung muß ja alles zum Besten gedeihen! „Haben Oestreichs Völker nicht Grund ihren Fürsten zu lieben?" fragt der Dr. S. in einem Tone, den man für Ironie zu halten versucht sein könnte; „sollte Ungarn vergessen haben, daß Oestreichs Fürsten seine türkischen Sklavenketten zerbrochen und ihm alle seine Institutionen widergaben? Der Mittel- und Bauernstand Galiziens (!) ist eingedenk, daß Oestreichs Regenten sie aus Leibeignen zu Staatsbürgern gemacht haben, die Gewalt ihrer Zwingherren beschränkten und ihnen ein menschliches Gesetz gaben. Nie freute sich Italien (!) ungetrübter der Segnungen des Friedens und Kunstfleißes als unter Oestreichs Schutz. Giebt es dort nicht Anklänge (!) ihr Herrscherhaus sei kein fremdes?*) Böhmen, Oest-

*) Der Vf. hat wahrscheinlich den Namen Tedeschi nicht von *einem Italiäner* aussprechen hören.

reich, Steiermark — wann vernachlässigte (?) die Sorgfalt der Regierung dieser Länder? . . . Oestreichs Regenten haben nie durch Pracht und Ueppigkeit den Erwerb ihrer Unterthanen vergeudet, unparteiisch saßen sie zu Gericht und mild war ihr Urtheil. Was Ludwig Philipp in den entscheidenden Tagen Großes that, scheuten sich Oestreichs Fürsten nie — ihren Unterthanen die Hand zu reichen. (Von wem wird denn aber auch das Regentenhaus getadelt?) Sie prunkten nie in öffentlichen Blättern mit Liebe und Herzensgüte, sie zeigten sie selbst jedem Unterthan. In ihrer Sprache lag nie die Herablassung des Machthabers, sondern das Wohlwollen und das Anerkennen des frommen (!) Bundes zwischen Fürst und Volk. Schutz dem Rechte (den Rechten?) und den Interessen (?) ihrer Völker, Ehre der Religion, den Sitten und der nützlichen Bildung, Förderung der Kunst und des materiellen Wohlstandes (allerdings, aber nur durch Eisenbahnen!), Wohlthätigkeit für alle Klassen Unglücklicher — dies müssen Oestreichs Völker an ihren Fürsten ehren.'' Schön, was zu ehren ist, muß geehrt werden; wie aber wenn über einige der obigen Voraussetzungen sehr verschiedene Ansichten obwalteten und wenn alle die aufgezählten Wohlthaten von gewissen Hemmungen und Unterlassungssünden weit überwogen worden wären? Wie wenn gerade der unselige und Gefahr drohende Zustand der Gegenwart, wie wir ihn zu schildern versuchten, jenen Hemmnissen und Unterlassungssünden, mit einem Worte wenn er überhaupt der nachjosephinischen Politik entstammte? Wenn die Staatsmaxime, welche seit Joseph's II. Tode ein Evangelium gewesen ist, eine tiefgehende Unzufriedenheit uud immerwährende Aufstände erzeugte

(ungerechnet die tausendfachen Intentionen zu Aufständen), wenn dieselbe mit offenbarer Festhaltung des Grundsatzes après moi le déluge den zu allem Unheil führenden Pauperismus methodisch beförderte, so hat man sicher nicht wohl gethan, ihr mit einer so eisernen durch nichts zu beugenden Consequenz zu huldigen.

Sehen wir bei der Betrachtung des heutigen Kaiserstaates einmal ganz davon ab, was er sein könnte, ja aller menschlichen Berechnung nach fast sein müßte, wenn Joseph II. nur noch 5 Jahre gelebt, weil in diesem Falle schwerlich eine Unterdrückung der völkerbeglückenden Ideen von 1789 stattgefunden hätte, werfen wir den Blick vielmehr nur auf die Zeit nach 1815, um zu sehen, was sich auch da noch hätte thun lassen, wenn bei den Räthen der Krone der gute Wille und die Einsicht dagewesen wäre. In dem genannten Jahre war z. B. Frankreich tief gedemüthigt und durch allerlei Opfer sehr erschöpft; auch in der nächsten Zeit konnte es sich noch nicht erholen, weil die Politik des siegreichen Nordens immer noch den gewaltigsten Einfluß übte; aber seitdem sich das französische Volk von dieser hemmenden Politik befreite, ist der Staat doch wieder zur ersten Continentalmacht emporgestiegen und wird sich nach dem Abgange eines überaus rücksichtsvollen Cabinets sicher bald noch mehr heben. Preußen schien 1815 bei seiner zerstückelten Stellung und der bedenklichen Stimmung in den neu erworbenen Provinzen wenig raschen Aufschwung zu verheißen; auch bestand seine ganze Politik eine Zeitlang nur in dem Streben nach Beseitigung des Volksthümlichen, was gleichwohl allein den Sieg der Legitimität herbeigeführt

hatte; aber seitdem hat Preußen durch seinen Zollverein einen ungeheuern Einfluß auf Deutschland errungen und sich durch die Verleihung — wenn auch im Beginne noch so kärglicher — constitutioneller Formen von dem starren Stabilitätsprincip wirklich losgesagt. Rußland, durch Aleander's schwankenden Charakter und seine mystischen Ansichten des übergewaltigen Einflusses beraubt, den es hätte äußern können, ist seitdem durch sein Verhältniß zu Griechenland, zu Serbien, zur Moldau und Wallachei zum Herrn der Pforte geworden und regelt zum Theil schon das Benehmen der andern beiden Großmächte des Nordens. Nur England und Oestreich standen im Jahr 1815 unbedingt groß da; jenes schien zur Beherrscherin der Meere, dieses zu der des Continents bestimmt zu sein. Namentlich war Oestreich mit einem bedeutenden Länderzuwachse und großer moralischer Macht aus dem Weltkampfe hervorgetreten. Es hatte einen unbestrittenen Anspruch auf einen überwiegenden Einfluß in Italien, dessen Fürsten es wieder eingesetzt hatte, auf eine Suprematie über Deutschland, welches sich der alten Kaiser erinnerte und das Präsidium des Kaiserstaates auf dem Bundestage anerkannte, die wohlbegründete Aussicht im erwachenden Oriente zum Vortheil Oestreichs und der europäischen Civilisation zu wirken sowie endlich fast die Gewißheit seine eigne kräftige Bevölkerung durch Verleihung eines Feldes für ihre freie Thätigkeit für immer zu gewinnen. Aber Oestreich hat ganz unverkennbar sein ihm vom Herrn anvertrautes Pfund vergraben — es vermeinte stationär zu bleiben und vergaß, daß der zurückgeht, wer inmitten des allgemeinen Fortschrittes *still stehen* bleibt. Oestreich ist in Deutschland

verkannt, vergessen und verhaßt, weil man es für den Träger veralteter retrograder Principien ansieht.'' Nach alle dem wird man es nicht zu stark gefunden haben, wenn wir sagten, daß Oestreichs Regierung nach außen der Autorität und nach innen der Volksanhänglichkeit entbehre, indem andre Völker zu immer größerer Macht vorgeschritten und die Unterthanen des Kaiserstaates (trotz den langen Friedensjahren und trotz dem guten Willen des Beherrschers) nichts weniger als dies sind. Stellen wir nun zusammen, auf welche Weise Oestreich unsres Bedünkens sich noch retten kann, und geben wir dann unserm Versprechen gemäß eine gedrängte Uebersicht der Aeußerungen östreichischer Politik in Bezug auf die neuesten Ereignisse, welche nur dann zum Guten ausschlagen können, wenn sie schleunigst nach andern Principien aufgefaßt und gelenkt werden.

Es muß in jeder Rücksicht das gerade Gegentheil von dem gethan werden was seit 1790 die Schritte des Wiener Cabinettes geleitet hat, d. h. man muß sich Joseph II. und seine Bestrebungen zum Muster nehmen und dabei die seitdem verflossene große Zeit unbefangen zu Rathe ziehen. Also zunächst halte man den Staat nicht darum für stark, weil er viel Einwohner und Soldaten hat, denn in unsern Zeiten gilt nichts weiter etwas als die Ueberzeugung des Volks von der Trefflichkeit des Regierungssystems und die Anhänglichkeit an die Staatsinstitutionen, kurz der Gemeingeist, das Selbstgefühl des Volks, *die Nationalität.* Und hierzu kann nur der redliche Wille fort*zuschreiten* und wirkliche Verbesserungen einzuführen verhelfen. *Also* vor allen Dingen Schutz und Beförderung nicht nur der

materiellen sondern auch der geistigen Interessen des Volks und Achtung seiner bürgerlichen Rechte! Sicherheit und ungehemmte Existenz in der Gegenwart, Fortschritt und freie Entwickelung als Bürgschaft für die Zukunft! Gestattung der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, zu welcher auch das östreichische Volk reif ist! Fort also mit jener lästigen und herabwürdigenden Vormundschaft, als sei alle Intelligenz in irgend einem allmächtigen Rathe der Krone concentrirt! „Es huldige die östreichische Regierung," heißt es in Oestreichs Zukunft, „dem uralten und so einfachen Principe der Selbstregierung, der Nichteinmischung, und der Kaiserstaat wird eine bisher nie gekannte Consistenz gewinnen, die Völker werden sich fest an die Regierung anschließen und als erste Frucht dieser Vereinigung Vertrauen in ihre Zukunft fassen, ein Vertrauen, welches heut zu Tage, ominös genug, in Oestreich nirgends zu finden ist — sie werden durch die ihnen gestattete Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten und somit an Achtung ihrer selbst und ihrer eignen Würde gewinnen und mit dieser wird auch ihre Liebe zur Regierung zunehmen, welcher sie dieses neu erwachte politische Leben zu verdanken haben. Es ist eine so einfache Wahrheit, daß jedes Kind sie mit Händen greifen kann: jedermann kennt seine eignen Angelegenheiten am genausten, besorgt sie am eifrigsten und somit auch am besten — und doch hat man diese Wahrheit gerade in ihrer wichtigsten Anwendung auf die politische und bürgerliche Existenz der Völker vernachlässigt. Unter tausend schalen und abgenutzten Vorwänden hat man die Nothwendigkeit beweisen wollen, die Besorgung alles dessen, was dem Menschen, dem

Bürger am theuersten ist, die Besorgung seiner localen, materiellen und geistigen Interessen Männern anzuvertrauen, denen dieselben gänzlich fremd und im besten Falle nur gleichgültig sind — und dieses hat man als Regierungsweisheit ausgegeben!... Und die Folgen davon waren, wie sie nicht anders sein konnten: das Zurückbleiben des Volks auf der Bahn jedes Fortschrittes, das traurige Resultat, daß nach einem Vierteljahrhundert des Friedens, mit allen Erfordernissen zu einem raschen Aufschwunge versehen, Oestreich nur wenig mehr als stationär geblieben ist. Aber man gebe den Völkern das lange vorenthaltene Recht der freien Selbstbestimmung in ihren Privatangelegenheiten zurück, man gebe ihnen Freiheit in ihrem Gemeindeleben, man reiße die Schranken einer hemmenden Bureaukratie, eines verderblichen Zuvielregierens nieder, und der common sense eines jeden Einzelnen, das wohlverstandene Interesse des Ganzen wird sich Luft machen, jede Gemeinde wird ihre Bedürfnisse kennen und ein Interesse daran haben sie zu befriedigen — und was für den Staat von einer nicht geringern Wichtigkeit ist, durch diese Emancipation der Geister wird sich die Theilnahme an der Gesammtheit, wird sich ein wahrer National- und Bürgersinn im Volke entwickeln und im Staate jene Kraft der Adhäsion entstehen, deren Mangel jetzt das verderblichste Gebrechen Oestreichs ist — nur so ist es vielleicht noch möglich die feindlich divergirenden Nationalitäten in eine *große, in eine* östreichische zu coalesciren und die gegenwärtigen *Stammunter*schiede und provinziellen Rivalitäten in der Liebe

zum gemeinsamen Vaterlande und zur gemeinsamen Freiheit unterzutauchen.''

Nächst dem freien Gemeindeleben ist nun freilich das erste Erforderniß die Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung, das constitutionelle Leben. Wir sagen nicht, daß Oestreich irgend eine schon fertige Verfassungsurkunde annehmen solle, weil überall Verhältnisse sind, die man bei Entwerfung einer Constitution berücksichtigen muß. So haben wir im Kaiserstaate fast überall schon Landstände. Wenn diese in ihrer Bedeutungslosigkeit auch kaum für mehr als einen Schatten politischer Institutionen gelten können, so mögen sie doch (wie man in Preußen den Reichstag aus den Provinzialständen hervorgehen ließ) recht gut eine Basis des Volksthümlichern, des Zeitgemäßen abgeben. ,,Der Bürger- und Bauernstand müßte dann, wo er noch nicht repräsentirt erscheint — welches mit Ausnahme Tyrols bei sämmtlichen Provinzialständen der Fall ist — zu denselben zugelassen werden, und zwar mittelst einer Anzahl von Abgeordneten, welche den Stimmberechtigten der übrigen Stände ungefähr gleich wäre. Die Wahl der Landtagsabgeordneten brauchte anfangs nicht anders vorgenommen zu werden als sie gegenwärtig in Tyrol geschieht. Würde die Regierung die Stimme dieses Landtages noch nicht für die des Volks halten, so stünde es ihr immer frei die Versammlung nach Hause zu schicken und eine neue einzuberufen; schiene auch diese noch nicht das Volk zu repräsentiren, so würde der Regierung kein anderes Mittel zu Gebote stehen die wahre Meinung des Landes zu erfahren, als ein freieres Wahlgesetz zu erlassen. Und das ist es, was

überall mehr noth thut als alles Uebrige. Die erste Aufgabe dieser so reformirten Provinzialstände," heißt es in Oestreichs Zukunft, „wäre die Ausarbeitung einer weiten Gemeindeverfassung, welche nach den verschiedenen provinziellen Verhältnissen in manchen Punkten verschieden sein müßte: Die Hauptgrundsätze aber, an denen die Regierung bei Vorlage dieser Entwürfe festhalten und deren Beibehaltung in der Gemeindeverfassung jeder einzelnen Provinz gefordert werden müßte, würden sein: die Freigebung der Verwaltung der Gemeinde- und Kirchenvermögen von der Vormundschaft der Regierung, das freie Recht der Gemeinden sich für Communalzwecke selbst zu besteuern und über ihre Einkünfte und Ausgaben selbst zu verfügen — das Recht derselben ihre Beamten ungehindert zu ernennen und abzusetzen, das Recht sich nach Belieben zu versammeln und, damit eine tyrannische Majorität nicht rücksichtslos über die Interessen der Gesammtheit entscheiden könne, das Recht der Minderzahl, wenn sie eine durch das Gesetz zu bestimmende Anzahl erreicht, an die Provinzial- und in gewissen Fällen von diesen an den Ausspruch der Reichsstände zu appelliren. Den Provinzialständen müßte das Recht eingeräumt werden sich ihre eignen Beamten zu wählen, provinzielle Unternehmungen und Steuern zu votiren und die allgemeinen von den Reichsständen bewilligten Steuern verhältnißmäßig unter die Gemeinden der Provinz zu repartiren — sie müßten das Recht haben, Petitionen an die Reichsstände und an die Provinzialregierung zu votiren oder zu befördern, die Beamten des Staats oder der Gemeinden wegen Dienstvergehen bei den gewöhnlichen Gerichten anzuklagen und in Berufungsfällen zwi

schen den streitigen Parteien einer Gemeinde zu entscheiden. Ihre Sitzungen müßten für gewöhnliche Fälle öffentlich sein. Ihnen gegenüber stünde nun der Gouverneur der Provinz als Organ der Regierung; ihm käme es zu die Stände zu berufen, zu vertagen und auflösen, er hätte ihnen bei jedem Zusammentritte eine klare, genaue und mit allen Originaldocumenten belegte Darstellung des politischen, ökonomischen und finanziellen Zustandes der Provinz vorzulegen und ihre Petitionen und Vorstellungen in geeignete Berathung zu nehmen. Nächstdem hätte er mit seinen Unterbeamten die politische Leitung und Regierung der Provinz über sich. Den einzelnen Unterabtheilungen stünden noch die der Oberaufsicht des Gouverneurs unterworfene Kreishauptleute vor." Bei einer solchen Gemeindeverwaltung hätte die Regierung nur die Recrutirung der Armee und die Einhebung der indirecten Steuern zu besorgen." In jeder Gemeinde sollte ferner ein von dieser gewählter und der Regierung verantwortlicher Polizeicommissär fungiren, wodurch die ganze Maschine vereinfacht, rascher und weniger kostspielig werden müßte. Aber damit dieses neue Gemeindeleben sich allseitig in seiner ganzen Wohlthätigkeit entwickle, müßte ihm eine möglichst große Publicität als Beigabe zugesellt werden — sollte die Besorgung der bürgerlichen und Privatinteressen des Einzelnen wie der Gemeinden frei gegeben und diesen selbst überlassen werden, so müßte ihnen kein Licht, kein Zugang verschlossen bleiben, durch welchen sich die Ansichten, seien es auch nur die eines Einzelnen, Luft machen könnten — denn *aus den verschiedenen Meinungen Vieler*

allein läßt sich die Wahrheit destilliren*). Sobald die Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, das Recht zur Discussion einem jeden gestattet ist, muß ihm auch die Befugniß gegeben sein mit seiner Stimme an die öffentliche Meinung, an den Ausspruch der Gesammtheit zu appelliren — und dieses wird wieder zu einem mächtigen Bindungsmittel zwischen den Bürgern eines Staates, welche dadurch zur Kenntniß dessen gelangen, was bei ihren entferntesten Mitbürgern vorgeht, und darauf, wenn auch nur indirect, durch Rath und Meinung einwirken können." Wenn man sich in den höhern Regionen einmal so weit herabläßt (etwa im östreichischen Beobachter) einen Grund für irgend eine Beschränkung, z. B. die der Presse anzuführen, so weis't man uns trocken auf die angeblichen Preßmißbräuche in Frankreich und England hin. Als ob zwischen diesen Ländern und Deutschland ein Vergleich zu machen wäre! Wenn der französische Journalist in seiner Eitelkeit um jeden Preis nach Popularität hascht und sich in häßlichen Diatriben ergeht; wenn der englische Zeitungsschreiber einer tödtlich gehaßten Partei gegenüber den Anstand vergißt, weil es sich dort eben um Sein und Nichtsein der politi-

*) Die Einhebung der directen Steuern steht im lombardisch-venetianischen Königreiche schon jetzt den Gemeinden zu, und die Sache geht recht gut. Ueberließe man diesen das Geschäft überall und fügte noch die Verwaltung der Staatsgüter hinzu, es würde ganz gewiß seine guten Früchte tragen. Diese Behauptung steht freilich in directem Widerspruche mit jener andern: „Dies oder jenes liegt über die Fassungskraft und Beurtheilung von Privatpersonen hinaus, geht weit über den Unterthanenverstand." O Gott, wem Du ein Amt giebst ꝛc.

schen Widersacher handelt: so würde der besonnene, fast leidenschaftslose Deutsche (wir haben es 1813, 1815 und 1830 gesehen) sich damit begnügen sich gegen Beamtenwillkühr zu vertheidigen, nützliche (und wenn auch zuweilen nutzlose) Vorschläge für Gesetzgebung und Verwaltung zu machen. Wer aber eine solche Presse scheut . . .

Aber alles dies würde noch nicht völlig ausreichen ohne allgemeine zeitgemäße Reichsstände, wodurch allein die so bedenklich divergirenden Provinzen des östreichischen Staates die unentbehrliche Anhänglichkeit an die Regierung erlangen, wodurch allein sie zu einem großen Ganzen verbunden werden würden. Sollten sie aber zeitgemäß sein und den beabsichtigten Zweck erreichen, so müßten sie öffentlich sein und das Recht haben in Gemeinschaft mit der Regierung die Gesetze zu geben, das Staatsbudget zu prüfen und die Steuern zu bewilligen, in gewissen Fällen über die Beschlüsse der Provinzialstände zu entscheiden, über die Deckung der Staatsschulden ein gültiges Wort zu sprechen sowie frei zu petiren, Petitionen anzunehmen und nach Befinden weiter zu befördern. Nur auf diese Weise, d. h. nach Freigebung des Gemeindelebens, nach Einführung der Oeffentlichkeit in den Provinzialversammlungen wie vor Gericht und eines alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gleichmäßig repräsentirenden Landtags in Wien würde dem östreichischen Volke der ihm gebührende Platz angewiesen werden und dem kranken Staate Heil erblühen. Fährt die Regierung indessen fort von alle dem nicht nur nichts zu thun sondern *jede Anregung dazu* als ihre heftigste Feindin zu verfolgen, *so . . .*

Um sich beiläufig eine Ansicht darüber zu bilden, ob und wann Oestreich wohl Anstalt machen werde — nicht urplötzlich alle von den Unterthanen geforderten Rechte zu gewähren, sondern nur einstweilen — auf den Weg zurückzukehren, den einst Joseph II. eingeschlagen hatte, würde man — abgesehen von unserm offenbar wohlwollenden Kaiserhause — ganz besonders auf die Gesinnungen desjenigen Staatsmannes zu merken haben, von welchem bis zur Stunde das Meiste abhängt. Eine Biographie desselben (Lpz. 1844) giebt als ihren Zweck an, „klar und deutlich zu zeigen, wie der östreichische Staat durch den unmittelbaren Einfluß und die gewaltige geniale Kraft Metternich's sich ebenso und nicht anders gestalten konnte, als wir ihn jetzt sehen," später aber sagt er noch: „Metternich bildet für Oestreich und mittelbar für Deutschland und ganz Europa in seinem Leben und Wirken die Basis der neuesten Staatengeschichte," und schildert dann das Resultat seiner Politik so: „Unter der Aegide des gegenseitigen Vertrauens und einer nicht verstellten oder aufgedrungenen sondern wahrhaften und tief im Herzen wurzelnden Loyalität wandelt Oestreich vorsichtigen Schrittes zwar, aber entschieden und ohne Hehl dem leuchtenden Ziele einer durch weise Gesetze geheiligten Freiheit entgegen und weiß die Wünsche, Strebnisse und Hoffnungen zu deuten und deren redliche Erfüllung zu sichern." Daß aber die Erfüllung der Volkshoffnungen nicht habe ausbleiben können oder nicht ausbleiben wird, beweis't der Biograph durch den Satz: „In Europa ist der extreme (!) Stabilismus nicht mehr möglich, und trotz allen Anstrengungen, trotz der eisernsten Beharrlichkeit und der eminentesten Geistes-

kraft wird es keinem Fürsten, keinem Staate Europa's gelingen mögen sich in ein China zu verwandeln und das süße Leben selbstmörderisch mit der todten Pracht einer aufgeschminkten Mumie zu vertauschen. Der Geist unsrer Zeit, die Erkenntniß, die gesunde Kraft des Menschengeschlechts von heute ist nicht aufzuhalten und abzusperren durch chinesische Mauern, nicht durch Grenzsperren und Bajonette." Was bedeuten nun aber all diesem Geschreibsel gegenüber die wenigen urkundlich vorliegenden und stets als oberste Maxime aufgestellten Worte: „Es muß alles in Statu quo bleiben!" und die später angeführte Aeußerung desselben Biographen: „Zu Concessionen durfte den eisenfesten, von dem Glauben an die Unantastbarkeit und Heiligkeit der Regierung durchdrungenen Mann keine irdische Gewalt vermögen!"? Es ist vom östreichischen Stabilismus nach außen und innen bereits hinlänglich die Rede gewesen, so daß wir gleichsam des Scherzes wegen nur noch anführen, wie die Verfechter desselben gegen ihre Widersacher zu Felde ziehen. Da im Kaiserstaate kein Organ der öffentlichen Rede besteht, so hat es hier natürlich die Presse gethan, „besonders jene Richtung derselben (sagt Metternich's Biograph), die seit einem halben Jahrhundert in verschiedenen Ländern so betrübende (für wen?) und die traurigsten Folgen nach sich ziehende Erscheinungen zu Wege gebracht hat — die politische Presse. Ist das allmähliche Verschwinden jener ehrwürdigen und ehrfurchtsvollen Loyalität, in der unsre Großväter so stark waren (!), jene schmachvolle Gleichgültigkeit gegen den hohen zur Andacht (!!) auffordernden Glanz des Königthums, jenes ruchlose (?) Streben des

Mittelstandes und der niedern Volksklassen nach bürgerlicher Gleichstellung (risum teneatis!), jenes unverschämte Mäkeln, Tadeln, ja Verspotten der Regierungsmaßregeln (die doch stets die möglichst guten sind), kurz jenes aus Bosheit (ohe!), Neid, Lüge und Zudringlichkeit zusammengesetzte Glaubensbekenntniß, für welches man den edeln Namen Liberalismus ungerechter Weise in Anspruch nehmen will, kein Zeichen wachsender Deralisation? Ist jemand wirklich verblendet genug (ei ja wohl, Tausende und aber Tausende sind es), dieses sinnverwirrende Treiben einer gottlosen (!!) Partei für eine in der historischen Nothwendigkeit begründete Erscheinung, für ein Zeichen fortschreitender Volksbildung und allgemeiner Entwickelung zu halten? . . . Die deutsche Nation hat seit 1830 eine Art, ein Wesen angenommen, daß man kaum umhin kann den schlimmsten Befürchtungen Raum zu geben. *)." Nun steigert der Verfasser die Komik bis zum Bizarren, indem er fortfährt: „An ihrer (der deutschen Nation) Depravation, an diesem Herabsteigen Deutschlands von der behaglichen (!) Stufe die es früher eingenommen (von unbehaglichen Zerwürfnissen und Demüthigungen braucht man nicht überall zu sprechen), trägt die meiste, wenn nicht die einzige Schuld — die Presse (!!!). Wie eine ansteckende Epidemie (oder ein durch stagnirende Gewässer erzeugtes Miasma) trotz den sorgsamsten Vorsichtsmaß-

---

*) Und diese bestehen darin, daß der Status quo nicht länger in *seiner Integrität aufrecht* erhalten, die oder jene Reform oder Concession *nicht ferner verweigert* werden kann! Welch ein Greuel für die Aristokraten und Absolutisten!

regeln dennoch bisweilen nicht unterdrückt werden kann, so auch die schlechte (d. h. die sich nicht mit Knödeln und Krapfen begnügende) Presse. Die Censur, ein so wohlthätiges und die höchste Achtung aller Staatsbürger verdienendes Institut sie ist, reicht dennoch, wie die Erfahrung alle Tage bestätigt, keineswegs hin dem langsamen aber planvollen Unterminiren (wessen?) Ziel und Maß zu setzen (o Jesus Maria!). Weder öffentliche (?) noch geheime Instructionen, weder Berichtigungen noch Confiscationen (die freilich am wenigsten), weder officielle Zeitungen noch Concessionsentziehungen sind im Stande den im Finstern schleichenden Feind zu entwaffnen; ja es scheint fast, als brächten alle Maßregeln der Vorsicht und Strenge eine ganz andre Wirkung hervor, als die man beabsichtigt.'' Freilich, aber eben dadurch sollte man sich belehren lassen, daß die Staatsbürger in der Regel nicht zu ihrem Vergnügen die Regierungsmaßregeln tadeln und verspotten, sondern weil sie es mit ihren Mitbürgern, mit dem Staate wahrhaft gut meinen, weil sie schädliche Mißgriffe der Regierung abgestellt zu sehen wünschen, indem sie sich immer noch nicht entschließen können anzunehmen, daß eine Regierung, an deren Unfehlbarkeit kein Mensch mehr glaubt, durch keine irdische Gewalt zu Reformen und Concessionen vermocht werden könne. Indessen ist ja mit dem Ausfall auf die schlechte Presse nicht einmal der Kaiserstaat gemeint, denn ,,die Weisheit und Fürsorge einer langen Reihe östreichischer Regenten (die Reihe ist nicht allzu lang; es sind deren drei) hat die geeigneten Mittel und Wege aufgefunden die übeln (?) *Folgen einer falschen* (bloß einer falschen?) Cultur *und des Vorherrschens der Intelligenz* auf Kosten

der Tugend und Moralität*), wenn nicht unmöglich zu machen, doch zu neutralisiren. Oestreich durfte nie der Tummelplatz widerstreitender, confuser und nicht zu billigender Meinungen sein (warum nicht?), persönliche durch das gedruckte Wort sich offenbarende Leidenschaftlichkeit ward stets in die gebührenden Schranken zurückwiesen und indem man die politische Presse auf die in würdevoller (!!) Kürze gegebene Verkündigung etwaiger Neuigkeiten des Auslandes beschränkte, überließ man den Musen und Grazien das Feld geistiger Production**) . . . Der Staatskanzler Metternich wußte die Eigenthümlichkeit und Sinnesart der Oestreicher wohl zu würdigen, als er der Journalistik jede Möglichkeit benahm, eine vom Parteipunkte aus auf die Politik und den Willen der Regierung einwirkende Macht zu werden; vielmehr leitete er sie in die sanften, geregelten (!) Bahnen der ästhetischen Unterhaltung, der Ergötzung des Gemüths und der anmuthigen Erholung.'' Also wollte die östreichische Presse doch auch eine politische Macht werden, weil sie erst abgeleitet werden mußte! Und warum sie von der Politik abziehen, wenn der Oestreicher nicht gesonnen ist politische Journale zu lesen? Die Politik, welche im Kaiserstaate so gütig für ästhetische Unterhaltung sorgte, ist bis auf unsre Zeit dieselbe geblieben. Es läßt sich daraus schließen, daß sie auch keine andre werden wird, bis . . .

Kaiser Joseph hatte gesagt, recht gelesen belehre jedes

*) Je einsichtsvoller also jemand ist, desto weniger tugendhaft! Je *dümmer* — *ja*, ein wirklicher Klotz ist unzurechnungsfähig.

**) *Klio* wird den Verfasser vor dem Richterstuhle der öffentlichen *Meinung* belangen.

Buch. Greife man die Regierung an, so habe man entweder Recht oder Unrecht. Habe man Recht, so sei es Pflicht der Regierung ihre Maßregeln zu ändern; habe man Unrecht, so widerlege sich der Angriff bald von selbst. Der gute Joseph gab also zu, daß eine Regierung irren und durch die Presse belehrt werden könne! Später ist man in dieser Beziehung der entgegengesetzten Ansicht geworden, hat die Unfehlbarkeit, Unantastbarkeit und Heiligkeit der Regierung als Glaubensartikel festgehalten und wird sie so lange festhalten, bis . . .

Daß von einem Staatskanzler, auf dessen Anregung einst der 13. Artikel der Bundesacte im monarchischen Sinne ausgelegt und so manche Constitution in und außerhalb Deutschlands modificirt, zurückgehalten oder aufgehoben wurde, keine öftreichische Constitution zu erwarten sei, wird man wohl wissen. Gleichwohl kann der angeführte fromme Biograph nicht umhin auszurufen: „Nur die einzige Furcht dürfte sich in den Herzen der Oestreicher regen, daß nämlich die Politik des Wiener Cabinets, wenn der Fürst Metternich einst vom Schauplatze seiner Thätigkeit abtreten sollte, vielleicht nicht sobald ersetzt werden dürfte. Aber der Gott, der die Völker erzieht und zu herrlichem Gedeihen fördert . . ." Man wird uns verzeihen, wenn wir hier abbrechen; uns dauern die Leute, welche sich für derartige Biographien bezahlen lassen.

Wenn nun aber keine Hoffnung ist, daß sich die Politik des Wiener Cabinets ändere, bis nicht ein neuer Chef an dessen Spitze steht; wenn bis dahin nicht die mindeste Aussicht vorhanden ist, daß dem Volke eine angemessene Theilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung oder auch nur die Freiheit ge-

stattet werde, durch ruhige und anständige Petitionen seine Leiden zur Kenntniß des Thrones zu bringen; wenn es bis dahin unmöglich sein wird Bitten, Klagen, Wünsche und Ansichten durch die Presse den Augen derjenigen vorzuführen, für welche man sie bestimmen müßte: so bleibt nur noch übrig sich damit zu trösten — daß niemand ein ewiges Leben hat, daß Louis Philipp's Augen sich später zuthun als die eines andern Staatsmannes, daß durch irgend einen günstigen Zufall der Verarmung Einhalt gethan werde und manche Maßregeln der Regierung gegen ihren Zweck ausschlagen. Hoffen wir auf das Eingreifen der göttlichen Vorsehung, die auch in der preußischen Thronrede als oberste Staatslenkerin angerufen wird, daß sie die armen durch lange Schmach und Erniedrigung in's tiefste Elend versunkenen Individuen aus ihrem Zustande der Verthierung reiße, daß sie, wie der Staat verschwenderischen Großen durch Fideicommisse, Majorate und Sequestrationen, den notorisch Armen durch Gewährung des Unentbehrlichen aus der Noth helfe, daß sie den überall auftauchenden Jammergestalten Kraft verleihe ihr Unglück ohne Verletzung des Gewissens und ohne Zerrüttung des Geistes*) zu ertragen!

Um eine solche Anrufung der göttlichen Vorsehung nicht überflüssig zu finden, überdenke man nach dem bisher Gesagten noch die neuesten Weltbegebenheiten und ihnen gegenüber die Maßregeln des Wiener Cabinets. Wir führen diese Maßregeln

---

*) Nach statistischen Berechnungen sind von 1000 Geisteskranken immer gegen 300 durch einen zuletzt vergeblichen Ankampf gegen das Elend in ihren beklagenswerthen Zustand gerathen.

an und bemerken ganz schlicht unsre Meinung darüber; denn alle Gründe der Wiener Zeitung und des östreichischen Beobachters für die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des Thuns oder Lassens hier aufgeführt und widerlegt zu lesen, wird wohl niemand Lust verspüren. Es sind im allgemeinen solche Gründe wie sie i. J. 1814 die Düsseldorfer Zeitung anführte, um die Nothwendigkeit der Vergrößerung Preußens zu beweisen. Um der Widerlegung derartiger Gründe für immer überhoben zu sein, führen wir einige Stellen aus jener Zeitung an. „Gegen die Beschuldigung in französischen Blättern, Preußen wolle den gegenwärtigen Augenblick benutzen, wolle nicht nur Sachsen seiner Monarchie einverleiben, sondern fordre auch Mainz, wolle sich am Niederrhein festsetzen und bis an die Maas ausbreiten, aber Oestreich werde dies nicht zugeben ꝛc., bringt der Vf. jenes Artikels Folgendes vor: „Um die Furchtsamen zu beruhigen, geben wir den zuversichtlichen Trost, daß, wenn Preußen wirklich dieses alles begehrt, wie es solches durchaus begehren muß, gerade hierin die Bürgschaft eines dauernden Friedens, einer nicht leicht zu unterbrechenden Ruhe liegt; daß ferner, wenn Preußen dieses begehrt, es nichts verlangt, was nicht dem Besten Deutschlands, dem wohlverstandenen Interesse Oestreichs und den nothwendigen Forderungen von Preußens Erbstaaten vollkommen entspräche, und endlich daß, wenn Preußen es nicht begehrte, Oestreich und ganz Deutschland es ihm bittlich aufdringen müßte ... Ohne den Besitz *von Sachsen* stünde das Herz der Monarchie dem *Feinde offen, indem* Magdeburg bloß ein einziger Punkt ist.

Preußen muß alle Elbfestungen besitzen. Sachsen ist ein erobertes, besonders von den Preußen erobertes Land. Jede Eroberung giebt dem Eroberer auch Rechte. Rücksichten der Milde können aber hier nicht eintreten; denn hätte Friedrich August auf die ersten Anträge Friedrich Wilhem's, lange vor der Schlacht bei Lützen, gleich seine 15,000 M. starken Heerhaufen zur preußischen Armee stoßen lassen, Sachsens junge kampflustige Mannschaft bewaffnet, seine so wichtigen Festungen dem Feinde nicht überliefert, welch eine ganz andre Wendung würde der Feldzug genommen haben? Aber da er von allem diesem das Gegentheil that, so mußten jetzt Hunderttausende mehr als blutige Opfer fallen, zahllose Familien und ganze Länder in Trauer versetzt, alles im Gefolge des Kriegs sich häufende grenzenlose Elend über Sachsen gewälzt, der Feldzug um mehrere Monate verlängert und das Heil von Europa abermals auf die gewagteste Spitze gestellt werden. Aus allen der Welt nun vorgelegten Acten ergiebt es sich, daß Friedrich August, durch Bonapartens teuflische Lockungen verführt, unmittelbar auf einen Theil von Brandenburg und Böhmen speculirte. Was die Politik hier gebeut, fordert auch die Gerechtigkeit, und es ist nothwendig, daß jetzt ein abschreckendes, auch für kommende Jahrhunderte noch mahnendes, warnendes und belehrendes Beispiel gegeben werde . . . Es ist übrigens gar nicht einzusehen, was die Sachsen an Ehren und Würden durch die Einverleibung ihres Landes mit Preußen *verlieren könnten*. Heut zu Tage macht nicht gerade eine einzige *Nation* den Staat aus. Das wackere biedere Sachsenvolk hört demnach (!) nicht auf zu sein, wenn schon

as Land, das es bewohnt, mit Preußen, **zum allgemeinen Besten Deutschlands**, vereint ist; wir sagen zum Besten Deutschlands, weil man sich erinnern wird, daß, als 1806 Preußen fiel, auch Deutschland in Knechtschaft gerieth*), daß, wenn Frankreich in tollem Unverstand nicht sein eignes Werk zum Theil selbst zerstört hätte und ein Zusammenfluß bald möchte man sagen übernatürlicher Ereignisse eingetreten wäre, man auf Jahrhunderte hin (!) nirgends ein Heilmittel würde haben finden können" 2c. Dieses Pröbchen, ein wahres Muster von Beweisen die nichts beweisen, diene dem Leser zum Anhalt bei Beurtheilung der Fälle, welche wir anzuführen in Begriff stehen.

Sprechen wir zunächst von den Ursachen, welche die zeitlich fast unterdrückte, aber hier und da immer noch auftauchende Empörung der Galizier erzeugten. Also nicht der Aufstand selbst und die noch einmal scheinbar gelungene Unterdrückung des galizischen Aufstandes nimmt unsre Aufmerksamkeit in Anspruch, sondern die unverkennbaren Ursachen desselben, die Staatsmaxime, die Gesinnungen und Ansichten des gegenwärtigen Cabinets, deren Folge immer und überall dieselbe Erscheinung sein muß. Hierbei wird es gut sein sich zu erinnern das einst Galizien als Theil der Republik Polen war und zu welchen Erwartungen es bei der Besitznahme von Seiten Oesterreichs (1772) berechtigt zu sein schien.

---

*) Mit Preußen konnte also Sachsen fallen, aber nur nicht deutscher *souveräner Staat*. Oder hielt sich Preußen wirklich n *Einverleibung Sachsens* für unüberwindlich?

Zu einer Zeit, wo die Völker im übrigen Europa die unerhörtesten Anstrengungen machten ihren Antheil an der Gesetzgebung vor den Anmaßungen der weltlichen und geistlichen Herrschaft zu retten oder denselben ihnen abzukämpfen, waren die polnischen Staatsbürger längst im Besitz dieser politischen Freiheit; selbst dritthalb Jahrhunderte eher als die Engländer hatten die Polen ihre Habeas=Corpus=Acte. Während die Päpste in Deutschland mit Bann und Interdict schreckten, auch Kaiser bestraften und selbst absetzten, während die deutschen Gauen durch die blutigsten Fehden und Kriege zerrissen und verödet wurden, herrschten in Polen mächtige Könige, welche den tiefsten Frieden zu erhalten verstanden; während es in Deutschland von Glaubensgerichten, Tortur und Hexenprocessen wimmelte, erfreuten sich die Polen unbeschränkter Denk- und Gewissensfreiheit; während in Deutschland fast nur das Schwert Recht verschaffte, saßen in Polen von ihren Mitbürgern frei gewählte und unbesoldete Männer zu Gericht. Auch der polnische Bauer war im entferntesten nicht so unglücklich als der deutsche, denn er war meistens Eigenthümer und genoß den Schutz der Gesetze. Aber das streitet ja gegen alles, was man sonst über Polen sagen hört und drucken lassen darf! Denn wer spricht von etwas Andrem als von der ewigen Anarchie in Polen und wer bezeichnet die größte Verwirrung mit einem andern Namen als mit dem eines polnischen Reichstags? Wem die obigen völlig verbürgten Data unglaublich vorkommen, der erinnere sich nur an den Düsseldorfer Artikel in Bezug auf Preußen; auf ähnliche Weise ist über Polen von

en Staatskünstlern dreier Großmächte fast immerwährend geschrieben worden.

Wenn nun aber die Republik Polen so gut organisirt war, so konnte es doch fremden Mächten nimmermehr gelingen, sie zu beherrschen und endlich zu theilen? Es gab allerdings in Polen fehlerhafte Institutionen, deren Verbesserung von den arglistigen Nachbarn auf alle Weise verhindert wurde. Abgesehen von der ungeheuern Uebermacht des Adels, die nur nach und nach von innen heraus beschränkt werden konnte, war es besonders die Königswahl und das liberum veto auf den Reichstagen, welche dringend einer Reform bedurften, wenn das Reich nicht untergehen sollte. In die Königswahl mischten sich schon seit längerer Zeit fremde Mächte und das liberum veto, d. h. die Befugniß jedes einzelnen Landboten alle Beschlüsse des Reichstags zu hemmen und die Versammlung zu sprengen, ließ bei den innerlichen und von außen angezettelten Intriguen keine heilsame Maßregel zu Stande kommen. Nach August des VI. Tode, welcher durch Rußlands Willen den polnischen Thron bekam, welcher nach v. Raumer sanft aus Faulheit, verschwenderisch aus Eitelkeit, prachtvoll aus Angewöhnung, seinem Beichtvater unterthan ohne Religion und seiner Frau ohne Liebe, thätig nur auf der Jagd, schön aber ohne allen Ausdruck schön gewesen war und welcher nach Spittler gar keine Regierung gehandhabt hatte, da man den keinen Regenten nennen könne, welcher nur durch sein körperliches Dasein wirke, nach dem Tode dieses Mannes, sagen wir, (1763) faßten Rußland und Preußen den Beschluß 1) zu verhindern [...] Republik ein Erbreich werde, 2) alle Machinationen

Veränderung der Grundlagen der polnischen Verfassung mit vereinten Kräften zu unterdrücken und sich 3) der Dissidenten anzunehmen. Auf diese Weise war den Polen die Möglichkeit zum politischen Fortschritt benommen, durch Mächte benommen, welche den größten Einfluß auf die Königswahl zu üben im Stande waren. So mußte Polen fallen. „Von der Einmischung Rußlands in das Wahlgeschäft," sagt Rotteck, „hebt die Leidensgeschichte Polens an und eröffnet sich das traurigste Schauspiel in der neuen Geschichte. Die größte, kühnste, entsetzlichste, von jeder möglichen Beschönigung durchaus entblößte Verletzung des Völker- und heiligsten Menschenrechts, und zehnfach niederschlagend durch den Mißbrauch rechtlicher Formen und friedliebender Worte; ein Gewebe von Gewalt und Hinterlist, beispiellos in der Geschichte seit der Römerzeit, und wenn auch die hunnischen und vandalischen Greuel an physischem Uebel nicht erreichend, doch moralisch gewürdigt nach Ursprung, Motiven und Umständen unendlich schrecklicher als sie. Der Fall Polens verkündet mit Donnerstimme der civilisirten Welt den völligen Umsturz des Gleichgewichts, die siegende Herrschaft der Gewalt und sonach den Fall alles öffentlichen Rechts; und wenn nach Johannes von Müller's schwerem Worte Gott damals die Moralität der Großen zeigen wollte, so öffnete sich dadurch dem Denker die düstre Aussicht auf die unendliche Fülle des Jammers und auf die schaudervolle Reihe von Umwälzungen, welche da nöthig sein würden, um einen öffentlichen Rechtszustand wieder herzustellen." Sehen wir in aller Kürze, wie das oben angeführte Bündniß Rußlands und Preußens auf Polen und also auch mit auf Galizien einwirkte.

Während Maria Theresia oder vielmehr Kaunitz den sächsischen Churfürsten (welcher erst 13 Jahre zählte) zum polnischen König zu machen und Katharina von Rußland ihren Liebling Stanislaus Poniatowski zu poussiren wünschte, begann der Reichstag von 1764, auf welchem der russische und der preußische Gesandte gegen die Abschaffung des liberum veto protestirten. Nach Poniatowski's Erhebung auf den Thron verlangten Rußland und Preußen für die polnischen Dissidenten eine Gleichstellung in politischen Rechten, während sie ihren eignen katholischen Unterthanen nicht einmal bürgerliche Rechte einräumten. Auf den Reichstagen von 1766 und 68 wurde Rußland, gestützt auf Oestreich und Preußen, immer anmaßender. Nach Entstehung der bekannten Conföderation von Bar wurde der polnische Senat von der russischen Soldateska gezwungen eine Bittschrift an Katharina zu erlassen, sie möge ihre Truppen nicht aus Polen entfernen. Ihr Repnin sorgte dafür und sagte in einer Note: „Die Kaiserin erstrebt nur die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts und die Freiheit; der einzige Grund der Freiheit ist aber die Gleichheit, ein Grundsatz, den jeder Allen beizubringen suchen muß. Die Kaiserin kann die ihr von Gott verliehene Macht nicht besser anwenden, als nach der jedem Menschen in's Herz geschriebenen Billigkeit jene Gleichheit zu befördern." Gleich nach dem Aussprechen dieser schönen Worte wurden die Conföderirten angegriffen und zum Theil auf das türkische Gebiet gejagt, wohin ihnen die Russen nachfolgten. Daher ein sechsjähriger Krieg zwischen Rußland und der Pforte, während dessen Joseph und Friedrich einander näher traten, sich zu

Friedensvermittlern erboten und über die Theilnahme an der polnischen Beute einig wurden. Rußland hatte seine Soldaten schon in Polen, Oestreich besetzte in der Zipser Gespannschaft 13 Marktflecken und 275 Dörfer, „welche Ungarn 1412 pfandweise an Polen überlassen hatte,“ und Friedrich der Große hatte „Grenzverletzungen zu bestrafen sowie sich gegen die heranziehende Pest zu schützen.“ Polen, Frankreich und England fragten, was solches Beginnen zu bedeuten habe, ob nicht die drei Höfe am Ende gar eine Theilung Polens im Sinne hätten; diese antworteten, daran denke gar niemand, sie wären nur entschlossen die zweckmäßigsten und wirksamsten Maßregeln zu ergreifen, damit Ruhe und Ordnung in Polen hergestellt und die alte Verfassung sowie die Freiheiten des Volks auf sichern Grundlagen befestigt würden. Es half den Polen nichts wenn sie sagten: „Wollten wir ein ähnliches Verfahren einschlagen, so müßten uns noch weit mehr Länder unsrer Nachbarn zufallen; das Verwerfen alles Besitzstandes, aller Verträge, aller Verjährung führt im Staatsrechte wie im Privatrechte zur nichtswürdigsten Ungerechtigkeit und es ist unerhört in eigner Sache Kläger und Richter zu sein oder von Besitzern guten Glaubens Nutzungen und Zinsen für Jahrhunderte zurückzufordern (wie Preußen gethan hatte). Die drei Mächte haben in mehrern Verträgen urkundlich und deutlich allen Ansprüchen auf Polen entsagt und setzen nun alte, verlegene, vernichtete Forderungen über neue Verträge und anerkanntes Recht, klagen über Uebelstände, welche durch sie selbst herbeigeführt oder geflissentlich erhalten worden sind“ ꝛc. Gegen diese Gründe war nichts Haltbares vorzubringen; daher

legten die drei Höfe ihre Masken ab und sagten geradezu: „Unsre Würde sowie die Gerechtigkeit schreiben unsrer Mäßigung gewisse Grenzen vor; den Täuschungen und den Parteiungen der Polen muß ein Ende gemacht werden!“ Ja der russische Gesandte v. Saldern sagte zu den polnischen Senatoren: „Ihr seid da um unsre Befehle zu empfangen, auszuführen und Euch für das zu bedanken was man Euch lassen will; Euer Ungehorsam erniedrigt Euch unter den Rang vernünftiger Wesen.“ Endlich erklärten die Verbündeten, sie würden ihre Heere zurückziehen, wenn man schleunigst bewillige was gefordert werde, widrigenfalls aber ganz Polen theilen. Viele Landboten erschraken und bewilligten die geforderten Abtretungen, so daß damals Oestreich außer der Grafschaft Zips Theile der Palatinate Krakau, Sandomir, Belcz, Rothreußen, Pocutien und Podolien (1280 □ M.) bekam. Um aber die Anarchie in dem noch übrigen Polen zu erhalten und eine abermalige Theilung vorzubereiten, mußten auf Befehl der Alliirten das liberum veto und alle andern Mißbräuche aufrecht erhalten werden. Voltaire hatte gesagt: „Wenn es beim Nachbar brennt, muß man die Freiheit haben in sein Haus zu gehen und sich in seine Angelegenheiten zu mischen.“ Um nun diesen Brand zu erhalten, befahlen die drei Höfe: „Das Königreich Polen soll für immer ein Wahlreich bleiben; nur ein geborner Pole von edler Geburt, welcher liegende Gründe im Königreich hat, soll zum König von Polen und Großherzog von Litthauen gewählt werden können; die Regierungsform soll stets frei, unabhängig und republikanisch sein; ein permanenter Rath soll die *ausübende Gewalt* und die Vollziehung der Gesetze haben.“

Der dritte Artikel bezweckte natürlich die Aufrechthaltung des liberum veto. Polen wand sich nun lange Zeit wie ein Wurm zwischen seinen mächtigen Nachbarn, ohne irgendwo Hülfe und Rettung zu erblicken, bis Friedrich Wilhelm II. seinen armen Nachbarn bei ihren Reformbestrebungen Hülfe verhieß, weil er den beiden Kaiserhöfen, die sich gegen die Pforte verbunden hatten, ihre immer wachsende Anmaßung verleiden wollte. Sogleich ward eine Reform der polnischen Constitution entworfen, ein förmliches Bündniß mit Preußen abgeschlossen und die neue Verfassung (v. 3. Mai 1791) vom König und der Versammlung eines verdoppelten Reichstags genehmigt. „Unter allen in der neuern Zeit seit 40 Jahren entworfenen Verfassungen," sagt Raumer, „ist die polnische von 1791 die älteste (mit Ausnahme der nordamerikanischen). In derselben erschienen mehr als fast in irgend einem spätern Versuche die allgemeinen Forderungen der Vernunft und echten Theorie mit dem geschichtlich Gegebenen, Zeitgemäßen und Erreichbaren wahrhaft ausgesöhnt. Lobend ist namentlich anzuführen: die größere Religionsduldung, die Befreiung der Städte, die Feststellung aller bäuerlichen Lasten, die neue Bildung des Reichstages, die erhöhte Macht der Senatoren, die Form der Wahlen, die Abschaffung der Conföderation und des liberum veto und die Gründung eines erblichen Königthums. Doppelt verantwortlich sind daher die schmuzigen Hände welche die reine That befleckten, die Verleumder welche sie anklagten, die Frevler welche sie zerstörten."

Wir müssen zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß Preußen und Oestreich die neue polnische Constitution anerkannten.

Indessen hatte Katharina mit dem Sultan Frieden geschlossen und ließ in Warschau bekannt machen: „Die Polen haben die Reinheit und Wohlthätigkeit der russischen Absichten verleumdet und überall in ein schlechtes Licht gestellt. Sie bezeichneten die Bürgschaft für die Erhaltung der alten Einrichtungen als ein schweres erniedrigendes Joch. Sie nahmen leichtsinnig die Grundsätze derer an, welche längst die Vernichtung ehemaliger Freiheiten (des liberum veto!) bezweckten und stießen das Gebäude einer Verfassung um, unter dessen Schatten die Republik so viele Jahrhunderte blühte*). Sie suchten Bündnisse außerhalb Rußlands... Jetzt erscheinen die russischen Soldaten nur als Freunde, um der Republik ihre Vorzüge und Rechte wieder zu verschaffen..." Der Krieg begann und fiel trotz der Tapferkeit des Polenvolks unglücklich aus. Friedrich Wilhelm II., welcher hatte helfen wollen, schrieb jetzt: „Die Republik hat sich ohne mein Wissen (?) und Zuthun eine Verfassung gegeben; ich habe nie daran gedacht sie zu erhalten und zu beschützen." Preußische Truppen rückten in Polen ein und besetzten die zunächstgelegenen Landstriche, um nicht den Geist und die verdorbenen Grundsätze der französischen Demokratie in Polen aufkommen zu lassen. Rußland und Preußen erklärten gemeinschaftlich: „Es wird das Beste sein, wenn Polen in den Rang und die Lage eines Staats mittlerer Größe gebracht wird, weil man dann die Republik leichter vor dem jacobini-

*) Nimmt sich in Katharina's Munde sehr sonderbar aus, da sie es vor kurzem erst für nöthig gehalten hatte die Anarchie zu unterdrücken und deshalb das Reich zu theilen.

schen Gifte bewahren kann.'' So war die zweite Theilung Polens gemacht, welche der Republik wieder 5½ tausend Quadratmeilen raubte. Kosciusko kämpfte vergeblich. In einer Uebereinkunft der drei Mächte zu Wien (Jan. 1795) heißt es: ,,Durch Erfahrung von der völligen Unfähigkeit der Polen überzeugt, sich eine feste und sichere Verfassung zu geben und ruhig und unabhängig unter Gesetzen zu leben, haben die Mächte in ihrer Weisheit, aus Liebe zum Frieden und für das Wohl der Unterthanen beschlossen — die Republik ganz zu theilen.'' Polen wurde getheilt und Oestreich erhielt diesmal 845 □ M. mit einer Million Einwohner. Im Jahr 1814 konnten sich die Mächte nicht über den Besitz von Krakau einigen und machten es zum Freistaat, mit dem übrigen Polen aber wurden sie leidlich fertig. Nach der großen und dennoch verunglückten Erhebung von 1830 ward Polens Auflösung vollendet. Man hielt es auch nicht mehr für nöthig schöne Worte zu machen. Als Kaiser Nicolaus zum ersten Male nach Warschau kam, wollten ihn die Abgeordneten der Stadt begrüßen; er aber sagte zu ihnen: ,,Ich weiß, das Ihr kommt mir eine Rede zu halten. Ich kenne sogar den Inhalt derselben. Aber um Euch eine Lüge zu ersparen, mag ich sie nicht anhören. Ja, um Euch eine Lüge zu ersparen; denn ich kenne Eure Gesinnungen und weiß, daß sie nicht der Art sind wie Ihr mich glauben machen wollt. Wie, Euch sollte ich Vertrauen schenken, die Ihr unmittelbar vor dem Aufstande dieselbe Sprache gegen mich geführt habt?... Kaiser Alexander, der für die Polen mehr gethan hat als ein Beherrscher von Rußland hätte thun sollen, der sie mit Wohlthaten überschüttet, sie mehr

als seine eignen Unterthanen begünstigt, der sie zur blühendsten und glücklichsten Nation gemacht hat, Kaiser Alexander erntete den schwärzesten Undank. Ihr wart mit der glücklichsten Lage nicht zufrieden, Ihr habt Eure eigne Wohlfahrt zerstört. Ich sage Euch hier die Wahrheit, um unser gegenseitiges Verhältniß aufzuklären, damit Ihr wißt woran Ihr noch zu halten habt. Eure Worte, Eure Handlungen mögen für Euch zeugen. Die Reue muß aus dem Herzen kommen. Ich spreche ohne mich zu ereifern; ich hege keinen Groll; ich werde für Euer Wohl besorgt sein, auch wider Euern Willen. Der Marschall hier kennt meine Absichten, er unterstützt mich und ist auf Eure Wohlfahrt bedacht..." Hier verneigten sich die polnischen Deputirten vor dem anwesenden Marschall Paskewitsch. „Wie?" fuhr der Czar fort, „was sollen diese Bücklinge? Vor allem müßt Ihr Eure Pflichten erfüllen und Euch als rechtliche Männer zeigen. Wenn Ihr hartnäckig an Euern Träumen von besondrer Nationalität, von Unabhängigkeit Polens und dergleichen Chimären hängt, so könnt Ihr Euch nur Unglück bereiten. Ich habe hier diese Citadelle bauen lassen und erkläre Euch, daß ich die Stadt (Warschau) bei der geringsten Unruhe dem Boden gleich mache; ich werde Warschau zerstören, aber aufbauen werde ich es gewiß nicht... An Euch ist's, Vergessenheit des Vergangenen zu verdienen; nur durch Euer Betragen, nur durch Eure Hingebung für meine Regierung könnt Ihr dahin gelangen... Mitten unter den Wirren, *welche Europa unterwühlen*, mitten unter den Lehren welche *die Staatsgesellschaft* untergraben, bleibt Rußland allein stark

und unerschüttert. Glaubt mir, es ist ein wahres Glück Rußland anzugehören und seines Schutzes zu genießen."

So sprach allerdings die östreichische Regierung nicht, wenn sie eine Deputation aus den Königreichen Galizien und Lodomirien (1525 □ M. mit 4 Mill. Einw.) empfing oder sich in einer Schrift aussprach. Daher haben auch die gutmüthigen Galizier von einem Jahre zum andern auf die dringendsten Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung gehofft. Gleichwohl ist seit Joseph's II. Tode die Staatsmaxime des Wiener Cabinets in ihrer äußersten Starrheit auf Galizien angewendet worden; man hat diese unglücklichen Polen fast nur berücksichtigt um hier und da eine mißliebige Bestrebung zu unterdrücken und Steuern von ihnen zu erheben. Die Thätigkeit der Regierung liegt nur zu Tage in ein paar Chausseen zur Einführung der Producte östreichischen Gewerbfleißes, in einigen Gefängnissen und Kasernen sowie in der kaiserlichen Tabaksfabrik zu Wirnicki. Man glaubte mit Recht auf eine Beschränkung der alt-polnischen Adelsrechte zählen zu dürfen, hat sich aber hierin bitter getäuscht. „Der galizische Edelmann," heißt es in der Schrift eines ungenannten Polen sehr wahr, „wendet und bewegt sich von der Wiege bis zum Sarge sowohl im öffentlichen als Privatleben nur in dem Netze seines adlichen Standes, er ist dazu verurtheilt sich seiner eingebildeten Vorrechte zu bedienen und es ist ihm auch nicht möglich diesem Netze zu entrinnen, da erstens seine Eigenliebe *umstrickt* gehalten wird, zweitens Gesetzgebung und Erziehungssystem hauptsächlich dahin gerichtet sind, daß er nur so denke und handle wie ein Edelmann in Oestreich denken

und handeln muß, drittens endlich weil der Fiscus aus einem solchen Stande der Sache einen unermeßlichen Nutzen zieht.'' Man erwartete zuversichtlich eine Aufmunterung des Ackerbaues und Gewerbfleißes, namentlich die Anlegung von Fabriken und Manufacturen, da Galizien einen so trefflichen Boden, eine verhältnißmäßig starke Bevölkerung, so schöne Bäche und Flüsse hat. Aber die Regierung selbst hat nicht nur nichts gethan sondern sogar allerhand Privatunternehmungen erschwert. Wie ist das möglich, da ihr doch wohlhabende Unterthanen lieber sein müssen als arme? Vor allen Dingen dürfen erworbene Provinzen im Wohlstande nicht mit den Erbländern concurriren, denn kann man jenen ohnehin nicht sonderlich trauen, so wäre es noch weit schlimmer, wenn sie wohlhabend und eben dadurch unabhängiger würden. So legte ein erfahrener Mann im Kreise Tarnow mit Genehmigung der Behörden eine Fabrik zur Verfertigung von Kattun, Berkan und Halbdrillich an, mit welchen Stoffen sich die galizischen Bauern zu bekleiden pflegen. Die Erzeugnisse dieser Fabrik, sonst immer aus Schlesien, Böhmen und Mähren in Galizien eingeführt, fielen sehr gut aus und der Besitzer schaffte gleich einen Theil auf den Jahrmarkt der nächsten Stadt. Die ersten Käufer, welche sich meldeten, waren Zollaufseher, welche die Waare lobten, aber ihren Verkauf untersagten, weil der Eigenthümer einer Formalität zu genügen unterlassen habe. ,,Welcher Formalität?'' fragte dieser. ,,Es besteht ein Zollgesetz, daß jedes einzelne Stück Kattun, Berkan u. s. w. gestempelt und etwas dafür entrichtet sei.'' — ,,Und wo müssen diese Sachen gestempelt werden?'' — ,,Das Zollgesetz schreibt vor, daß derartige galizische Erzeug-

nisse in Wien gestempelt werden müssen." Der unglückliche Fabrikant wendete sich nun an alle Behörden um von dieser kleinen Formalität befreit zu werden, da ja die Sendung seiner Waaren nach Wien, der Zeitverlust und die Stempelabgabe die Fabrikationskosten bei weitem überstiegen. „Das Gesetz kann nicht verändert oder umgangen werden," hieß es, und die Fabrik steht leer bis auf den heutigen Tag. Das sind die Ursachen, weshalb Galizien nicht vorwärts kommen, warum es arm bleiben muß, denn der Reichthum und Wohlstand eines Landes hängt nach Mac Culloch nicht so sehr von seiner günstigen Lage, von der Güte des Klima's, von der Fruchtbarkeit des Bodens und endlich von seiner Volksmenge ab, als von der Betriebsamkeit, der Ausdauer und dem Gewerbfleiße der Bewohner und daher auch von den Einrichtungen, welche fähig sind für die Entwickelung aller dieser Eigenschaften zu sorgen und sie zu unterstützen. Wenn der Wohlstand des Landes wirklich aufblühen sollte, so dürfte die Regierung nicht selbst aller Augenblicke verrathen, daß sie ihrem Rechte des Besitzes mißtraue, so müßte sie sich in der Gesetzgebung und Verwaltung nicht wie eine Pachterin sondern wie eine wirkliche Eigenthümerin zeigen, der es nicht darauf ankommt augenblicklich den größtmöglichen Vortheil zu ziehen sondern den Werth ihres Besitzthumes auf alle Weise zu erhöhen. Die Gesetze für Galizien sind meistens fiscalische Verordnungen, denn die übrigen haben sich in die Stöße kaiserlicher Patente verkrochen, die man oft unvermuthet hervorzieht, wenn es irgend einem industriellen oder commerciellen Aufschwung gilt. Fiscus und Polizei, Polizei

und Fiscus, nicht aber das Wohl Galiziens oder die Wünsche und Bedürfnisse seiner Bewohner treiben zur Ausarbeitung von Verordnungen, welche den jedesmaligen Umständen angepaßt werden und häufig genug den frühern (die gleichwohl zu etwaiger Benutzung noch liegen bleiben) direct widersprechen. Aber kann man denn nicht seine Wünsche durch die Presse und namentlich durch die Stände der Königreiche Galizien und Lodomirien offenbaren? Der schon obengenannte anonyme Pole sagt, ohne Unterschrift der Censur stehe es nicht frei anzuzeigen, daß man ein Pferd zu verkaufen habe, und was die Stände betreffe, so glichen sie einem Schächtelchen mit bleiernen Soldaten, mit denen die Mutter dem Söhnchen einmal im Jahre zu spielen erlaube, an seinem Geburtstage. „Dieses Institut," heißt es dort wörtlich, „aller Rechte, alles Einflusses, aller Bedeutung beraubt, pflegt am wenigsten bei Feststellung irgend eines Gesetzes um seine Meinung befragt zu werden. Seine Prärogativen beschränken sich auf das Privilegium während eines dreitägigen (!) Reichstages einige amtliche Diners einzunehmen, auf die Freiheit, daß die Mitglieder sich in ponceaufarbige Contuschen kleiden, auf das Recht einige Reden seines Präsidenten, des Erzbischofs und des kaiserlichen Commissars anzuhören, und mit der pflichtmäßigen Bestätigung der Postulate endigt seine Thätigkeit und seine Dauer." Aber die Stände haben ein wenn auch eingeschränktes Petitionsrecht, und das ist immer etwas werth, denn die Regierung muß antworten oder sich verhaßt machen. Also klagen die Galizier umsonst! Ja, die Sache hat auch noch ihr Häkchen. Wenn sich ja einer von den redlichen Landtagsabgeordneten über die Ge-

fahr hinaussetzt der Regierung zu mißfallen, so darf der kaiserliche Commissar nur leise merken lassen, daß der von ihm beabsichtigte Schritt in Wien nicht gut aufgenommen werden würde und — die Petition unterbleibt.

In Bezug auf die Verwaltung ist zu bemerken, daß die meisten Beamten Deutsche sind, denen es natürlich um weiter nichts zu thun ist als um die rücksichtslose Ausführung der kaiserlichen Befehle; denn sie sind von Kindheit an gewohnt in den Galiziern bloß den Auswurf unordentlicher, unruhiger und veränderlicher Menschen zu erblicken. Diese Menschen gestatten der Industrie nicht das geringste Lebenszeichen, welches den öffentlichen Kassen nicht theuer bezahlt werden müßte. „Bist Du der Staatskasse schuldig," versichert uns der erwähnte Pole, „so wirkt die Execution mit ungewöhnlicher Thätigkeit und Spannkraft, und im Nothfalle erleichtert man Dir die Befriedigung des Gläubigers durch eine Anleihe aus der sogenannten Sparkasse, wenn nur der Schatz und der Sequestrator das Ihrige ziehen können. Hast Du aber einen Anspruch an den Schatz, und sei es der allergerechteste, hast Du von ihm Entschädigung für Verluste und Opfer zu fordern, welche derselbe auf Grund der eigenen Patente zu vergüten verpflichtet ist, so kannst Du Deine Kinder und Enkel heranwachsen sehen, bevor Du durch alle Formalitäten kommst. Hat Dir endlich doch die höchste Macht das Deinige zugesprochen, so glaube ja nicht, daß Du am Ende seist; denn dieselbe Verwaltung, welche ihre Forderungen von Dir schnell, ohne Rücksicht und mit Energie beitreibt, wird ein unerschütterlicher Felsen, sobald es *sich um* Befriedigung Deiner Forderungen handelt. Sie, die

den Scharfblick des Adlers, das leise Gehör des Hasen hatten, als es die Untersuchung und Realisirung der Forderungen des Aerariums galt, wird blind und taub, wie Dir etwas gebührt. Entweder Du ermüdest durch den ungleichen Kampf und giebst Deinen Anspruch auf oder — und dies ist meistens der Fall — Du theilst Deine Forderung mit denjenigen, welche dazu bestimmt sind Dir sie ganz und ohne Abzug zuzuerkennen und auszuzahlen.''

Ueber die Abgaben der Galizier sagt ein warmer Vertheidiger der östreichischen Verwaltung, Namens Kohl: ,,Allerdings ist Galizien zwei- oder dreimal höher besteuert als das russische Polen, aber wenn die Steuern dem Lande wieder als Chausseen, Canäle, Straßenlaternen, Gerichtshöfe, Spaziergänge zu gute kommen, so ist das Volk dafür auch zwei- oder dreimal so glücklich.'' Der oft genannte Pole aber, welcher Landgüter in Galizien und im Königreich Polen besitzt, führt den unwiderleglichen Beweis, daß die Abgaben in Galizien im Verhältniß zu denen in Polen nicht zwei- oder dreimal sondern in Betreff des Einkommens von Grund und Boden sechszehnmal, in Bezug auf den Flächenraum des Bodens aber zwölfmal größer sind. Ferner baut man die Chausseen in Galizien nicht von den Steuern, sondern von einem gar nicht unbedeutenden an jüdische Speculanten verpachteten Wegegelde, von welchem noch an die Staatskasse etwas Erkleckliches abfällt. Oeffentliche Canäle existiren in Galizien gar nicht, die Straßenlaternen (wo sie überhaupt vorhanden sind) werden aus städtischen und nicht aus öffentlichen Kassen angeschafft und unterhalten, die Gerichtshöfe existiren durch die gerichtlichen

Taxen und von der Regierung angelegte und unterhaltene Spaziergänge sind keinem Landeseinwohner bekannt. Wozu übrigens die hohen in Galizien erhobenen Abgaben verwendet werden, ist ein undurchdringliches Geheimniß, weil die östreichische Regierung nicht das Geringste über ihre Einnahmen und Ausgaben bekannt macht. Was sie, abgesehen von den directen Abgaben, von Stempel, Zoll, städtischer Consumtionssteuer, Salz, Tabak, Schwefel, Schießpulver, Polizeistrafe, Contravention ꝛc. aus Galizien bezieht und wozu sie das alles verwendet, das erfährt kein Sterblicher. Im Jahr **1840** setzte ein Patent den Stempelbetrag für höhere Summen und für den Rang herab, erhöhte aber den von allen Verhandlungen, Vergleichen, Pässen, Zeugnissen ꝛc., so daß sich die Stempeleinnahme, von geringern Personen entrichtet, verdoppeln mußte; mit dem principiell entschuldbaren Eingangszoll könnte man sich versöhnen, aber der gar nicht zu rechtfertigende Ausgangszoll beträgt leider auch noch 1 — 8%, und von demselben ist ebenso wenig das Getreide und Vieh als Gemüse und Milchwaaren ausgenommen*). Das Salzmonopol lastet bekanntlich hauptsächlich auf der ärmern Klasse; die

---

*) „Der Aufseher, welcher am Schlagbaum steht, untersucht oberflächlich die von den Landleuten getragenen Körbe und Beutel, bestimmt für Eier, Milch, Sahne, Hühner, Gänse, Enten ꝛc. eine willkührliche Abgabe, und da es nicht möglich ist über jeden Kreuzer eine *besondre und* gehörige Quittung zu schreiben oder sie vom Quittungs*bogen abzuschneiden*, so nimmt der Aufseher seine Contribution ohne *weiteres hin*, und vieviel davon dem Schatze zukommt, weiß nur Gott." *Stimme* des anonymen Polen.

Gewinnung eines Centners Salz aus den Werken zu Wieliczka und Bochnia kostet durchschnittlich 12 Xr., aber die Nachbarn dieser Salzwerke bezahlen der Regierung den Centner mit 5 fl. Silber ($3\frac{1}{2}$ Rthlr.), so daß diese einen Gewinn von 2900% hat.

Ein östreichischer Staatsbeamter sagt wohl: „Andre Länder, wie z. B. England und Frankreich, zahlen ungleich höhere Steuern und befinden sich doch wohl.“ Allerdings bei ihren Freiheiten, ihren tausend Quellen nützlicher Thätigkeit können die Bewohner jener Länder mit Leichtigkeit zahlen, was überdies berechnet wird; in Galizien soll man zahlen ohne erwerben zu können und ohne daß man weiß, wozu die Steuern verwendet werden!

Zu den genannten Uebelständen, welche den alten Polen ein Greuel sind, kommt nun noch das östreichische Gerichtswesen! „In Galizien giebt es ein andres Recht für den Edelmann, ein andres wieder für den Bauer oder den Juden, und daraus folgt, daß zum Heiligthume des Rechts in Galizien mehrere von einander verschiedene Wege führen, von denen der eine immer länger ist als der andre; daß auf jeden einzelnen besondre Abgaben und Taxen festgesetzt sind, welche sich nach Maßgabe der Stellung der Personen, die jene zu befahren haben, vergrößern; daß der Mächtige, Reiche, welcher Zeit und Gelegenheit zur Fahrt hat, alle jene Wege befährt und auf allen zum Ziele gelangt: wogegen es der Arme, der von seiner Zeit lebt, freilich vorzieht eine Verletzung seiner Rechte zu ertragen als, um Gerechtigkeit zu erlangen, einen ihm unbekannten, langen und kostspieligen Weg einzuschlagen; daraus folgt fer-

ner, daß die Lage der Sache hinsichtlich des Gerichtswesens im heutigen Galizien dieselbe ist wie im alten Polen, nur mit dem Unterschiede, daß dasjenige, was früher in verschiedenen Gerichten die Bürger des Landes und unbesoldete Richter besorgten, jetzt in denselben Gerichten besoldete Richter besorgen, die größtentheils dem Lande fremd d. h. Deutsche sind; daß früher vor den Gerichten sich jedermann persönlich stellen und selbst vertheidigen konnte, jetzt sich aber nicht anders vertheidigen kann als durch die dazu privilegirten Advocaten." Also keine Gleichheit vor dem Gesetz, kein öffentliches Verfahren, keine Friedensgerichte und kein Notariat zur Hemmung der Processe! Aber die Gesetzbücher? Sie gelten nur scheinbar, indem ihre wahrhaft wohlthätigen Bestimmungen umgangen, für besondre Fälle ausgelegt oder vom Schlendrian verachtet werden. Ist jemand z. B. wegen eines Betrugs eingezogen, der ihm ein Jahr Gefängniß bringen würde, so sitzt er oft schon eine solche Zeit darin, bevor das Untergericht sein Gutachten abgiebt; ein zweites Jahr, ehe das Obergericht dieses Gutachten bestätigt oder verwirft, und wohl auch noch ein drittes Jahr, bevor die Sache auf dem Wege des Recurses in Wien entschieden ist. Und was kann man erst von der Gebahrung mit politischen Processen erwarten, wie sie bei der tiefgehenden Unzufriedenheit des galizischen Polenvolkes natürlich sehr häufig vorkommen? Zur Entdeckung, Untersuchung und Aburtheilung politischer Vergehen werden in Galizien immer außerordentliche und Specialcommissionen ernannt, welche in ihrem Verfahren und in ihrem Urtheile sich weder nach den Vorschriften des *Strafcodex* noch nach denen des gewöhnlichen Verfahrens zu

richten haben, sondern nur nach besondern und geheimen Instructionen urtheilen, welche in Betreff jeder Sache dazu von der höchsten Behörde gegeben worden sind.

Wir glauben nun Gründe genug angeführt zu haben, warum sich die Galizier, welchen das immerwährende vergebliche Hoffen zuletzt die Augen öffnen mußte, in dem Gefühl ihrer Armuth und ihres Elendes plötzlich und mit großer Kraft gegen ein System erhoben, welches sie zum Beharren in ihrem unglücklichen Zustande verdammte. Ohne Anstoß von außen, ohne daß sie die Regierung anderwärts in Verlegenheit wußten, ganz allein durch ihre Leiden getrieben suchten sich die Galizier aus einer Lage zu retten, die sie nicht verdient zu haben glaubten. Daß dem aber also war, dies erklärt hinreichend ihre Niederlage, welche von Vielen für nicht vollständig und nur für momentan gehalten wird. Gewiß aber ist so viel, daß die galizischen Polen, ihre Brüder im benachbarten Königreich vor Augen, mit Wenigem zufrieden sein und ihre insurrectionellen Tendenzen aufgeben würden, wenn — man an eine Aenderung der Regierungspolitik denken dürfte, bevor . . .

Ueber die Einverleibung Krakau's könnten wir nun eine lange Abhandlung schreiben, indem wir die in Betreff derselben erschienenen östreichischen Staatsschriften und die in englischen und französischen Blättern enthaltenen Widerlegungen anführten; da aber die Gründe, welche in jenen geltend gemacht werden, nach dem bereits früher Gesagten leicht gewürdigt werden mögen, so übergehen wir dieses fait accompli hier ganz, da uns noch übrig ist von dem heutigen Benehmen des Wiener

Cabinets in Bezug auf das vorwärtsstrebende Italien zu sprechen, welches wieder einmal die Blicke Europa's gewaltig auf sich zieht.

Warum es in Italien immer gährt, mag es auch nicht so scheinen oder Allen sichtbar sein, das glauben wir weiter oben bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Eine intelligente Völkerschaft voll großer Erinnerungen, zahlreich und ein herrliches Land bewohnend, ist bisher durch die Macht eines fremden Militärs zurückgehalten worden zu sein, was sie wollte und könnte. Die zeitweilig zurückgedrängte Intelligenz verschwindet aber nicht, sondern wartet nur auf einen Augenblick, den sie für günstig hält sich Geltung zu verschaffen. Das heftig erschütterte Vertrauen zum Ministerium Guizot, Palmerston's bekannte Charakterfestigkeit, die siegreichen Bemühungen der Schweizer Liberalen und vor allem die weisen Reformen eines aufgeklärten und gutgesinnten Papstes schienen einen solchen Augenblick zu constituiren. Von den Alpen bis an den Meerbusen von Tarent und in das erinnerungsreiche Sicilien äußerten sich plötzlich die heißen Wünsche des Volks, seinen Zustand zu verbessern. Eine solche Verbesserung widerstreitet ja aber bekanntlich dem förmlichen Versprechen der italiänischen Regierungen, welche sich gegen Oestreich verbindlich machen mußten sich in allem nach den Zuständen des lombardisch-venetianischen Königreichs zu richten. Was von diesen Zuständen noch nicht erwähnt ist, soll hier kürzlich mitgetheilt werden, damit man einen sichern Maßstab zur Beurtheilung der dann folgenden Tagesbegebenheiten habe.

Die Lombardei hat den unschätzbaren Vortheil einer eignen

Landesregierung, indem einem Vicekönig im Verein mit der königlichen Kanzlei die oberste Leitung der Angelegenheiten, die Einsicht aller Berichte des Gouverneurs und die Abhaltung der öffentlichen Audienzen zusteht. Dieser Vortheil wird aber durch gewisse Beschränkungen des Vicekönigsthums beinahe völlig aufgehoben; denn einmal gehen alle Gesetze von Wien aus und dann wird die Verwaltung unter einer so strengen Vormundschaft gehalten, daß an keine freie Bewegung derselben zu denken ist. So bestimmt man zu Wien ohne Ausnahme die directe und indirecte Besteuerung, die geheimen Fonds der Polizei, die Postangelegenheiten, die höhern Beamten in den verschiedenen Verwaltungszweigen, im Justiz- und Unterrichtswesen sowie deren Gehalte, Remunerationen und Pensionen, die Lehrpläne für die Unterrichtsanstalten, die Recrutirung, ja selbst jede Geldverwendung, welche 3000 Gulden übersteigt. Man darf wohl behaupten, die selbstständige Macht des Vicekönigs beschränkt sich auf die Beitreibung der Steuern und Abgaben. Dazu kommt noch, daß die meisten hohen Stellen von Deutschen besetzt sind, welche natürlich mehr an Oestreich als an Italien hängen.

Aber es giebt im lombardisch-venetianischen Königreich Stände, welche grundgesetzlich periodisch einberufen werden müssen. Sie sind dreifach, nämlich die sogenannten Landes-, Provinzial- und Municipaljunten.

Die Mitglieder der Landesjunta werden von der Krone ernannt und fungiren mit einem Jahrgehalt à 2000 Gulden sechs Jahre. Der Bezirksgouverneur führt den Vorsitz. Sie haben das Recht sich über die Rechenschaftsberichte der Communen

sowie über öffentliche von den Provinzen bezahlte Bauten und Anstalten auszusprechen, auch die Wünsche der Nation an die Stufen des Thrones zu bringen, nur soweit sie die Landesverwaltung berühren, nicht aber allgemeine Verfügungen zu erlassen, über Besteuerung und Auflagen eine gesetzliche Bestimmung zu treffen, noch überhaupt aus eigner Machtvollkommenheit und unter ihrem Namen irgend einen Act der gesetzgebenden, richterlichen oder vollziehenden Gewalt auszuüben,“ d. h. sie haben binnen 14 Tagen unter gehöriger Aufsicht über fast nichts zu berathen und das Ergebniß ihrer Berathungen dem Gubernium vorzulegen, welches dann unter seinem Namen je nach Befinden einen weitern Schritt thut oder nicht. Die Mitglieder der Provinzialjunten, nach dreifach vermehrten Wahllisten von der Landesjunta geprüft und vom Gubernium bestätigt oder verworfen, werden gleichfalls von einem königlichen Beamten beaufsichtigt und haben — etwa über die Chausseen ihrer Provinz zu sprechen. Die natürlich auch von königlichen Commissaren überwachten Municipaljunten (in den Hauptörtern der Provinz und den königlichen Städten) sowie die Gemeinderäthe haben gar keinen Schatten von Macht und Ansehen. Dies ist die lombardische Landesrepräsentation, Provinzial- und Municipalverfassung, worüber gleichwohl die Bewohner des Königreichs in Ermangelung besserer Institutionen alle Hände gebreitet haben.

Wenn man aber alles und jedes von Wien aus lenken zu müssen glaubt, so geschieht dies vielleicht mit großer Umsicht und Billigkeit, wie es ein Land erheischen mag, welches sich von den übrigen Theilen der östreichischen Monarchie nicht eben

zu seinem Nachtheil unterscheidet. Es ist schon beinahe zwei Jahre her (und damals war an eine Manifestation wie in unsern Tagen noch gar nicht zu denken), als ein geborner Italiäner, glühend für Freiheit und Unabhängigkeit, folgende Zeilen schrieb: „Wir Italiäner können wider Oestreich kämpfen, ohne Gefahr zu laufen die Pflichten der Dankbarkeit zu verletzen. Oestreich weiß sehr wohl, daß es nur zeitweilig in Italien campirt; es hat darum auch gar keine andre Absicht als diese unbestimmte Zeitweiligkeit so lange als möglich hinauszuspinnen und das Land, da es ihm noch gehört, nach Kräften auszubeuten. Es widerstrebt möglichst jedem Fortschritt bis dahin, wo dieser sich durch Thatsachen geltend zu machen droht. Alsdann sucht es plötzlich sich seiner zu bemächtigen und ihn durch scheinbare Anerkennung in seinen Folgen zu lähmen und Europa zu täuschen. Aus dieser zweideutigen Taktik ergiebt sich nun ein System von Trug, Schein und Wirklichkeit, als dessen Sinnbild man den zweiköpfigen Adler betrachten kann.“

Vom Erziehungssystem, das sich jeder denken kann, schweigen wir gänzlich, um gleich etwas von den schon oben gerühmten materiellen Fortschritten zu erwähnen. Diese sind nicht zu verkennen; es fragt sich nur, ob sie durch oder trotz Oestreich in's Leben getreten sind.

Wollte man mit Recht behaupten können, Oestreichs Regierung habe die materiellen Fortschritte in der Lombardei erzeugt oder auch nur befördert, so müßte man diese Thatsache durch Hinweisung auf die Verwaltung, namentlich auf den Finanzhaushalt, die Rechtspflege, die Aufmunterung in in-

dustrieller und ökonomischer Hinsicht zu belegen trachten. Aber welch einen Anblick gewährt dies alles!

Durchschnittlich geht jedes Jahr die enorme Summe von 60 Millionen Lire*) von Mailand nach Wien. Die directen Steuern (im Betrage von beinahe 25 Millionen Lire jährlich) sind seit der französischen Herrschaft nicht herabgesetzt, ja die Gewerb- und Handelssteuer ist vielmehr noch beträchtlich erhöht worden. Unter den indirecten Steuern, welche sich noch viel höher belaufen, figuriren in erster Reihe die Zölle, dann kommen Salz, Tabak, Accise in offnen und geschlossenen Orten, Pulver und Salpeter, Domänen, Stempelpapier, Stempelung der Maße und Gewichte, Hypotheken, Taxen, Jagdscheine und die Forsten. Außerdem kommen noch Gelder ein durch die Krongüter, welche dem neuen Tilgungsfonds zugewiesen sind, von den Gütern der Tilgungskasse und von der Lotterie, ferner die Schutzgelder, ein Abzug von 2% auf die Besoldung der Angestellten sowie Einnahmen aus der Centralkasse.

In Bezug auf die Industrie sucht die Regierung englische und französische Waaren zu verdrängen und läßt nur östreichische Erzeugnisse frei einpassiren. Alles wimmelt von Zoll- und Steuerwächtern, die rücksichtlich der Contrebande keiner Controle unterworfen sind und öfter selbst am Schmuggel theilnehmen. Wie die Regierung ihr Monopol auf Salz, Tabak und Salpeter handhabt, geht daraus hervor, daß ihre Zwi-

*) Die Lira austriaca = 1 20Kr. = 100 Cent., sowie 1 Scudo = 5¼ Lire.

schenhändler für 10 Pfd. Salz 6 2/5 Lire erheben, während sie der italiänischen Schweiz das Salz um die Hälfte des Preises überläßt. Ganz von dem immoralischen Institut der Lotterie zu schweigen, führen wir nur noch ein paar Einzelnheiten an, auf welche Weise die Lombardei ausgebeutet wird. Hierzu diene uns das Stempelgesetz und die Titelverleihung, wie dies von dem berühmten Joseph Mazzini mitgetheilt wird: „Der dritte Stand, die Beamten, der Klerus, die Gewerb- und Handeltreibenden sind zunächst davon (vom Stempelgesetz) betroffen. Es unterwirft dem Stempel alle schriftlichen Ausfertigungen, die irgend eine Verbindlichkeit oder Schuld zu documentiren oder einen Rechtsanspruch zu übertragen, zu erhalten oder zu bestreiten bestimmt sind, desgleichen alle Wechsel, Sellzettel und ähnliche Effecten. Es hebt diese Steuer bei 60 Lire, die stempelpflichtig sind, an und steigert sich systematisch bis zu 24,000 Lire. Alle gewöhnlichen Contracte, die Rechnungen, welche Kaufleute, Fabrikanten, Apotheker und sonstige Gewerbtreibende ausstellen, unterliegen dem Stempel; ebenso die Schulzeugnisse, Lehrbriefe, desgleichen die Anmeldungen zu Aemtern, zu Prüfungen zum Gewerbe oder Handelsbetrieb, die Reisepässe und Wanderbücher, endlich die Bestellungen zu Aemtern, die außerdem mit einer Taxe, welche ein Drittel des damit verbundenen Jahrgehaltes beträgt und sich bei jedem Avancement erneuert, belegt sind; die in- und ausländischen Journale und die Kalender, die an sich oft weniger kosten als der Stempel, mit dem sie behaftet sind" rc. Außerdem ist *die Ertheiluug* von Titeln und Ordenszeichen eine reiche *Quelle von Einnahmen*; so kostet das Diplom zu einem Für-

sten 36,000 Lire, zu einem Grafen sowie zu einem geheimen Hofrathe 18,000, zu einem Baron 9000, zu einem Ritter 4500 und zu einem simpeln Edelmann 3000 Lire. Ferner ist berechnet worden, daß die Bewohner des lombardisch-venetianischen Königreichs durchschnittlich doppelt so viel auf den Kopf bezahlen müssen als die übrigen Unterthanen des Reichs und daß Italien, der 8. Theil der östreichischen Monarchie, über ein Viertel der gesammten Staatseinnahmen aufzubringen hat.

Bei diesen hohen Abgaben, welche das nimmer satte Wien verschlingt, ist nun durch die Maßregeln der Regierung Handel und Gewerbe auf das drückendste gehemmt. Wegen der ungeheuern Eingangszölle auf die Colonialwaaren, Weine und gebrannten Wasser, Baumwollgarne, rohes und verarbeitetes Leder sind die Stoffe in den Grenzprovinzen billiger als in Mailand selbst. Fremde Manufacturwaaren in Seide, Wolle und Baumwolle sind abgesperrt, gleichwohl vermögen die inländischen Fabriken bei der Hemmung ihres Verkehrs mit den Nachbarstaaten, bei dem Mangel an technischen und ökonomischen Bildungsanstalten durchaus nicht mit denen der benachbarten Staaten Schritt zu halten. Halbfabrikate dürfen nicht eingeführt werden und der Fabrikfleiß ist noch dazu auf einen sehr engen Markt beschränkt; so kommt es daß die Lombarden ihre Rohproducte ausführen und die wieder eingeführten Manufacturwaaren theuer bezahlen müssen. Ueberdies hemmt das System der Zollgesetze und Mauthformalitäten den Verkehr der *Manufactur-* und Colonialwaaren im Lande selbst; „der *Handeltreibende* wird," wie sich Mazzini ausdrückt, „in Strafe *genommen*, wenn er sich ohne einen Freischein vom Ausgangs-

orte mit einigen Pfunden unterwegs betreten läßt; man stellt, zumal in Grenzdistricten, bei Tag und bei Nacht, oft in einer Woche zu wiederholten Malen, Nachsuchungen in den Magazinen und Behausungen der Kaufleute an; die Unklarheit des Finanzcoder öffnet der Willführ der Beamten Thor und Thür; außer den Abgaben auf Handel und Gewerbe hat die Kaufmannschaft auch noch die von der Handelskammer aufgelegte Mercantilsteuer zu entrichten; die Protestspesen für Wechsel, welche meistens von den Armen eingehen, betragen als geringster Satz (selbst für eine Summe unter 100 Lire) 8 Lire 64 Centimen; die öffentliche Schuld des Monte Lombardo-Veneto ward i. J. 1840 plötzlich um 25 Mill. vermehrt, damit die Regierung eine kostspielige Anleihe bei Rothschild zu Stande bringen möge; das Postporto ist so hoch, daß man für einen einfachen Brief von Mailand nach Piacenza (14 Meilen) 40 Centimes bezahlen muß." Wenn es nun in Bezug auf das Finanzwesen, den Handel und die Industrie allerdings nicht scheint, als habe sich Oestreichs Regierung die Förderung der materiellen Interessen Italiens zu Herzen genommen, so ist es vielleicht mit der Justizpflege desto mehr der Fall, deren Vortrefflichkeit so unberechenbar segensreich wirkt.

Die Lombarden haben auf die Devise des Hauses Oestreich: Justitia regnorum fundamentum (Gerechtigkeit ist die feste Grundlage der Reiche), mit einem Rückblick zu der unter Joseph II. herrschenden Gleichheit vor dem Gesetz die Antwort gegeben: „Das sind Aushängeschilder, die längst in Stücke gegangen sind." Ganz besonders zu rügen ist nach dem oben angeführten Schriftsteller „die Verwicklung und entsetzliche

Langsamkeit des Proceßverfahrens; seine schwülstigen Formen, die bei der geringsten Bagatelle einen Advocaten unentbehrlich machen; die Vielfältigkeit der Gesetze, die Unerschwingbarkeit der Sporteln, das überaus traurige Gefängnißwesen, die mangelhafte Organisation der Gerichte. Achtzig bis neunzig Bände von der officiellen Gesetzsammlung, zu denen man die Civil- und Criminalgesetzbücher, das der schweren Polizeivergehen und den Mauthcodex mit seiner Proceßordnung hinzuzufügen hat, bilden das Landrecht des Reichs! Wo ist der Beamte zu finden, der diese Gesetze alle kennen kann? Wo ist einer der Behagen findet, sich diesem trocknen Studium zu widmen?" Nachdem nun der genannte Schriftsteller noch überhaupt vom Poussiren der Beamten durch die Vetterstraße oder zweideutige Dienste sowie vom öftern Ausgange der Civilrechtssachen gesprochen hat, indem eine von den Parteien den schleppenden und kostspieligen Gang des Verfahrens überdrüssig bekomme und sich mit Verlust zurückziehe, redet er vom Criminalproceß und bewegt dadurch wohl jedes fühlende Herz. „Alle Criminalprocesse," sagt er, „dauern in der Regel Jahre lang. Die Angeklagten müssen während dieser Zeit, schlecht gekleidet und genährt, in den meist ungesunden Gefängnissen schmachten, aus denen sie, wenn sie anders nicht darin an Scorbut gestorben sind, nur zu oft ganz blödsinnig und aller Arbeit unfähig wieder herauskommen. Oft sind ihrer zehn, funfzehn, zwanzig in einem Zimmerraume, der Unschuldige oder der leichte Verbrecher mit den gröbsten Missethätern zusammengesperrt, so daß jene sittlich entwürdigt wie aus einer Schule des Verderbens her-

kommen. Wenn nun ein solches System auf Grundlagen ruht wie der der Heimlichkeit der Untersuchung und daß des Angeklagten Geschick in den Händen eines einzelnen Rathes liegt, der Ankläger, Vertheidiger und Richter zugleicher Zeit ist*), so ist fürwahr nicht zu begreifen wie man der östreichischen Justizpflege Lobeserhebungen machen kann.'' Als Belege der östreichisch-italiänischen Criminalrechtspflege führt Mazzini einige Fälle an, die wir unsern Lesern nicht gern vorenthalten. Am 3. Sept. 1840 ward aus dem Gefängniß zu Como ein Individuum entlassen, das zwei volle Jahre darin zugebracht hatte, ohne verhört zu werden. In den zwanziger Jahren ward der Oberst Filso Moretti zu funfzehn Jahren strenger Haft verurtheilt, aber auf bloße Indicienbeweise, auf die von Mitangeklagten gemachten falschen Aussagen, da man ihnen aufgebunden hatte ihr Unglücksgenosse habe sich das Leben genommen und sei daher außer aller Verantwortlichkeit; als die armen Betrogenen mit dem Angeklagten confrontirt wurden, widerriefen sie insgesammt ihre Aussagen. Ferner wurde um die nämliche Zeit der Lieutenant Gio-

*) Das heimliche und schriftliche Verfahren ist freilich nicht bloß im lombardisch-venetianischen Königreich sondern selbst in Ländern üblich, welche durch die Repräsentanten fast einstimmig Oeffentlichkeit und Mündlichkeit nebst Schwurgerichten beim Gerichtsverfahren forderten. Um sich über diesen Gegenstand zu belehren, lese man die deutschen Schwurgerichte v. Dr. Krause, welcher auch die Scheingründe des hartnäckigen sächsischen Ministers von Könneritz siegreich niederschlägt, obwohl sie auch schon in der zweiten Kammer der Ständeversammlung manchen unwiderlegbaren Widersacher gefunden hatten.

vanni Lachiega zu funfzehn Jahren strenger Haft verurtheilt, weil er feindselig gegen das Haus Oestreich gesinnt und ihm mit bewaffneter Hand Widerstand zu leisten entschlossen gewesen sei; also wegen seiner Gesinnung! Und wie hatte sich diese Gesinnung geoffenbart? Als verdächtig eingezogen, ward er vom Inquirenten befragt: „Würden Sie Ihren Degen für Italien ziehen, wenn es sich einst in Masse erhübe?'' Er antwortete, wie er ohne Heuchelei antworten mußte: „Ja, ohne Zweifel.'' Diese drei Wörter brachten ihm 15 Jahre schwere Haft. Ein ähnliches Mißgeschick betraf den Ingenieurhauptmann Rezia, welchem die östreichischen Spione nachsagten, er stehe mit der Carbonaria in Verbindung. Eingezogen ward ihm vom Inquirenten die Frage vorgelegt: „Würden Sie wohl, falls man es verlangte und Sie in Freiheit gelassen hätte, den Carbonaro N. denuncirt haben?'' Rezia mochte nicht lügen und bejahen, sondern gab eine ausweichende Antwort. Diese ward aber als verneinend ausgelegt und der arme Mann zu 3 Jahren Gefängniß in Laibach verurtheilt. Aus ähnlichen Gründen saß der wackre Doctor Forresti, Mazzini's Freund, auf dem Spielberg, kehrte aber mit ungebeugter Seele in's bürgerliche Leben zurück. Nachdem ein Amnestiedecret erlassen worden war, kehrten mehrere Verbannte, welche dem königlichen Worte vertrauten, in ihre Heimath zurück. Die Thoren! Man beaufsichtigte sie wie unheilbare Verbrecher und ließ sie nichts wieder unternehmen, nicht einmal ein bürgerliches Geschäft. Luigi bemühte sich umsomst sein Geschäft als Sachwalter wieder aufnehmen zu dürfen, und Lancetti, welcher auf die Begnadigung pochte, ward in's Gefängniß ge=

worfen. Er saß zwei Jahre lang, ward endlich mit Flüchen gegen seine Henker auf der Zunge entlassen und starb kurz darauf. Im Jahr 1833 lag ein gewisser Bianchi sehr krank im Gefängniß. Da nun kein politisch Eingezogener mit der Außenwelt in Verbindung treten darf, so hielt man es für ein wahres Unglück, daß der Pfarrer abwesend war, um dem Sterbenden die letzte Oelung zu geben. Es half also wohl nichts, man mußte jemanden anders als den zuverlässigen eintreten lassen. Der Graf Bolza zwang einen jungen Caplan eine geweihte Hostie beizustecken und in das Gefängniß zu gehen. Welcher Mittel sich die östreichische Regierung bedient, um ihrer Opfer habhaft zu werden, mag ein Beispiel unter tausenden bezeugen. Im Jahr 1821 zeichnete sich im „jungen Italien" (giovine Italia) ein Mantueser, Namens Attilio Partesotti, im Kampfe für die Interessen der Halbinsel vortheilhaft aus. Nach der Verbannung so vieler Patrioten verfiel der Mantuaner in eine Armuth, der seine gleichfalls armen und verbannten Freunde nicht dauernd zu wehren vermochten. Dies merkte die östreichische Polizei, welche dem Manne eine monatliche Rente bot, wenn er seine Mitbrüder verrathen wollte. Partesotti dachte das Geld zu nehmen und doch niemanden zu verrathen, sondern die östreichische Polizei nur zu närren. Seine unbestimmten Anzeigen bezogen sich lediglich auf Spuren von Anschlägen, die von Leuten herrühren sollten, welche längst aller persönliche Gefahr entrückt waren. In Paris sich aufhaltend, hatte er die Vorwürfe des dortigen Gesandten zu erdulden und erhielt die glänzendsten Anerbietungen vom mailändischen Polizeidirector Torressani, wenn er die „Verschwörer" nennen

wollte. Zuerst vermischte er Wahrheit und Lügen, dann sagte er die reine Wahrheit und endlich machte er den Anstifter und den Angeber zu gleicher Zeit. Aus Furcht sich in seinen vielfachen Correspondenzen zu widersprechen, hielt er sich ein Tagebuch, ein treues Register aller seiner Berichte, welches er nicht zu verbrennen Zeit hatte, weil ihn (1845) der Tod zu sehr überraschte.

Wie könnte man auch in Italien ein besseres Verfahren erwarten als mitten in Wien, in der nächsten Nähe des Kaisers, welcher gleich einem Joseph zu gewissen Zeiten Audienzen giebt? Ein schon etwas bejahrter Handwerksgesell wollte aus Oestreich in seine Heimath zurückkehren und begab sich wegen der Regulirung seines Wanderbuchs zu dem sogenannten Verwalter (Gerichtsdirector). Dieser hatte am Abend zuvor ein Schmäuschen gehabt und nun noch nicht recht ausgeschlafen; gleichwohl fertigte er den Reiselustigen ab, schrieb aber im halben Katzenjammer statt 37 Jahre „73 Jahre" alt. Als der Handwerker hinauskommt und die Schrift durchsieht, entdeckt er den Fehler, welcher ihn jedenfalls zu reisen gehindert haben würde, denn für 33 Jahre älter als er war konnte ihn keine Paß- und Visirbehörde halten. Er eilte zum Verwalter zurück, machte ihn auf das Versehen aufmerksam und vermochte ihn zur Verbesserung desselben; allein die Zahlen wurden bloß corrigirt und zu Ende der Schrift keine Bemerkung gemacht, daß es eine amtliche Abänderung sei. Gleich im nächsten Städtchen ward der Handwerksbursch angehalten, inquirirt und, da man seiner wahrheitsgetreuen Aussage keinen Glauben beimaß, bis nach eingezogener Erkundignng gefangen gesetzt. Diese Erkundigung

schlug allerdings zum Nachtheil des Justizbeamten aus und die Behörde des Städtchens hielt es für gerathen den Reisenden wieder an jenen zurückzuschicken, damit er den nöthigen Nachtrag im Wanderbuche mache. Der Gerichtsdirector ließ nun seinen Aerger über den Handel an dem armen Menschen aus, den er gefangen setzte und ihn mit Wasser und Brod beköstigen ließ. Die Frau des Gefangenwärters, von der Ungerechtigkeit des Verwalters unterrichtet, hatte Erbarmen mit dem Handwerksburschen, gab ihm besseres Essen und ließ ihn auch in Abwesenheit ihres Mannes im Garten umhergehen. Da sich die Haft in die Länge zog, so beschloß der arme Geplagte zu entfliehen und bei Sr. k. k. Majestät selbst Gerechtigkeit zu suchen. Er sprang über die Mauer, verschaffte sich eine Karte zur Audienz, erzählte dem Kaiser die Sache und dieser entschied: „Gehe nur ruhig nach Hause, ich will die Sache streng untersuchen lassen.“ Wirklich wurde der Handel einem Hofrath übertragen. Dieser durchdrang das Geheimniß und erfuhr zugleich, daß der Gerichtsverwalter dem alten barmherzigen Weibe 25 Stockschläge hatte aufzählen lassen, woran sie gestorben war. Gleichwohl wurde die Sache so referirt, daß der Justizbeamte kaum ein kleines Versehen gemacht zu haben, der Handwerksbursch aber ein intriguirender Fremdling, ein unruhiger Kopf zu sein schien. Zugleich rieth ihm ein Unbekannter (natürlich einer von den überall befindlichen Vertrauten) sich sobald als möglich auf den Weg zu machen, da ja sein Wanderbuch nun amtlich berichtigt sei. Aber man muß nicht wissen was es heißt viele Tage hinter einander bei Wasser und Brod unschuldig gefangen zu sitzen und seine Wohlthäterin durch eine barbarische

Strafe getödtet zu sehen, wenn man dem Fremden übel deuten wollte, daß er den Urheber all seiner Leiden gern bestraft gesehen hätte. Auf gewöhnlichem Wege ging das nicht, denn die andern Beamten „bissen nicht," wie sich unser Handwerker sehr bezeichnend ausdrückte. Also eine nochmalige Audienz bei Seiner kaiserlichen Majestät. Als aber der Aermste wieder eine Karte verlangte, kannte man ihn schon und ließ ihn leer abziehen. Indessen verschaffte er sich eine solche von einem seiner Kameraden, kam wirklich vor und erzählte dem Kaiser den ganzen Hergang der Sache. Ferdinand I. war ganz verwundert, daß dem Menschen noch nicht Gerechtigkeit widerfahren sei. Er sagte unwillig: „Hm, das kann ja doch nicht sein!" und setzte dann nach seiner Art natürlich wohlmeinend hinzu: „Gehe nur ruhig nach Hause; ich will die Sache streng untersuchen lassen!" — „O nein, kaiserliche Majestät," erwiederte der Handwerksbursch, „ich bitte arretirt zu werden, denn dann bin ich doch sicher, daß meine Geschichte untersucht wird. Lassen Sie mich arretiren; ich gehe nicht eher von der Stelle!" Diese vielleicht etwas heftig gesprochenen Worte verscheuchten den Kaiser, aber ein anwesender Hofrath sagte zum Bittsteller: „Gehen Sie ruhig nach Hause; man wird die Sache untersuchen." Der junge Mann ging zu einem Verwandten nach Baden (zwei Meilen über Wien) und erwartete hier den Bescheid. Dieser lautete aber so: „Der . . . N. wird bedeutet die k. k. Staaten auf der und der Straße zu verlassen, nachdem er zuvor wegen ungehöriger Behelligung des allerhöchsten Hofes zwei Tage Gefängniß überstanden haben wird." Und er saß noch zwei Tage in Baden, um sich dann direct nach seiner

Heimath zu begeben. Diese Erzählung verbürgen wir und stellen nöthigenfalls unsre noch lebenden Zeugen.

Die bisher aufgezählten Hemmnisse, welche Oestreich dem industriellen, commerziellen und nationalen Aufschwunge entgegengesetzt, sind noch nicht alles was es zu thun für gut findet. Die Organisation der Polizei ist noch besonders zu erwähnen. In der Lombardei allein giebt es nach Mazzini's Angabe 300 höhere Polizeibeamte, 1233 Polizeidiener und 872 Gendarmen, aber unzählig ist das Heer von Wächtern, Unterwächtern, Stockmeistern, Zuchthauswärtern, Wächtern in Stadt und Dorf, Wald und Flur und an den Grenzen, ferner noch besondre Kundschafter des Vicekönigs, des Gouverneurs, des Generalpolizeidirectors, der Polizisten, der Delegationen, der Districtscommissäre, der Gerichtshöfe und Bisthümer, die alle der Polizei zur Verfügung stehen und in der Polizeihofstelle Wiens zusammenlaufen, ja hierbei ist noch nicht einmal das Militär gerechnet, welches in gewissen Fällen gleichfalls der Polizei unterworfen ist. Und der oberste Zweck dieser vieläugigen und vielarmigen Polizei ist auf nationale Gedanken zu fahnden und sie zu vernichten; dabei ist sie in der Wahl der Mittel durchaus nicht bedenklich, so daß der Bürger nirgends Rechtssicherheit für sich und die Seinigen erblickt. Auf den Menschen wird nur in sofern Rücksicht genommen, als er mißfällige Ideen hat und Steuern zahlt, so daß alle Eingebornen des lombardisch-venetianischen Königreichs statt der Namen bloße Ziffern führen könnten, wie einst der Kaiser Franz nur die Nummern der auf dem Spielberg sitzenden Gefangenen sehen wollte.

Wir haben gefragt, ob die materiellen Fortschritte im lombardisch-venetianischen Königreich durch oder trotz Oestreich in's Leben getreten seien und schilderten sodann das Verfahren dieser Regierung in Bezug auf das, was die Behaglichkeit jedes Volkes auszumachen pflegt. Man gehe nun hin, man durchstreife die lachenden Fluren unter dem freundlichen Himmel, besuche eine der vielen Elementarschulen, sehe die mannigfachen industriellen Anstalten in volkreichen Städten, man höre den Gesang der jungen Leute, man beachte das Schweigen der ältern, und man wird — wenn man das Ganze so flüchtig wie der eilende Raumer überschaut — leicht ein Urtheil fällen wie das: „Welch ein herrliches Land voll trefflicher Naturgaben und classischer Alterthümer! Wie ist hier Unzufriedenheit möglich? Sicherlich hat die Regierung vollkommen Recht, wenn sie einige unruhige Köpfe beseitigt, um den übrigen Ruhe zu schaffen.“ Aber ach, es sind nicht einige unruhige Köpfe, welche mit dem östreichischen Verwaltungssystem nicht zufrieden sind, sondern die Nation, welche oft lange Zeit ihr Unglück schweigend tragen muß, bevor sie unter den Augen ihrer Wächter sich einmal zu regen wagt. Man schweigt, wenn Patrioten in's Gefängniß oder auf's Schafott geführt werden, weil das Reden und jedes Zeichen des Mitgefühls auf denselben Weg führen kann; man schweigt, wenn man neue Gräber sieht, worin edle Märtyrer der Vaterlandsliebe schlummern, weil man sich für bessere Zeiten aufsparen will; man schweigt auch beim *Anblick der neuen* industriellen Anstalten, weil man weiß, daß *diejenigen*, welche (1818) die Ideen davon aussprachen und *den Plan* dazu entwarfen, nach dem Spielberge abgeführt wur-

den. Darum urtheilt ein sorgsamerer Beobachter über die Zustände dieses Landes ganz anders als jener Tourist, welcher einen Empfehlungsbrief des Herrn von Metternich in der Tasche hatte; darum spricht ein Ureinwohner: „Wir sind gegen 5 Millionen Menschen, die unter dem Auge Gottes, des Herrn der Welten, zu leben und jene weltgeschichtliche Aufgabe zu lösen verlangen, die uns gemeinsam mit 17 Millionen anderer Menschen zugefallen ist, welche die gleiche Sprache reden, denselben Boden pflegen, welche in ihrer Kindheit dieselben Laute der Liebe hörten, in ihrer Jugend an der nämlichen Sonne erstarkten, durch dieselben Erinnerungen begeistert sind und sich am Born einer ihnen gemeinsamen Literatur erquicken. Das Vaterland, die Freiheit, die Bruderliebe, alles ist uns entrissen, jedes Streben uns verwehrt; unsre Anlagen und Fähigkeiten sind verstümmelt, in einen Kreis gebannt, welcher ihnen von Menschen gezogen ward, die allen unsern Bestrebungen, Wünschen und Bedürfnissen fremd sind, unsre unsterbliche Seele ist zum Spielwerk der launenhaftesten Willkühr erniedrigt. Wir seufzen unter dem Druck von Steuern, die kaum zu erschwingen sind, und unser Brod, ob theuer oder wohlfeil, ist mit Thränen benetzt, denn es ist das Brod der Sklaverei... Was frommen unsern Kindern die Schulen, wenn ihnen darin gelehrt wird: Die Unterthanen müssen sich gegen ihren Landesherrn wie treue Sklaven gegen ihren Herrn betragen, weil sich dessen Gewalt ebenso wohl über ihr Hab' und Gut als über ihre Person erstreckt*)? Wozu dienen uns zwei Universitäten, wenn

*) Aus dem Katechismus, von welchem jährlich 2721 Exemplare

die Professoren gezwungen sind ihre Hefte nach Wien zu schicken, damit man irgend eine Eloge auf das Haus Oestreich einschalte? Was nützen uns einige materielle Entwickelungen, wenn sie in Ermangelung eines höhern Zwecks ohne öffentliches Leben, jedes edeln Wetteifers bar, nur dazu dienen der Selbstsucht zu fröhnen uud den Aufschwung unsrer Seele in einem grobsinnlichen Materialismus ersticken?'' So spricht wirklich ein Italiäner, welcher sein Vaterland ebenso sehr liebt als dessen Verwaltung kennt. Derselbe (es ist der berühmte Mazzini) schließt seine Abhandlung in der Revue indépendante so schön, daß wir unsern Lesern seine Worte nicht vorenthalten mögen. Man lies't da: ,,Es giebt in der Lombardei Deutsche und Italiäner, d. h. zwei Racen, die nichts, weder Ursprung, Sprache und Sitten, noch Literatur und Weltstellung mit einander gemein haben; die eine besteht aus Eroberern oder besser aus unrechtmäßigen Besitzern, denn Oestreich hat nie etwas erobert, es sei denn durch Vertrag oder Heirath; die andern aus Unterjochten; aus zwei verschiedenen und feindseligen Elementen also, die (beide Theile stimmen in diesem Punkte überein) durch nichts mit einander zu verschmelzen sind, deren Widerspiel sich vielmehr durch fast regelmäßig wiederkehrende Krisen offenbart. Wo ist ein Land, in welchem eine solche Erscheinung vorkommen kann, ohne daß man eine Regierung, die es behalten wollte, der Immoralität zeihen müßte? Wie an-

---

an alle Schulen der Lombardei vertheilt werden, in denen auch nicht ein *einziges Lehrbuch* der Geschichte Italiens eingeführt ist. Man weiß, daß *mit dem jungen* Napoleon in Wien von seinem Vater nicht gesprochen *werden durfte!*

ders kann man sich auf solch einem schwankenden Boden, mitten unter einer feindlich gesinnten Bevölkerung erhalten als durch die Drachensaat des Schreckens und das heilloseste Spionirsystem? Ja, die östreichische Regierung ist gezwungen Leute wie Partesotti in Sold zu nehmen, überall wo es möglich ist Verräthereien unter Freunden auzuspinnen und als reine Wahrheit die Lügen anzuhören, die ihre Kundschafter für schnöden Lohn verhandeln; sie ist gezwungen den Exilirten, die an den heimathlichen Herd zurückkehren, anzuempfehlen sich zu amüsiren; sie ist gezwungen durch ihre Censoren alle jungen Leute, die mit einem Manuscript in der Hand erscheinen, zu fragen: Warum, ihr Söhne reicher Familien, warum zerbrecht ihr euch die Köpfe mit wissenschaftlichen Studien? wie es Cesaro Balbo erzählt; sie ist gezwungen in der Lombardei auf unsre Kosten ein Heer von 80,000 Deutschen zu erhalten, während sie unsre Conscribirten acht Jahre lang nach Ungarn, Böhmen oder Galizien schickt, wo sie ihre Gesundheit zu Grabe tragen; sie ist gezwungen unsre Soldaten von jedem Avancement auszuschließen: sie ist zu alle dem gezwungen, was bereits weiter oben gerügt wurde. Sie steht da wie auf einer Kampfstätte mit verdachterlauschendem Ohre, mit forschendem Auge, als ob sie ewig einen Angriff witterte.“

Dies wird genug sein, um zu zeigen, wie wenig es dem östreichischen Cabinet frommen mag den von Joseph eingeschlagenen Weg verlassen zu haben, und wie natürlich die allerneuesten Ereignisse sind, deren kurze Darstellung den Schluß dieses Anhangs ausmachen soll.

Jetzt also zur neuesten Geschichte Oestreichs, den der

Metternich'schen Politik, wie sie zuerst in Italien reif geworden sind. Zu einem radicalen Aufstand würde, wie wir schon öfter erwähnt haben, ein Anstoß von außen nöthig gewesen sein, zu einem reformatorischen mußte nach den Besprechungen von 1815 die Systemsänderung irgend eines mit dem Wiener Cabinet harmonirenden Nachbarstaates hinreichen. Die vier Bruchstücke der Nationen Oestreichs verließen sich natürlich auf die eigne Kraft, sobald ihr Band, jenen Reformen gegenüber, weniger zu schnüren vermochte. Fürsten und Völker wissen, wie sehr England jetzt Pitt dem Fox nachsetzt, wie wenig Rußland neben seinen Ländergelüsten andre Interessen berücksichtigt; was hat aber trotz dieser Kenntniß der Fürsten und Völker ein starr aristokratischer Staatsmann zu thun gewagt und bei der Furcht aller Besitzenden vor dem Gespenst der Revolution zu thun vermocht?

„Unser Militär ist so treu, daß es uns vertheidigt, so lange wir leben!" war seit 30 Jahren der Wahlspruch des fürstlichen Staatskanzlers. Was sich unter dem Volke insgeheim bewegte, die Liebe der krainischen Slaven zu den französischen Institutionen, das leise Flüstern der Küstenbewohner des adriatischen Meeres über die niedergehaltene Gesinnung Oberitaliens als über eine wahrhafte Ferse des Achilles und das laute Schreien der Magyaren über Verfassungsverletzung, alles dies hatte neben den Festungen Verona, Pizzighettone und Mantua sowie dem Besatzungsrecht von Ferrara und Comacchio nichts zu bedeuten. Der Mordversuch gegen den Erzherzog Rainer mußte von einem Wahnsinnigen herrühren, die Meuterei gegen den Erzherzog Ferdinand von Este wußte nicht was sie wollte,

das Secularfest wegen der Vertreibung der Oestreicher aus Genua ward zu einer winzigen Schmeichelei gegen die sardinische Regierung und der hier und da ausbrechende Deutschenhaß zu einer albernen Modesache gestempelt. Trotz alle dem hat das Wiener Regierungssystem die Wiederholung von Interventionen wie früher in Neapel und Piemont, im Kirchenstaate, in Parma und Modena fortwährend für möglich gehalten. Vermag doch die französische Bürgerdynastie den Wünschen der Italiäner nicht nachzukommen, wenn sie nicht mit der heiligen Allianz brechen und in ihrer Existenz gefährdet sein will! Und was kann ein Volk von innen heraus thun, welches seit den Römerzeiten stets ein Spielball des Auslandes gewesen ist, auf dessen Boden abwechselnd die Longobarden und Byzantiner, die Normannen und Saracenen, die Deutschen und Aragonesen, die Franzosen und Spanier gefochten haben? Ein Machiavell ruft nimmer eine Nationalität hervor! Dies war das Evangelium des Staatsmannes, welcher wie ein unfehlbarer Apostel des Heils aus einer Hand in die andre gegangen ist. Ob es wohlgethan war jeden politischen Fortschritt und jede nationale Regung in Italien zu ersticken, in Neapel und Piemont gegen die gerechtesten Forderungen des Volks einzuschreiten und im Kirchenstaate den gerechtesten Klagen desselben nicht abzuhelfen, mußte sich über kurz oder lang zeigen. Es ist in unsern Tagen an's Licht getreten.

Mit Recht schrieb man schon vor einem Jahre in einem öffentlichen Blatte: „Der Italiäner ist stolz auf das Alter seiner Cultur und seit Jahrhunderten daran gewöhnt, nicht nur die Deutschen und Slaven sondern auch die Franzosen und Spa-

nier, ja gewissermassen auch die Engländer als Schüler der glorreichen italiänischen Vorzeit anzusehen; die katholische Religion ist ihm zugleich eine nationale und das Latein ist ihm eine so leicht zu erlernende Sprache, die legitime Trägerin der Wissenschaft im ganzen Abendlande, die Sprache seiner Kirche, die Mutter seines schönen, reichen wohlklingenden Toscanischen, dessen Classiker des 14., 15. und 16. Jahrhunderts jeder gebildete Italiäner auswendig kennt! Das Ausland kennt und beachtet er wenig. Deutsche und Oestreicher sind ihm Synonyme, der Kaiser von Oestreich wird von ihm stets deutscher Kaiser genannt und unter einem Preußen denkt er sich einen zufällig ebenfalls Deutschredenden, ungefähr im Verhältniß zu Deutschland wie ein Dalmatier zu Italien.'' Was den Lombarden betrifft, dessen Thätigkeit sich doch mehr als die andrer italiänischer Völkerschaften nach dem Norden richtet, so haßt er die Deutschen doch ebenso sehr als letztere ihn, weil sie ihn niemals nach seiner Eigenthümlichkeit behandelt, der freiern Presse sowie der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens beraubt haben.

Selbst sehr politisch gebildete Männer waren vor kurzem noch der Ansicht, es könne dem östreichischen Staatskanzler gelingen, sein System auch in Italien aufrecht zu erhalten, so lange er lebte — und weiter wollte er ja seiner eignen Erklärung nach nichts: ,,Es hält uns schon noch aus! Après moi le déluge (nach uns mag die Sündfluth immer kommen)!'' Aber da ereignete sich in Rom ein kleiner Vorfall, welcher die Gestalt der Dinge plötzlich veränderte. Das Conclave erwählte Pius den Neunten zum Papst. In einem freundschaftlichen

Gespräch äußerte jemand gegen ihn: „Italien hat doch eine feststehende Gestalt, die eines Stiefels." — „Ei nun," erwiederte Pius, „dem müssen wir Sporen anschnallen." Und Italien ließ sich zum Fortschreiten nicht erst spornen, sondern entfaltete nur noch die weiß-roth-grüne Fahne. Die erste französische Revolution war auch für Italien nicht umsonst gemacht worden. Die Behauptung des historischen Rechts gegen die Gewalt in den Jahren von 1792—1815 hatte allerdings mächtige Folgen, so daß später die Versuche des Vernunftrechtes sich zu erheben wiederholt unterdrückt werden konnten. Azeglio, Manzoni's Schwiegersohn, sagt in Bezug auf die neueste Zeit: „Einige der italiänischen Fürsten zeigten sich den liberalen Gesinnungen nicht ganz abgeneigt, aber die Erhebung Pius IX. und das edelmüthige Programm seiner Staatsverwaltung, welches man zwischen den Zeilen des Amnestiedecrets zu lesen glaubte, bekehrte zu der gemäßigten Fortschrittsmeinung auch jene noch zahlreiche Fraction, welche jede Idee socialer und politischer Verbesserung mit der Religion für unvereinbar hielt, und vermochte auch diese den neuen Weg zu betreten. Auf solche Weise gelangte die gemäßigte Partei zu einer solchen Majorität, daß man sie bereits kaum mehr eine Partei sondern die italiänischen Nationalgesinnung nennen darf... In England, Frankreich und Deutschland glaubt man, daß ein Theil der italiänischen Liberalen sich nur die Gracchen, den Massaniello oder den Cola di Rienzi zum Vorbild erwählt habe, daß ein andrer *Theil sich in* den Regionen des Abstracten und Unerreichbaren *planlos umherbewege*, daß wieder andre den frommen

Wünschen eines politischen Fortschritts nur in Canzonen und Sonetten Luft machten und daß der italiänische Liberalismus sich im allgemeinen nur mit Verschwörungsprojecten oder mit Volksaufständen, die im Dunkel geheimer Gesellschaften vorbereitet würden, beschäftige, daß er durchaus unfähig sei, kluge und wohlverstandene Ansichten, gerechte und ausführbare Wünsche und einen umsichtigen mit Kraft, Ausdauer und Mäßigung durchzuführenden Plan zu fassen.'' Wenn das Ausland solche Dinge geglaubt hat oder gar noch glaubt, so übersieht es die Erfahrungen, welche Italien gemacht hat. Die italiänischen Fürsten müssen nothwendig zu gemäßigten Liberalen werden, wenn das einflußreiche Ausland im Interesse der italiänischen Völker ferner widerstrebt und dieselben zur thätigen Aeußerung ihrer Gesinnungen zwingt. Ein Referent über Azeglio's Werk faßt das Ganze recht gut zusammen, indem er sagt: ,,Die Macht, welche angewendet werden muß, um zu dem großen Zweck staatlicher Verbesserungen und nationaler Unabhängigkeit zu gelangen, darf keine andre sein als die Einheit der öffentlichen Meinung. Diese darf weder in Abstractis noch in einzelnen Volksklassen gesucht werden, kann aber durch die Bedeutung der Individuen, welche sie vertreten, Kraft und größeres Gewicht erhalten. Die bewaffneten Revolutionen haben auch deshalb ihren Zweck verfehlt, weil durch Absonderung einzelner Individuen die Meinung nur geschwächt und die Trennung nur noch mehr hervorgerufen werden mußte. Die Reformversuche trafen nicht bloß bei den Regierungen sondern bei dem Volke selbst auf Widerstand, weil zu viel Interessen uch bei den einzelnen Ständen bedroht waren. Dieser Wider-

stand ist aber bei den Fürsten nicht in dem Sinn aufzufassen als ob sie den Reformen überhaupt abgeneigt gewesen wären, als vielmehr in der Weise, worin man sie herbeizuführen versucht, wobei gleichzeitig die Furcht mit in Anschlag zu bringen ist, daß die Grenzen der Besonnenheit überschritten werden möchten. In Italien sind sogar die Fürsten die Ersten gewesen, welche Reformversuche gemacht haben, diese aber sind, nachdem sie einmal durch die revolutionären Excesse gestört worden waren, nicht wieder aufgenommen worden. Heut zu Tage ist die Lage der Dinge eine ganz andre. Gemäßigte und ausführbare Reformtendenzen haben bei denjenigen Personen, welche die höheren Interessen repräsentiren und unter den Privaten die größte Macht besitzen, in weiter Ausdehnung Anklang gefunden. Es bleibt nur noch übrig sich der Unterstützung und der Vertreter der höchsten Interessen und der obersten Gewalt, nämlich der Fürsten selbst zu versichern. Auch diese zeigen sich bereits in Rücksicht auf die gemäßigten Formen, welche der Liberalismus in Italien angenommen hat, weniger abgeneigt solche zu gewähren. Nachdem man das Vertrauen in die materielle Macht vollkommen aufgegeben, haben die Völker den Glauben gewonnen, daß es nur von der Weisheit der Fürsten abhängig sei die Wiederkehr jener Epochen traurigen Andenkens zu verhindern. Von der Klugheit der Völker aber hängt es ab den Fürsten Gewißheit zu geben, daß dieser Glaube aufrichtig und ernst gemeint sei und daß man jene falschen Mittel der Revolutionstendenzen als durchaus unanwendbar und zweckwidrig erkannt habe.“ Welch eine Mäßigung der ungeheuersten *Bedrängniß gegenüber*! Die Fürsten von Gottes Gnaden

sind ja gar nicht zu verdenken, wenn sie ihre Machtvollkommenheit *auf alle Weise* zu behaupten trachten, sobald sie nicht klug genug sind die Macht des Zeitgeistes zu erkennen und zu beachten. Doch der einsichtsvolle Verfasser jener Schrift bleibt nicht dabei stehen, sondern geißelt die durch unerwartete Siege erweckte oder gesteigerte Sicherheit der Throne auf eine sehr fühlbare Weise. So sagt er z. B. in Bezug auf Italien: „Diejenigen Staatsmänner verrechnen sich sehr, welche noch mit den alten Begriffen von italiänischer Zwietracht zu regieren denken. Italien hat schneller als Deutschland den Werth der Einigkeit kennen gelernt, sobald es einmal den Gedanken einer nationalen Vereinigung auf eine vernünftig realisirbare Weise gefaßt und rasch zu dessen Verwirklichung geschritten ist. Man sage ihnen was man wolle, man wird nicht im Stande sein der Nation zu spotten und die begonnene Evolution in eine Revolution umzuwandeln (?), die den Vorwand politischer Intervention herzauberte." Diese milde Ansicht der Dinge hindert den Verfasser jedoch nicht den Grund jener Evolution, die niemals zur Revolution werden soll, sehr wohl zu erkennen; denn er spricht sich weiterhin aus: „In Italien hat das immerwährende Bedürfniß sich gegen die Gesetze zu waffnen, um deren Folgen zu vermeiden, dem öffentlichen Charakter großen Nachtheil gebracht. Das Leben eines beständigen Verdachts gegen die Polizei, die Nothwendigkeit sich vor dieser und ihren Zuträgern in tausenderlei Weise zu wahren, die unaufhörliche quälerische Ungewißheit über die Legalität Andrer, die Gewalt mit der man unausgesetzt gerechte und edle Gefühle hat unter*drücken müssen (?)*, die Nothwendigkeit stets den Ausdruck des

Gedankens im Interesse der eignen Sicherheit zu modificiren, statt ihn seiner wahren und gesetzlichen Manifestation zu überlassen: alles dies hat die edelste Eigenschaft der menschlichen Seele besudelt — die Aufrichtigkeit. Auch das Schreiben hat aus gleichen Ursachen den freien und offnen Charakter aufgeben müssen, welcher sein nützlichstes und ehrenvollstes Vorrecht bildet. Wenn es gelang sich der Heuchelei zu enthalten, so hat es doch verleugnen, Doppelsinnigkeiten und zweideutige Ausdrücke suchen, sich in der Finsterniß der List und in Schlupfwinkeln umhertreiben müssen. Und dies warum? Weil das edelste und tugendhafteste aller Gefühle, die Vaterlandsliebe, durch die Gesetze verpönt war. Allerwärts verfolgt, hatte sie als einzigen Zufluchtsort jenes der brutalen Gewalt allein unzugängliche Heiligthum, das Geheimniß des Herzens und des Verstandes, und wenn ja einmal ein unwiderstehliches Bedürfniß frei zu athmen sie hervordringen ließ, so war das edelste aller Gefühle genöthigt sich unter der gemeinen Livrée der Heuchelei zu verbergen." Dies die schwere Anklage eines Volks, das sich überaus glücklich fühlt, wenn man seiner Nationalität nur einigermaßen schmeichelt und keinen bösen Willen blicken läßt. Der Italiäner protestirt übrigens gegen alle und jede Gewalt, sogar gegen die Macht des Rechts, wenn man sie mit Ungestüm in Anwendung bringt. „Was haben nicht d[ie] Italiäner Pius dem Neunten zu Gefallen gethan," schr[eibt] ein Römer, „sogar in den Fällen, wo sie wußten, daß [er] falsch berathen, ja geradezu hintergangen war! Ist nicht d[ies] das Hauptgeheimniß seiner Herrschermacht? Sie beruht einz[ig] und allein auf der Ueberzeugung, daß er keines Actes fähig

sind ja gar nicht zu verdenken, wenn sie ihre Machtvollkommenheit auf alle Weise zu behaupten trachten, sobald sie nicht klug genug sind die Macht des Zeitgeistes zu erkennen und zu beachten. Doch der einsichtsvolle Verfasser jener Schrift bleibt nicht dabei stehen, sondern geißelt die durch unerwartete Siege erweckte oder gesteigerte Sicherheit der Throne auf eine sehr fühlbare Weise. So sagt er z. B. in Bezug auf Italien: „Diejenigen Staatsmänner verrechnen sich sehr, welche noch mit den alten Begriffen von italiänischer Zwietracht zu regieren denken. Italien hat schneller als Deutschland den Werth der Einigkeit kennen gelernt, sobald es einmal den Gedanken einer nationalen Vereinigung auf eine vernünftig realisirbare Weise gefaßt und rasch zu dessen Verwirklichung geschritten ist. Man sage ihnen was man wolle, man wird nicht im Stande sein der Nation zu spotten und die begonnene Evolution in eine Revolution umzuwandeln (?), die den Vorwand politischer Intervention herzauberte.“ Diese milde Ansicht der Dinge hindert den Verfasser jedoch nicht den Grund jener Evolution, die niemals zur Revolution werden soll, sehr wohl zu erkennen; denn er spricht sich weiterhin aus: „In Italien hat das immerwährende Bedürfniß sich gegen die Gesetze zu waffnen, um deren Folgen zu vermeiden, dem öffentlichen Charakter großen Nachtheil gebracht. Das Leben eines beständigen Verdachts gegen die Polizei, die Nothwendigkeit sich vor dieser und ihren Zuträgern in tausenderlei Weise zu wahren, die unaufhörliche quälerische Ungewißheit über die Legalität Andrer, die Gewalt mit der man unausgesetzt gerechte und edle Gefühle hat unterdrücken müssen (?), die Nothwendigkeit stets den Ausdruck des

zudrückt, um sie nicht zu sehen. Der Glaube orientalischer Despoten, daß, wenn man von den Ereignissen nicht spricht, dieselben auch nicht geschehen, hat im Occident keine Geltung. Zum guten Glück fehlt es nicht ganz an Trostgründen, sollten die trüben Wolken auch einmal als Gewitter sich entfalten. Leugnen können wir nicht, daß man uns Deutsche in Italien gründlich haßt, selbst die Nichtöstreicher, die man dort alle unter einander verbündet und befreundet glaubt. Hätte in gewissen Theilen Italiens das Volk den Muth und die Macht eine sicilianische Vesper vorzunehmen, die Tedeschi würden alle todtgeschlagen, ohne daß man sie lange fragte, ob sie auch Austriaci wären. Wir Deutsche sind also alle bei der Sache einigermaßen betheiligt. Es sind bereits öffentliche Demonstrationen der Volksstimmung erwähnt worden, z. B. die Apenninenbeleuchtung zur Jahresfeier des Aufstandes in der Romagna, die Studentenaufläufe in Pisa, die in Lucca zum Gedächtniß eines Sieges der Italiäner über den deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa. Alles dies sind aber nur einzelne Ergüsse eines Oceans von Haß und Wuth, der in Italien schon lange in der Stille gegen uns schäumt und jetzt in Rom, Florenz und Genua durch Schrift und Rede, in Mailand und Venedig durch finstre unheimliche Mienen sich zu erkennen giebt. Wer etw[illegible] an der Sache zweifelt, braucht nur in Piemont oder Tosc[illegible] italiänische Gesellschaft aufzusuchen. Man ist dort sehr we[illegible] zurückhaltend mit dem Kundgeben seiner Gesinnung, selbst w[illegible] man weiß, daß sich unter den Zuhörern ein Deutscher befinde[illegible] Wer für jede Schmähung, die im Café nuovo von Rom gegen den *deutschen Namen* ausgebracht wird, einen Ducaten hätte,

brauchte den Rothschild nicht zu beneiden. In Mailand kenne ich Deutsche, welche im Kaffeehause lieber jedes fremde Idiom radebrechen als in der Muttersprache conversiren, um nur nicht für einen Tedesco gehalten zu werden." Einen Monat später wird aus Rom gemeldet, der Haß gegen die Deutschen sei nicht sowohl in der Hauptstadt selbst als in den Provinzen des Kirchenstaats groß, und es seien Fälle vorgekommen, wo reisende Handwerksbursche von der Volkswuth ernstlich zu fürchten gehabt hätten. Die Aufregung sei in dieser Beziehung ganz der zu vergleichen, welche die der Cholera vorausgegangenen Gerüchte hervorgerufen hätten. Damals sei eine unschuldige Aeußerung im Stande gewesen sie zum verderblichsten Wahnsinn zu steigern. In gegenwärtigen Zeitläuften stünden ähnliche Ausbrüche blinder Leidenschaftlichkeit zu fürchten. Selbst vernünftige und ehrenwerthe Italiäner zögen sich zurück von langjährigen Freunden, die sie unter den Deutschen hätten, und verhehlten auch gar nicht, daß dies nur in Rücksicht auf ihre verstimmten Landsleute geschähe. Zu gleicher Zeit schrieb man aus Livorno: „Die Winkelpressen sind auf's neue in Thätigkeit getreten und heftiger als je sind ihre Ausfälle. Il Tedesco è alle porte (der Deutsche ist vor den Thoren)! ist ihr Thema und ihr Ruf zu den Waffen, zur Eintracht von Volk und Fürsten. Gestern erschienen zwei solche weniger gut gefaßte Blätter, wovon das eine am hellen Tage in den belebtesten Straßen angeschlagen wurde. Einzelne Polizeibeamte (Sbirren), welche sie abreißen wollten, wurden mit Fußtritten empfangen und bis in ihr Quartier zurückgetrieben, dann aber gegenüber an den Palast des Gouverneurs Angesichts der Polizei eine ähn-

liche Aufforderung angeschlagen. Abends nach 8 Uhr sammelten sich gegen 5000 junge Leute und ältere Personen aller Klassen auf dem großen Platze vor der Wohnung des Gouverneurs und verlangten unter fürchterlichem Toben la guardia civica (Bürgerbewaffnung); sie brachten ein Vivat den Linientruppen und dem Gouverneur Fürst Corsini, dann zogen sie in compacter Masse nach der Wohnung des Gonfaloniere, des ebenfalls sehr beliebten Grafen Lardarel. Unterwegs stießen sie auf starke Patrouillen Kanoniere, welche freundlich begrüßt wurden, aber wenige Carabinieri, welche sich feindlich entgegenstellten, änderten den Vorsatz der Menge; denn anstatt weiter zu gehen, benutzten sie die Herausforderung, fielen über diese her und würden sie getödtet haben, wenn nicht starke Patrouillen von der Linie sie in die Mitte genommen und auf das Hauptquartier in Sicherheit gebracht hätten. Erboßt durch diese Entschlüpfung zerstörte das Volk alle die Gegenstände, welche es auf dem naheliegenden Wachtposten der Carabinieri fand, und machte sich durch Pfeifen, Zischen und allerlei Verwünschungen Luft, während das sonstige Militär Beifall rief. Fürst Corsini war auf die Rufe: La guardia civica! Viva il Corsini! und mitunter auch: „Tod den Deutschen!" gleich auf dem Balcon erschienen un suchte mit wohlgemeinten Worten zu beschwichtigen." Ende August rief Siehne in der Karlsruher Zeitung: „Fröhliche Botschaften aus der apenninischen Halbinsel! Der Haß gegen die Deutschen ist noch fortwährend in der Zunahme begriffen. Es ist dies ein Fortschritt, welcher die kühnsten Hoffnungen übertrifft. In Frankreich ist man entzückt darüber, von England her bietet man

Gönnerschaft und eine Flotte an, aus dem Reich der osmanischen Pforte fehlt es noch an den Aussprüchen der Presse daselbst, jedoch steht zu vermuthen, daß man in Stambul seinerseits von einer Benutzung für türkischen Einfluß denken werde. Vor allem aber muß dem deutschen Michel das Herz im Leibe lachen, wenn er einen Deutschenhaß aufblühen sieht, welcher nach dem Urtheil der aufgeklärtesten Blätter (?) nicht nur das Glück Italiens gewährleistet, sondern auch unter Beihülfe von England und Frankreich so ganz und gar im deutschen Nationalinteresse liegt. Gott sei Dank, ja, der glorreiche Deutschenhaß ist vorhanden und die Erkenntniß, daß dies eine Segnung für Deutschand ist, blieb uns nicht vorbehalten'' u. s. w.

Dieser tiefgehende Haß der Italiäner gegen die Deutschen schreibt sich allerdings nicht von der Zeit her, wo ein Papst den heiligen Stuhl bestieg, welcher dem Stiefel einen Sporn ansetzen wollte, sondern ist sehr leicht durch die frühere Geschichte der Halbinsel zu verfolgen; daß er aber jetzt so gewaltig zum Ausbruche kommt, rührt lediglich aus den letzten 38 Jahren her, welche der öftreichische Staatskanzler dazu angewendet hat, überall und also auch in Italien jede Regung des Volkswillens für den Fortschritt mit eiserner Faust niederzuhalten. Als nun die Reformen im Kirchenstaate nicht allein von den Römern sondern von ganz Italien mit ungeheurem Enthusiasmus begrüßt und die sorgsam gehüteten Künsteleien in der Lombardei mit einer Abänderung bedroht wurden, da konnte Metternich, welcher sich darauf verließ, daß man Oestreichs wegen in ganz Italien zurückbleiben müßte, durchaus nicht länger müssig zusehen. Er fing die Sache wieder an wie

in den zwanziger und dreißiger Jahren. Es ward mehr Militär nach Italien geworfen, um etwaige Abweichungen von den Vorschriften des Wiener Cabinets sogleich wieder ungeschehen machen. Zum Glück saß aber ein Politiker am englischen Staatsruder, welcher alles sein mag, aber gewiß kein Castlereagh. Dieser verbat sich jede Einmischung Oestreichs in die innern Angelegenheiten der Halbinsel. Die französische Regierung wollte zwar gern mit unterdrücken helfen, mußte aber des eignen Volkes wegen den Fortschritt zu lieben scheinen und konnte nichts Ordentliches im Sinne Oestreichs thun. Wenn nun England und Frankreich nicht einstimmten, so konnten Preußen und Rußland auch nicht genug helfen. Daher die Erscheinung, daß Metternich lange Zeit bloß lavirte.

Aber etwas mußte doch geschehen, wenn nicht die gute alte Ordnung gestört werden sollte, wie sie durch so vieles Blut erkämpft und aufrecht erhalten worden war, eine Ordnung, welche alles beim Alten zu lassen wünschte, quand même! Oestreich schloß eine Militärconvention mit Parma und Modena, so daß seine Truppen dem Herde der Neuerungen näher rückten, ohne daß das Ausland etwas dagegen haben konnte. Ja, was noch mehr ist, in den Tractaten von 1815 hatte sich Oestreich das Besatzungsrecht der Citadelle von Ferrara und des Ortes Comachio vorbehalten und ließ nun Militär daselbst einrücken. In jenem französisch verfaßten Tractat findet sich in Bezug auf Ferrara das Wort place, welches eigentlich Festplatz heißt, aber freilich auch auf eine ganze Ortschaft ausgedehnt werden kann. Oestreich nahm das Wort in der letztern Bedeutung und besetzte auch die Stadt Ferrara, zuerst nur die Wache, dann

auch die Thore. Der Protest des Papstes half nichts, die Oestreicher blieben. Aus allen Theilen Italiens schrieb man von der durch diese Maßregel hervorgebrachten Aufregung. In der Mitte des Monats August meldete uns ein Römer: „Die Italiäner sind dermaßen jeder fremden Einmischung in ihre eben in Entwickelung getretenen Angelegenheiten abhold, daß sie selbst von Widerwillen erfaßt werden, wenn in den Zeitungsberichten irgend etwas vorkommt, was nach gutem Rath riechen könnte . . . Im großen Publicum hat die Besetzung Ferrara's eine leidenschaftliche Stimmung hervorgerufen. In der Romagna selbst soll diese kaum noch zu zügeln sein. Wohlunterrichtete versichern indessen, daß die Maßregeln des östreichischen Commandeurs nichts weniger als offensiv, vielmehr einzig und allein im Interesse der Ruhe und öffentlichen Sicherheit Ferrara's in der Mitte eines erschütternden Parteitreibens genommen seien; man muß nämlich wissen, daß jetzt auch kein Mann vom päpstlichen Linienmilitär zu Ferrara in Garnison steht, um in öffentlichen Kreisen den Frieden vermitteln zu können." Woher aber eine Krisis in Ferrara kommen sollte, wenn es nicht von den Oestreichern besetzt worden wäre, das wird nicht gesagt. Der östreichische Beobachter bemühte sich außerordentlich das Recht des Wiener Cabinets für die Besetzung auch der Stadt Ferrara zu erweisen. Warum sie aber wirklich besetzt wurde und ob diese Besetzung politisch war, darüber schweigt jener alles bloß mit östreichischer Brille sehende Beobachter gänzlich. So schreibt er noch am letzten August: „Die in Rom erscheinende Zeitung la Bilancia enthält in ihrem Blatt vom 20. d. *einen* „Angelegenheiten von Ferrara" überschriebenen langen

Artikel, welcher von unrichtigen Angaben, gehässigen Verdächtigungen und falschen Auffassungen thatsächlicher Verhältnisse strotzt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir der Bilancia Schritt vor Schritt auf allen ihren Irrwegen folgen wollten. Wir begnügen uns für heute damit, einige der auffallendsten unter ihren vielen gewagten Behauptungen hervorzuheben. Der ganze Streit um Ferrara in den italiänischen und deutschen Blättern läßt sich auf die einfache Frage zurückführen: Besitzt Oestreich das Besatzungsrecht in Ferrara oder nicht?" O nein, mein Herr, darauf läßt sich die Frage bloß von oberflächlichen Beobachtern zurückführen, indem hier das politische Element in den Augen aller Weitersehenden überwiegen muß.

Trotz allen Machinationen der Finsterlinge, die sich durch alle Länder der Erde schleichen, trotz allen Prahlereien und Drohungen und Heucheleien der Macht war die Bewegung der fortschreitenden Italiäner nicht aufzuhalten. Metternich merkte etwas davon und benahm sich im Hinblick auf England immer noch gemäßigter als es sonst der Fall gewesen wäre. Er ließ in dieser Bedrängniß dem heiligen Stuhle wissen, S. kaiserl. Majestät drücke ihr Bedauern aus rücksichtlich des übeln Eindrucks, welchen die Besetzung Ferrara's dem Vernehmen nach hervorgebracht habe; S. Majestät habe durchaus nicht geglaubt fremdes Gebiet zu betreten, sondern ein ihr zustehendes Recht zu üben, welches der Artikel 103 der Wiener Congreßacte zusichre; S. Majestät habe niemals die Absicht gehabt irgend einen Theil des Kirchenstaats zu besetzen, dem er auch unter keinerlei Voraussetzung Truppen zusenden würde.

ohne vom Oberhaupt der Kirche speciell dazu aufgefordert zu sein. Selbst auch einen gemeinschaftlich zu wählenden Schiedsrichter, welcher das Wort place auslegen solle, könne man aufrufen, um alle Mißverständnisse mit einem Male zu heben. Aus der letztern Wendung ging unwiderleglich hervor, daß Metternich seinen Schritt schon bereute, daß er bereits zu der Einsicht gekommen war, er habe es nicht mehr mit der Zeit von 1821 und 1831 zu thun! Aus Turin meldet man zu Anfange des Septembers: „Die römischen Blätter fahren fort die Kriegsfrage zu erörtern und die Oestreicher zu behandeln, als lebte man bereits im offnen Kampfe, während die französische liberale Presse das Feuer schürt und den östreichischen Consuln, Gesandten, Generalen und nicht selten sogar dem Wiener Cabinet directe Aufwiegelungen und Verlockungen zu Conterrevolutionen schuld giebt.“

Unsre Zeit will, daß jederman klar sehe, was er vor sich hat. Wofür wären so viele Helden gestorben? Es giebt aber noch ein vornehmes Gezücht, welches an seiner Ehre zu verlieren glaubt, wenn es sich ausspricht. Etwas davon in Bezug auf die italiänische Frage. Am 30. Aug. schrieb man aus Rom: „Es ist ein großer Mißgriff der östreichischen Regierung, daß sie sich bei unwahren (?) Unterstellungen, die, wenn ihnen mit einer einzigen officiellen Erklärung öffentlich entgegengetreten würde, augenblicklich (?) allen Halt verlieren müssen, in vornehmes und mystisches Schweigen hüllt und genug gethan zu haben glaubt, wenn sie die Cabinette durch Depeschen unterrichtet, während sie das eigne und das fremde Volk ohne Kunde und somit der Lüge und Verleumdung (?) freien Spiel-

läßt. Tritt sie hinterher mit noch so vielen officiellen oder halbofficiellen Schriften auf, so glaubt ihr diese niemand im größern Publicum und man hält sie für Erfindungen in der Noth. Man wirkt jetzt nur auf das Verständniß der Massen, wenn man ihnen nahe tritt. Was aber aus den Fragen wird, zu denen ihnen das Verständniß fehlt, sehen wir recht deutlich an der Bevölkerung des römischen Staats in Bezug auf sein Verhältniß zu Oestreich. Es ist ein falsches Princip, heut zu Tage noch behaupten zu wollen, die Politik werde von Cabinet zu Cabinet gemacht. Die Völker wollen auch wissen was geschieht, und wer ihnen die Wahrheit verschweigt, überweis't sie der Lüge und allem was daran hängt; dem einmal aufgeregten Volkssturme gegenüber reicht aber die Macht der Wahrheit nicht mehr aus (?). Man fragt sich daher vergebens, warum die Machthaber in Oestreich trotz allen in dieser Hinsicht gemachten bittern Erfahrungen in dieser starren Abweisung aller volksthümlichen Beziehungen verharren und nirgends eine Verständigung mit der öffentlichen Meinung versuchen, die sie doch auf andre Weise nicht zu beschwören vermögen! Während man gegen sie einen argen Gebrauch von der schlechten (?) Presse macht, verschmäht es diese Macht hartnäckig die gute zu Hülfe zu rufen, und doch kann es ihr nicht entgehen, daß sie sich, wenn auch selbst im Rechte (?), doch überall im Nachtheil befinde. Wie hätte sonst z. B. ein Sturm entstehen können wie der gegenwärtige in Rom? Hätten die Römer wohl länger die Ueberzeugung haben können, man wolle ihren Reformen an's Leben gehen, wenn auch nur eine einzige jener vielen Depeschen in einem hiesigen Blatte wäre veröffentlicht worden, welche die

östreichische Staatskanzlei an den Vorgänger Pius' IX. mit Anmahnungen die öffentlichen Zustände zu verbessern gerichtet hat? Was weiß das römische Volk davon? Nichts. Das Gegentheil wird ihm vielmehr täglich ohne Widerlegung kund gethan. Ich bin überzeugt, daß eine solche Depesche, in einem hiesigen Blatte abgedruckt, eine viel wirksamere Maßregel zur Beruhigung der Gemüther wäre als eine verstärkte Truppensendung an den Po. Das ist die Meinung aller unsrer Landsleute, denen die Wohlfahrt und der Friede Deutschlands am Herzen liegt, der nicht erhalten werden kann, wenn Oestreich nicht in Italien den Einfluß bewahrt, den es im deutschen Interesse zu wahren berufen ist. Auch wird es jedermann der Würde einer großen Macht ganz angemessen finden, daß man fest und entschlossen gegen jede Anmaßung auftrete und sich weder von dem hohen Ton (?) römischer noch von der insolenten Speculation englischer Blätter (?) — die von jeher am liebsten an deutsche Uneinigkeit appellirten — beirren lassen. Warum doch hat Oestreich einen italiänischen Fürstenbund nicht längst vermittelt? Zeigten sich die Hindernisse unüberwindlich wie bei dem beabsichtigten italiänischen Zollverein?"

Der kurze Sinn dieses langen Aufsatzes ist der: Warum sagt Oestreich nicht was es will? Die Antwort könnte ebenso kurz sein: Weil es die Völker dann nicht zugeben würden! Wie soll ein Cabinet aufgeklärten Nationen gegenüber eine Erklärung abgeben, daß es mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln einen völligen Stillstand oder gar Reactionen bezwecke? Denn wollte es seine Verhüllungen dieses Princips versuchen, so würde man es darauf hinweisen was es seit 1792 immer-

während gethan hat und ihm ohne weiteres zurufen: Niemals den Worten sondern lediglich den Handlungen der Diplomaten messen wir Glauben bei! In Bezug auf die Besetzung von Ferrara beruft sich Oestreich auf sein gutes Recht und verdenkt es den Leuten, wenn sie ihnen auffält, weil derselbe Fall seit 1815 schon mehrfach dagewesen wäre. Abgesehen vom Rechte, worüber wir gar nicht mit ihm hadern wollen, wird man uns doch im Hinblick auf die frühern Besetzungen Ferrara's die kleine Frage erlauben, warum Metternich gerade jetzt wieder von seinem angeblichen Rechte Gebrauch gemacht hat. Er hat die Antwort bereits gegeben, indem er den italiänischen Fürsten zur Pflicht machte keine Verbesserungen in ihren Landen einzuführen, welche die Lombarden und Venetianer nach ähnlichen Begünstigungen lüstern machen könnten. Nachdem es nun das Unglück gewollt hatte, daß ein Mann den päpstlichen Stuhl bestieg welcher weit weniger katholisch zu sein schien als das Wiener Cabinet und mehr Reformen machte als Metternich Rückschritte zu thun vermochte, da war es freilich kein Wunder daß die treue Soldateska des fürstlichen Zwingherrn dem unseligen Neuerer Mastai etwas näher rücken mußte, um ihr altes Kunststückchen gegen die hervorbrechende Civilisation auf's neue zu versuchen. Es müssen Fabeln sein, was von einem Munde zum andern ging, daß der Feldmarschall Radetzky von seinem Hofe ermächtigt sei, sich in die innern Angelegenheiten Roms zu mischen, daß das Mailänder Militär nur noch eines Winkes harre, um in die Hauptstadt des Kirchenstaates einzufallen, daß man zu Paris in hohen Kreisen von einer östreichischen Intervention wie von einer ganz bekannten Thatsa-

gesprochen habe. Aber daß diese Gerüchte in Italien allgemeinen Glauben fanden, ist doch gewiß ein bedeutungsvolles Zeichen von dem Vertrauen der Halbinsel zu den Gesinnungen Oestreichs. Und was geschehen sein würde, wenn die ganze heilige Allianz noch die Gesinnungen von 1815 gehegt hätte, das weiß nur Gott und Metternich.

Weiter oben wurde gefragt, ob die erwähnten Schritte des Wiener Cabinets bei der jetzigen Weltlage auch einer gesunden Politik angemessen wären. Die Römer selbst mögen antworten. Auf die Frage, wozu das Verfahren Oestreichs am Ende führen müsse, sprachen sie sich zu Anfange des Monats September folgendermaßen aus: „Es ist in jedermann die moralische Ueberzeugung von der Nothwendigkeit hervorgerufen worden, gegen künftige Anschläge, welche sich erneuern können, auf der Hut zu sein. Und ich fürchte, daß sie sich nicht bloß erneuern, sondern uns auch nicht weniger gefährlich sein werden als das erste Mal. Noch ist Ferrara besetzt, noch stehen die Oestreicher in starken Massen hinter dem Po, Gewehr im Arm. Wir haben damit, daß gegen 10 Räuber in die Hände der Justiz gefallen und einige Hundert andre zerstreut und geflohen sind, die Probe noch nicht siegreich bestanden. Wenn ein geheimes Gewebe angezettelt wurde, so haben wir nur die letzten Fäden entwirrt und es ist vielleicht noch vieles auf dem Webstuhle. Halten wir die Augen offen und wenden wir sie nach allen Seiten hin, woher das leiseste Lüftchen kommt. Lassen wir uns nicht überlisten und in Sorglosigkeit einlullen. Wir wollen keine übeln und lächerlichen Befürchtungen hegen, uns aber auch nicht dem Schlaf und der Ruhe überlassen, sondern Wachsamkeit und

Klugheit verdoppeln. Inzwischen wollen wir einig sein. Und sollte es eines Tags zu dem Beweis mit dem Schwert kommen, sollte es aus Nothwendigkeit, zur Wahrung der Ehre unsrer Nation und auf Befehl unsres Fürsten als letzte Protestation so weit kommen, dann ist die Zeit da uns als Löwen zu beweisen und gleich den Kreuzfahrern, vielleicht selbst als neue Kreuzfahrer, das feierliche: Gott will es! anzustimmen. Dann werden selbst die Länder eingedenk sein, welches Blut in unsern Adern fließt, und unter unsern Frauen werden sich Debora's und Judith's finden. Rufen wir uns das lombardische Bündniß und den Carroccio in's Gedächtniß. Noch indeß ist der Augenblick nicht gekommen. Zügellosem Zorn wollen wir Ruhe und Vernunft entgegensetzen. Bewaffnen wir uns Alle, selbst die Greise, mehr um die innern Unordnungen zu bekämpfen als die Drohungen der Ausländer. Jeder denke nur an die Freiheit! Setzen wir uns allem entgegen was die innere Ruhe stört. Fahren wir so fort, wie wir begonnen haben. Seien wir ein Beispiel schöner Harmonie unter den Bürgern, der Eintracht und der Einigkeit mit dem Fürsten. Gehorchen wir ihm: hoffen wir auf ihn. Vertheidigen wir ihn und uns mehr noch mit Klugheit als mit Waffen. Seien wir wohl auf der Hut gegen die Fallstricke, gegen die Versuche derer, die sich zu unserm Nachtheile bewaffnet haben. Und wenn trotz dem die Ungerechtigkeit Andrer Pius den IX. zwingt uns zu den Waffen zu rufen, dann werden selbst die Greise unter uns ihr Alter Lügen strafen, und wollen wir es als eine Gnade der *Vorsehung* betrachten, wenn sich uns Gelegenheit bietet entweder zum Siege beizutragen oder ihn dadurch zu verherrlichen,

daß unsre Namen zu der Zahl der Tapfern geschrieben werden, welche dem Vaterlande im Leben und Tode sich geweiht.''

Wenn nun solche Stimmen wie aus Rom durch ganz Italien einmüthig erklangen, so mußte auch derjenige, welcher Englands vortreffliche Haltung ganz vergaß, die Maßregeln des Wiener Cabinets als unklug verwerfen. Will man noch mehr Beweise von der Stimmung der Halbinsel? Nur noch ein paar Worte aus Turin: ,,Man darf sich in diesem Punkt nicht täuschen: dieser Zustand der Dinge wird sich von Tag zu Tag verschlimmern, wenn man nicht ernstlich auf Mittel denkt, dem Unwesen (!) ein Ziel zu stecken. Zurufe wie der: ,,Ihr müßt fort, ihr müßt fort, nicht nur von hier, sondern über die Alpen zurück, von woher ihr kommt!'' sind eben nicht selten. Es kann kaum fehlen, daß es den Lenkern der Volksbewegung zuletzt gelingt das Mißverständniß, dessen Ausgleichung noch in die Hände der Diplomatie gegeben ist, auf das militärische Terrain d. i. auf das der Gewalt hinüberzuspielen. Wie man sich über diesen Punkt Illusionen machen kann, ist eigentlich unbegreiflich (!); daß man aber in dem Wahn (?) ist mit Gewalt der Waffen alles zu vermögen, das scheint ausgemacht zu sein.'' Wenn es dem menschenfreundlichen Kaiser Joseph vergönnt wäre, aus den Wohnungen der Seligen herab zu sehen, daß man über ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode die Empörung der Völker wagt, um ihnen nicht zu gewähren, was er ihnen freiwillig darbot, ein Blick der innigsten Trauer würde sein edles Auge verdunkeln!

Aus dieser gedrängten Darstellung der italiänischen Ereignisse geht hervor, was nothwendig geschehen mußte und ebenso

nothwendig noch eintreten wird. Ueberspringen wir die nächsten Folgen der Haltung Oestreichs den Italiänern gegenüber, um sogleich zu den neuesten Ereignissen überzugehen, welche man ganz natürlich finden wird.

Im neuen Jahre (1848) schien Oestreich ein wenig einzusehen, (nicht etwa, daß es sich aus Kurzsicht von Joseph's Maximen entfernt, sondern bloß) daß es bei seinem Gebahren in Italien die gegenwärtige Constellation Italiens nicht gehörig beobachtet habe. Es sprach sich wenigstens dahin aus, die Lombardei habe schon längst was Pius seinem Volke gewährte, und unternahm so unmerklich als möglich die Einführung einiger nichtsbedeutenden Verbesserungen in der Verwaltung. Dahin ist auch seine Bereitwilligkeit zu zählen in die von ihm besetzte Stadt Ferrara 300 päpstliche Soldaten aufzunehmen. Wenn man mit Recht viel zu verlangen und lange umsonst gebeten hat, begnügt man sich nicht mit Bagatellzugeständnissen.

Am 2. Januar entstand in Mailand ein Cigarrenkrawall, nicht weil etwa Behörden und Militär das Rauchen verboten, sondern weil sie es gern gesehen hätten. Man schrieb aus Mailand: „Gleichwie das bestehende Stempelpatent von der Masse der Bevölkerung angefeindet wird, so ist nun auch ein Haufen unruhiger Köpfe auf die seltsame Idee verfallen dem Rauchen der Cigarren Einhalt zu thun, unter dem Vorwand daß die Regierung zu hohe Procente davon nehme. Man streut aus, daß im östreichischen Italien jährlich für 3 Millionen Gulden Cigarren gekauft würden, wovon 2 Mill. als reiner Gewinn blieben. Seit einigen Wochen schon trug man sich mit dem Gerede, vom neuen Jahre an würde man niemanden sich mit einer

Cigarre zeigen lassen. Und in der That heute fing man an Demonstrationen zu machen. Eine Masse Volks lief neben und hinter den Rauchern her, pfiff und schrie unausgesetzt: „Cigarren weg! Cigarren weg!" Besonders auf die Soldaten schien man es abgesehen zu haben, während man mehrere Civilpersonen unangefochten unter der Menge rauchen sah. Die Soldaten aber und besonders die Unterofficiere spotteten der Menge und spazierten rauchend auf den Plätzen hin und her. Starke Patrouillen der Gendarmerie und Polizei durchzogen die Stadt, verwundeten mehrere „Tumultanten" und verhafteten hier und da einen „Schreier." Am folgenden Tage erließ die Generalpolizeidirection eine Bekanntmachung, wonach sie im Wiederholungsfalle mit strenger Einschreitung drohte. Nächtliches Singen und Schreien sowie das Anmalen des päpstlichen Namens an die Häuser (da doch S. Heiligkeit selbst den Mißbrauch seines Namens verboten habe) sollte Verhaftung nach sich ziehen. Es kam gleichwohl wieder ein Zusammenlauf auf dem Corso francesco vor, welchem nur durch die Entfaltung der bewaffneten Macht gesteuert werden konnte. Es gab 6 — 7 Todte, worunter der Appellationsrath Manganini, und 23 Verwundete wurden in die Hospitäler gebracht.

Da auch das Lotto der Regierung erkleckliche Sümmchen einträgt, so beschlossen die Lombarden dieses Spiel gänzlich zu meiden. Ein paar spielsüchtige arme Teufel, welche ihre wenigen Lire auf's Spiel setzen wollten, wurden nicht nur mit Worten sondern auch thätlich insultirt.

Ferner haben sich die Kutscher beredet ihre Herrschaften *weder an* den Hof noch zum Gouverneur noch zum Grafen

Fiquelmont zu fahren. Wer diesem Beschluß zuwiderhandelt, sollte von den derben Fäusten seiner Kameraden so bearbeitet werden, daß er es nicht leicht wieder wagen könnte, wer aber seiner Herrschaft nicht gehorchte und deshalb aus dem Dienst entlassen würde, der sollte von der Gesammtheit der Kutscher bis zu seiner weitern Versorgung ernährt werden.

Von derselben Zeit an sah man in Bergamo, Verona, Brescia und Pavia keinen Italiäner auf der Straße oder im Café mit einer Cigarre im Munde. Scheint es doch der Anfang einer Demonstration wie der amerikanischen Theeverschwörung zu sein! Das deutsche und ungarische Militär überträgt die Eingebornen im Rauchen mit. Unterofficiere hatten in jedem Mundwinkel eine Cigarre und bliesen den Rauch den vorüberwandelnden Italiänern in's Gesicht. Was Wunder wenn sich die deutschen Soldaten, selbst die Officiere aller Grade, von italiänischen Gesellschaften ausgeschlossen sehen, wenn keine Dame mit ihnen tanzt und hier und da in einem Winkel eine Mordthat vorkommt!

Der Erzherzog-Vicekönig Rainer wunderte sich allerdings in einer „an seine lieben Mailänder" erlassenen Proclamation, wie sie sich durch wenige Uebelwollende aus ihrer gewohnten ruhigen Haltung herausbringen lassen könnten, und droht ihnen, wenn sie so fortführen, ihre Wünsche nicht vor den Thron seiner kaiserlichen Majestät zu bringen. Dieser Erklärung fügte die Generalpolizeidirection hinzu, es möge sich ja jedermann einem Volksauflauf fern halten, weil die bewaffnete Macht bei ihrem pflichtmäßigen Einschreiten zwischen Schuldigen und Unschuldigen keinen Unterschied machen könnte.

Gleich nach diesen Vorgängen verbreiteten sich durch verschiedene Städte Aufrufe, wonach kein Italiäner fremde Wollen- und Baumwollenstoffe, sondern lediglich einheimische Seidenstoffe tragen sollte. Man ging an verschiednen Orten mit großer Freudigkeit darauf ein.

Nun sollten wohl jeder Regierung die Augen geöffnet worden sein, nur nicht einer solchen, welcher Metternich vorsteht. In der Mailändischen Zeitung vom 17. Jan. befindet sich eine Proclamation des Kaisers Ferdinand I., welche die Betrübniß S. k. k. Majestät über die aus den Intriguen einer Faction hervorgegangenen Ruhestörungen der letzten Zeit kund giebt, an die jederzeit bewiesene Sorgfalt der k. Regierung für die Wohlfahrt des lombardisch-venetianischen Königreichs erinnert, Vertrauen in die gute Gesinnung der großen Mehrzahl der italänischen Unterthanen Sr. Majestät ausspricht, zugleich aber, unter Hinweisung auf die Treue der k. Truppen, den festen Entschluß Sr. k. Majestät ankündigt, in den lombardisch-venetianischen Provinzen jedem Angriff, von welcher Seite er auch kommen möge, energisch zu begegnen.''

Auf diese Bekanntmachung erklärten die Lombarden, sie würden spätestens in drei Tagen, wenn bis dahin keine Zugeständnisse gemacht wären, dieselben mit Gewalt erzwingen. Aber nun kam Radetzky mit der Bekanntmachung:

,,S. Majestät der Kaiser, fest entschlossen das lombardisch-venetianische Königreich mit aller Kraftanstrengung ebenso wie jeden andern Theil ihrer Staaten zu beschützen und gegen jeden *feindlichen* Angriff, komme er von außen oder von innen, recht-

und pflichtgemäß zu vertheidigen, haben mich durch den Hofburgrathspräsidenten beauftragt allen in Italien stehenden Truppen diesen Entschluß mit dem Beifügen bekannt zu machen, daß dieser ihr unerschütterlicher Wille in der Tapferkeit und treuen Anhänglichkeit der Armee die wirksamste Stütze finden wird. Soldaten! Ihr habt sie vernommen die Worte Eures Kaisers! Ich bin stolz darauf sie Euch zu verkündigen. An Eurer Treue und Tapferkeit wird das Treiben des Fanatismus (!) und treuloser (!!) Neuerungssucht zersplittern wie am Fels das zerbrechliche Glas! Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich 65 Jahre lang mit Ehren auf so manchem Schlachtfeld geführt. Ich werde ihn gebrauchen, um die Ruhe eines jüngst noch glücklichen (?) Landes zu schützen, das nur eine wahnsinnige Partei (!!) in unabsehbares Elend zu stürzen droht. Soldaten! Unser Kaiser zählt auf uns. Euer greiser Führer vertraut Euch, das ist genug. Möge man uns nicht zwingen die Fahne des Doppelaars zu entfalten; die Kraft seiner Schwingen ist noch nicht gelähmt. Unser Wahlspruch sei: Schutz und Ruhe dem friedlichen treuen Bürger, Verderben dem Feind, der mit frevelnder Hand den Frieden und das Glück der Völker anzutasten wagt!''

Welch eine Aufregung dergleichen brutale Proclamationen unter dem intelligenten Volke der Lombarden erzeugen mußten, kann man sich denken. Kurz darauf schrieb man aus Mailand: ,,Für Deutsche wird das Leben in Mailand allgemach unleidlich, fast unmöglich. Die Gastwirthe lassen sich einschüchtern, so daß sie ihnen sogar die Aufnahme verweigern. Hausbesitzer haben deutschen Beamten die Miethe gekündigt. Feldmarschall

Radetzky ließ ihnen aber erklären, er werde in diesem Falle Einquartierung in solche Häuser legen. Der Erzherzog Vicekönig hat sich den beabsichtigten Aeußerungen des Dankes von Seiten des Adels für die milde Proclamation sowohl im Corso wie im Theater, wo alles schwarz gekleidet erschienen war, durch sein Nichterscheinen entzogen.

Solche Proclamationen durften die östreichischen Machthaber nicht umsonst erlassen haben. Es fanden hier und da Verhaftungen statt. Daß nun diese wieder nicht geeignet waren die herrschende Aufregung zu besänftigen, sieht jedermann ein, nur nicht das System eines Metternich, das von jeher nur auf den Augenblick berechnet war. So wurden zu Venedig ohne alles Geräusch zwei sehr beliebte Sprecher des Volkes, Tomaseo und Manin, von der Staatsgewalt verhaftet und schon am folgenden Tage zur weitern Untersuchung dem Criminalgericht übergeben. Hierauf folgte in der Stadt eine auffallende Stille, nachdem kurz zuvor noch die lautesten Scenen und Manifestationen stattgefunden hatten; selbst auf den belebtesten Straßen und den sonst besuchtesten Versammlungsorten Venedigs war es wie im Grabe, eine sehr unheimliche Ruhe, die Schwüle vor dem Gewitter!

Aber nicht bloß in Venedig, nein, in ganz Italien wurde die Stimmung des Volkes immer bedenklicher. Man sah ein, daß zunächst Sicilien, wo Palmerston'sche Agenten sich sehr thätig bewiesen, und mit ihm wahrscheinlich die ganze Halbinsel einer Katastrophe entgegen gehe. Für den Mittelpunkt des ganzen radicalen Wesens hielt man Mailand, denn mit großer Pünklichkeit wurden in allen Städten Italiens die von

dem dortigen geheimen Volksausschuß ausgehenden Befehle befolgt, während man den Befehlen der eigentlichen Regierung nur zwangsweise und mürrisch nachkam. Diese schob alles auf die alberne verbrauchte Idee einer italiänischen Nationalität! So hieß es in einem ihrer Organe: „Wenn eine kleine Faction von Uebelgesinnten, von deren Grundsätzen und leitenden Ideen die überwiegende Mehrheit des italiänischen Volkes nichts weiß, wenn diese Minderheit, im Widerspruch mit dem Glauben, der Geschichte und den Ueberlieferungen Italiens und in offener Auflehnung gegen das Staats- und Völkerrecht von ganz Europa, im Namen einer utopischen Chimäre, die sie Nationalität nennt, ganz Italien in eine wüste revolutionäre Masse zusammenschmelzen möchte, und zwar nur um der Habsucht, der Eitelkeit und dem Ehrgeiz einiger ihrer Führer einen umfassendern Spielraum zu verschaffen, so wird Oestreich, eingedenk seiner Pflicht als europäische Großmacht und der ihm anvertrauten Sorgen für das Wohl seiner Völker in Italien wie außerhalb desselben dieser Nationalität zu begegnen wissen!"

Proclamationen, Verhaftungen und Drohungen sollten das Nationalgefühl ertödten! Dies kann man weit eher eine Chimäre nennen als die Idee einer Einheit Italiens. Die Proclamationen werden verlacht, die Verhafteten werden durch andre Volksfreunde ersetzt und die Drohungen nur mit Achselzucken angehört. Es ist nichts Kleines, wenn an einem Tage vom Wormser Joch bis zur Lagunenstadt alle Cigarren erlöschen und fast alles Lottospielen aufhört, während man sich vielleicht an einem andern Tage entschließt alles Tuch der kaiserlichen

Fabriken liegen zu lassen und nur nach Sammet, Seide und Barchent zu greifen. „Wer kürzlich in Ober-Italien gereis't ist, weiß welche Schwierigkeiten es längst hatte eine östreichische Banknote anzubringen. Selbst auf Dampfschiffen des Garda- und Comersees wurden sie oft zurückgewiesen.“ Wenn eine Verschwörung in Seele und Herz der Nation liegt, so ist ihr nicht durch Polizeimaßregeln sondern nur durch Gewinnung der öffentlichen Meinung, durch Anhörung und gerechte Erwägung der gesetzlich vorgebrachten Bitten und Beschwerden beizukommen.

„Nichts falscher,“ sagten die Anhänger des Alten, „wenn man nicht von einer Concession zur andern gedrängt sein will. Wofür hätten wir die Soldaten, wenn wir uns vom Pöbel abtrotzen lassen sollten, was zu gewähren eben auch nur dem Pöbel zu gute käme?“ Und in der That wurden fast überall größere Explosionen zurückgehalten, obwohl kein Mensch bestimmen konnte, wie lange das noch möglich sein werde. Das Militär war übrigens in eine Lage versetzt, die es kaum noch zu ertragen vermochte. Die Kinder auf den Straßen höhnten es, die Kellner in den Kaffee- und Gasthäusern schenkten nicht mehr ein und versagten die Bedienung, wenn deutsch gesprochen wurde. Darum knirschten aber auch die Soldaten vor zurückgehaltener Wuth, deren Ausbruch jeder Menschenfreund mit Schaudern entgegensah. Ihnen gegenüber standen die dunkeln Gesichter der Eingebornen, welche Leben und Eigenthum in die Schanze zu schlagen entschlossen waren, um endlich das nationale Element zur Herrschaft zu erheben. Die Aufregung der Gemüther konnte, das sah alle Welt, in jedem günstigen Augenblick einen Zusammenstoß herbeiführen. Da man der Ansicht sein mußte, daß den auflodernden Deutschenhaß kein Pulverdampf zu ersticken und keine Bajonette zu überwältigen vermöchten, rief man überlaut, man solle doch der drohenden Gegenwart ein Bett bahnen, damit der Wildstrom keine Verhee-

rungen anrichte. Was bisher geschehen sei, habe den schon entschieden ausgebildeten Charakter der Empörung; man verhehle gar nicht sehr die Absicht die loyal und friedlich Gesinnten von der Regierung abtrünnig zu machen, das Volk zu erbittern und eine allgemeine Erhebung vorzubereiten. Anfangs habe man den deutschen Namen insultirt und den östreichischen Soldaten verhöhnt, dann habe man zu drohen angefangen und schreite endlich allmählich, wenn auch vereinzelt, zur That. Zu Venedig habe man die Tricolorfahne in einem kaiserlichen Theater aufgesteckt, in Bergamo flössen unter Sonetten, die den Tänzerinnen gegolten, Schmähschriften und Todessentenzen gegen die Deutschen herab, die isolirten Deutschen müßten Meuchelmord wittern bei jeder Gassenecke, um welche sie biegten, bei jedem finstern Hausthor, und schon seien einige Militärs als Opfer italiänischer Dolchgewandtheit gefallen. In einer finstern Nacht sei ein Mordversuch auf den Oberlieutenant Grafen Thun gemacht worden, der ein paar Dolchstiche und Contusionen erhalten habe, aber doch noch glücklich mit dem Leben davon gekommen sei. Ein terroristisches Directorium verbiete den Familien das Scalatheater zu besuchen und ein Haufe übermüthiger Jungen warte vor dem Eingange desselben, um die dahinfahrenden Wagen auszupfeifen. Wohin das führen müsse, würden alle Politiker von einigem Scharfblick einsehen. Daher sei schleunig mit Concessionen vorzugehen, so wahr die Regierung Oberitalien nicht räumen wolle!

Die Regierung aber, auf das treue Militär gestützt, vermehrte überall die Maßregeln der Strenge und ließ z. B. in dem unruhigen Padua das Standrecht publiciren. Die Folge davon ward von jedermann nur nicht vom Wiener Cabinet vorausgesehen. Kurz darauf kam aus Italien die Nachricht: „Die Faction treibt ihr tolles Wesen fort und läßt bald diese bald jene Stadt die traurige Rolle der Aufstandsversuche übernehmen. Gleich einer grassirenden Krankheit tritt sie hier mit

stärkern, dort mit schwächern Schwingungen hervor, aber überall erhebt sie in dem östreichischen Italien ihr finsteres Haupt, überall giebt sie die krankhaften Zeichen ihres Bestehens von sich. Ein Polizeierlaß hat den Calabreserhüten das Verschwinden geboten, aber in Bergamo und Cremona bedeckten sie damit noch trotzig die Köpfe, die in ihrem Wahn nicht mehr der Monarchie Oestreich, sondern einem neuen Italien angehören ... Es stellt sich mit jedem Tage klarer heraus, daß die italiänischen Bewegungsmänner mit nichts Geringerem umgehen als das lombardisch-venetianische Königreich von der Herrschaft loszureißen, um es, vereinigt mit den sardinischen Gebietstheilen, unter dem Scepter Karl Albert's zu einem italiänischen Königreiche zu erheben (oder es zu einem integrirenden Theil einer großen italiänischen Republik zu machen?). Ob dieser Plan in Turin Unterstützung finden wird, wissen wir nicht; Thatsache aber ist es, daß man in der Lombardei keine geringen Hoffnungen auf die Hülfe der sardinischen Kriegsmacht setzt. Die piemontesische Presse trägt durch ihre Großsprechereien das Ihrige dazu bei diese Hoffnungen zu ermuntern. Auch geht in Genua und Turin keine Festlichkeit vorüber, ohne daß auch eine Demonstration gegen Oestreich und für die lombardischen Brüder aufgeführt würde."

Um nun die Verblendung vollkommen zu machen, wurde am 22. Februar 1848 das Standrecht auf die ganze Lombardei ausgedehnt. Weit über 100,000 M. östreichische Truppen, unter ihnen die brutalen Grenzer, erfüllten alle Städte, Dörfer und Flecken des östreichischen Italiens. Und dies alles nachdem schon Neapel zur Verleihung einer Constitution gezwugen worden, nachdem der Papst, der Großherzog von Toscana und der König von Sardinien mit allerhand volksthümlichen Reformen vorgeschritten waren, welche, da sie wegen der gegenwärtigen politischen Constellation Westeuropa's von Oestreich nicht wie in frühern Zeiten gewaltsam unterdrückt werden könn-

ten, nothwendig mit der unwiderstehlichsten Gewalt auf die stabile Lombardei drücken mußten und nur durch schleunige Nachahmung unschädlich gemacht werden konnten.

Wir wollen nicht den Unglückspropheten machen, aber uns scheinen in Bezug auf Italien nur zwei Voraussetzungen möglich zu sein: — Entweder gedulden sich die Italiäner noch bis zu Louis Philipp's Tod, welcher offenbar für Frankreich wie für Europa das Zeichen zur Freiheit geben wird, indem jenes den genauesten Nachforschungen zufolge in der großen Mehrzahl nicht unter der Regentschaft eines Aristokraten auf das Heranwachsen eines Kindes zu warten gesonnen sondern zu einer totalen Umwandlung der Staatsform entschlossen ist, bei welchem Beginnen ein Rückschlag auf das vielfach geknechtete Europa und namentlich auf das benachbarte unsäglich gemißhandelte Italien nicht ausbleiben könnte; — oder Italien fängt den Kampf eher an und (das ist vielleicht nicht übertrieben) der zehnte Theil seiner Bevölkerung geht zu Grunde, bevor der Ueberrest die Freiheit erlangt, indem auch Rußland und Preußen überwunden sein müßten . . . .

. . . .

. . . .

Wir legen die Feder nieder. In Frankreich ist eine Revolution ausgebrochen, König Louis Philipp vertrieben und die Republik ausgerufen! Das ist der Anstoß von außen, welchen Europa zu seiner Wiedergeburt bedurfte und wovon wir schon im vorigen Jahre redeten, als wir die Verderblichkeit der Metternich'schen Politik darzustellen suchten, welche wir so oft eine Gegenfüßlerin der Josephinischen genannt haben.

Durch das Beispiel Frankreichs selbst rechtfertigen wir die Voraussagungen, welche den Schluß dieses Anhangs zur Geschichte Joseph's bilden sollen.

Als Louis Philipp vor 17 Jahren dem Verfassungs-

freund Lafayette zurief, die Charte solle von nun an eine Wahrheit werden, da sprach er sich das Urtheil. So wahr das Volk Ohren und Fäuste hat, durfte der von ihm selbst gewählte König die Constitution nicht verletzen. Er that es nicht gleich seinem geraden Vorgänger offen sondern gleich einer freßgierigen Katze durch Winkelzüge. Die Aristokraten frohlockten, die revolutionsscheue Bourgeoisie duldete im Stillen und der sogenannte vierte Stand, in Frankreich durchaus nicht ohne politische Bildung, knirschte mit den Zähnen und suchte „den Hemmschuh seines Glücks" — obwohl vergeblich — durch Meuchelmord auf die Seite zu schaffen. Die Befestigung von Paris — obwohl von Thiers sicherlich mehr gegen das Ausland als gegen innere Aufstände errichtet, da er besser als sonst jemand die Zuverlässigkeit der Truppen bei innern Aufständen beurtheilt hat — ferner die Zuversichtlichkeit des festsitzenden von einer permanenten Kammermajorität unterstützten Guizot und die vage Hoffnung im höchsten Nothfall immer noch eine Concession machen zu können, welche das so oft zufriedengestellte d. h. betrogene Volk abermals zufriedenstellen würde — dies waren die leitenden Gedanken eines Mannes, welcher durch keine Geschichte gelernt hatte, daß es seit 1789 für keinen König noch eine haltbare Politik geben kann als rein und ganz allein mit dem Volke zu regieren und sich eben dadurch seine Liebe und Anhänglichkeit zu erwerben.

Man hatte in Journalen und auf der Tribune dem Ministerium Verletzungen der Charte nachgewiesen, welche dem Auge des Volks nicht mehr durch Guizot'sche Sophismen zu verhüllen waren. Odilon-Barrot hat sie aufgezählt. Da man dieselben bei den bisherigen politischen Institutionen Frankreichs hatte in's Werk setzen können, so mußten letztere nothwendig verbessert werden. Vor allen Dingen mußte man ein andres Wahlgesetz haben, wonach nicht bloß einige Höchstbesteuerte in die Deputirtenkammer geschickt wurden, die sich in ihrem eig-

nen Interesse an den Guizot'schen Triumphwagen spannen ließen. Also zunächst eine Reform des Wahlgesetzes!

Dies konnte weder einem nach dem Absolutismus strebenden König noch einem an das Staatsruder festgebannten Minister behagen. Einige Zweckessen in den Provinzen, wobei reformatorische Reden gehalten wurden, ließ man wohl passiren, aber als während der Kammersession, welche die Reformen zurückzuweisen erkoren war, ein sogenanntes Reformbankett mitten in Paris angekündigt wurde, da glaubte der sich stark fühlende König nebst seinem Minister der Sache Einhalt thun zu müssen. Das Bankett ward verboten.

Paris ward unruhig. Man hatte etwas von der Gewalt erlangen und wohl auch etwas Neues sehen und hören wollen. Jetzt sollte auf einmal nichts passiren. Alle Straßen füllten sich mit Menschen und die Municipalgarde (eine Art Polizeisoldaten) hatte vollauf zu thun.

Da sich die Sache so ernst gestaltete, entschloß sich Louis Philipp zu einem Ministerwechsel und machte zum Präsidenten des Cabinets — den greisen Molé, einen Mann, der kaum mehr als Guizot zur Reformation des Verfassungswerkes aufgelegt war. Aber so groß war der Haß gegen den Exminister, daß Paris gleichwohl über diesen Entschluß des Königs jubelte. Diese Nachgiebigkeit, welche in den Augen der meisten Pariser nicht viel verbesserte und überdies so spät kam, daß sie wie Furcht aussah, genügte nicht mehr. Louis Philipp mußte Reformmänner in's Ministerium rufen wie Odilon-Barrot und Thiers, was ihm sehr schwer angekommen sein mag. Alle Bemühungen den Sturm durch verschiedene Concessionen zu beschwören wurden vergeblich durch eine Salve des Militärs am Hotel Guizot's, welche gegen 30 Menschen das Leben kostete. Sie war es, die eine allgemeine Bewaffnung, Louis Philipp's Thronentsagung und Flucht sowie die Ausrufung der Republik herbeiführte, nachdem nämlich

die Kurzsicht einer stolz gewordenen Regierung dies alles erst möglich gemacht hatte.

„Frankreich eine Republik, abermals eine Republik! Wird sie auch Bestand haben?" hört man die Männer aller Parteien fragen.

Wenn wir diese Frage mit einem unbedingten Ja beantworten, so werden uns Einige achselzuckend auf die Jahre 1813 — 15 verweisen. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen jener Periode und der unsrigen! In Frankreich schreckte 1815 noch der mit Mühe niedergekämpfte Terrorismus, das Genie Napoleon's hatte so eben seine Unfehlbarkeit verloren, die nöthig gewesene menschenfressende Conscription konnte verschwinden und der Versuch eine beschränkte Monarchie unter einem zwar aufgedrungenen aber doch nicht durchaus unpopulären Bourbon war wieder einmal etwas Neues! England, für seinen Welthandel d. h. für sein Leben mit Recht besorgt, Oestreich, Preußen und Rußland das böse Beispiel des Constitutionalismus wie die Pest scheuend und verfolgend, eine Menge entthronte oder mediatisirte Fürsten nebst einer nichts vergessenden Aristokratie, ihre entrissenen Länder und Güter zurücksehnend, dies waren in jener frühern Epoche die Factoren, wodurch mit dem Kaiser die Revolution begraben wurde.

Was sehen wir aber jetzt vor uns? In Frankreich eine Republik, welcher selbst die Legitimisten aufrichtig gehuldigt haben und worin durch ein Ministerium der Arbeit dem Proletariat, diesem Zeughause des Communismus, kräftig gesteuert werden wird; in England die lebhaftesten Sympathien mit dem republikanischen Nachbarlande und ein Ministerium d. h. eine Volksstimmung, wodurch eine Einmischung in Frankreichs innere Angelegenheiten unmöglich gemacht wird; in Italien und Ungarn einen entschiedenen Nationalwillen, welcher nicht säumen wird dem Wiener Cabinet ernste Schwierigkeiten zu bereiten; in Deutschland eine durch historische Erinnerungen nur

zu sehr gerechtfertigte Abneigung gegen die Politik der heiligen Allianz; in dem zerstückelten Polen ein glühendes Verlangen sich von seinen Zerstücklern zu emancipiren; in Oestreich alle weiter oben geschilderten Elemente der völligen Auflösung; in Preußen den tiefsten Unwillen über das bureaukratische Niederhalten einer gereiften Intelligenz; in Rußland —?

Das Czarenreich wird allerdings die Aufrechthaltung der bisherigen Ordnung der Dinge versuchen. Es wird den Oestreichern in Italien beistehen wollen, die Dänen gegen Schleswig-Holstein zu unterstützen wünschen, die Polen in eiserne Käfige einzusperren trachten. Aber während es sich zu diesem echt russischen Versuche rüstet, werden Oestreich und Preußen ihr System ändern müssen, was Kaiser Nicolaj nun gleichfalls nicht zugeben möchte, wird Frankreich den Italiänern, Polen und Schleswig-Holsteinern für den Fall eines abermaligen Unterdrückungsversuchs seine brüderliche Hülfe verheißen, wird ein deutsches Parlament alle waffenfähige Männer Germaniens unter die Waffen rufen, werden sich die altpolnischen schon längst russicirten Provinzen erheben und ihren später geknechteten Brüdern anzuschließen trachten, werden die ursprünglich deutschen Ostseeprovinzen beim deutschen Parlament anfragen, ob sie im Fall ihres Scheidens vom russischen Staatskörper auf deutschen Schutz rechnen könnten, wird man selbst am schwarzen Meere von Empörung und Ausrufung der Republik hören, so daß der Czar, welcher sich noch vor kurzem zum Schirmvogt des europäischen Absolutismus aufgeworfen hat, weit entfernt seine Absicht zu erreichen, selbst mit drei Millionen regulärer Truppen, Kosaken, Baschkiren und Kalmücken nicht überall zugleich sein könnte, wo ihm gleichgesinnte Fürsten sehnsüchtig die Hände entgegenstrecken. Wohl werden russische Heere in Polen vordringen und leider auch den beschwerlichen Gast der Cholera wieder mitbringen; wohl wird eine russische Flotte ihre Richtung nach dem kleinen Belt nehmen;

aber der Kampfsmuth getäuschter und lange unterdrückter Völker sowie die im Nothfall nicht fehlende Hülfe des tapfern Frankenvolks werden diesmal weder eine Verbindung der Soldaten Oestreichs und Preußens, die jedenfalls in ihrem eignen Hause zu thun haben, mit den vielnamigen Slavenhorden noch ein lange andauerndes Vorrücken derselben in die blühenden Lande Mitteleuropa's gestatten.

Mit dieser ebenso schönen als festbegründeten Hoffnung, d. h. mit dem Wunsche, daß nun recht bald die menschenfreundlichen völkerbeglückenden Ideen des weisen Joseph durch alle Länder des civilisirten Europa's realisirt werden, schließen wir diesen Anhang zur Biographie desselben und freuen uns unendlich, daß wir uns in dem Zeitpunkte, wo jene Ideen zur Geltung gelangen konnten, vielleicht um einige Jahre geirrt haben. Unser Hoch dem wackern Volke, welches trotz allen Anstalten der im finstern schleichenden Tyrannei seine Ketten zu brechen wußte, während jedes Glied derselben mit Argusaugen bewacht wurde! Unser Hoch sodann einem Deutschland, wie wir es schon im Geiste sehen, einem großen, einigen und freien Deutschland! Unser Hoch besonders jenem wackern und gemüthlichen Volke der Oestreicher, welche mit unendlicher Ausdauer einen Staatskanzler ertragen haben, für dessen Gesinnung und Handlungsweise die Sprache kaum Worte hat, welche einen etwaigen Kampf gegen die Aufrechthaltung der bisherigen Staatsmaxime nicht scheuen werden, welche sich über die Wiederkehr der einst theilweise verkannten und später mit schweren Seufzern zurückersehnten Josephinischen Beglückungsideen herzlich freuen und sich nach langer kalter Nacht im Morgenroth der jungen Freiheit nach Herzenslust sonnen mögen!

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

